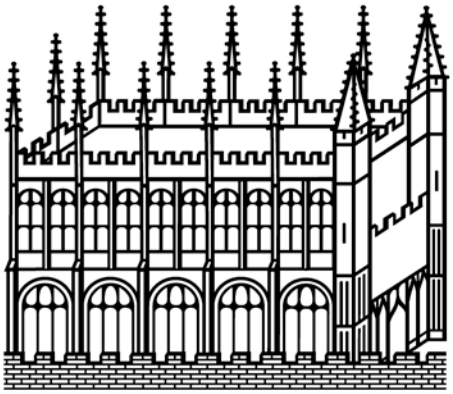

Bodleian Libraries

UNIVERSITY OF OXFORD

This book is part of the collection held by the Bodleian Libraries and scanned by Google, Inc. for the Google Books Library Project.

For more information see:

http://www.bodleian.ox.ac.uk/dbooks

This work is licensed under a Creative Commons Attribution-NonCommercial-ShareAlike 2.0 UK: England & Wales (CC BY-NC-SA 2.0) licence.

Theodor Storm
Sämmtliche Werke

~~256 d 24~~

~~258. f 30~~

~~HB 385 A. 4~~

REF. G 10 979 (4)

Theodor Storm's
Sämmtliche Werke.

Theodor Storm's

Sämmtliche Werke.

Neue Ausgabe

in acht Bänden.

Neunzehnte Auflage.

Braunschweig.

Verlag von George Westermann.

1909.

Theodor Storm's Wohnhaus in Huſum,
1847 bis 1853.

Theodor Storm's
Sämmtliche Werke.

Theodor Storm's

Sämmtliche Werke.

Band 4

Braunschweig, George Westermann.

LIBRARY OF THE TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
- 9 MAY 1944
OF OXFORD

Inhalt

des vierten Bandes.

Eine Halligfahrt (1870) 1
Pole Poppenſpäler (1878/74) 35
Waldwinkel (1874) 101
Ein ſtiller Muſikant (1874/75) 167
Pſyche (1875) 205
Eekenhof (1879) 245
Im Brauerhauſe (1878/79) 295

Nachdruck iſt unterſagt. — Alle Rechte vorbehalten.

Druck von George Weſtermann in Braunſchweig.

Eine Halligfahrt.

Einſt waren große Eichenwälder an unſerer Küſte, und ſo dicht ſtanden in ihnen die Bäume, daß ein Eichhörnchen meilenweit von Aſt zu Aſt ſpringen konnte, ohne den Boden zu berühren. Es wird erzählt, daß bei Hochzeiten, welche durch den Wald zogen, die Braut ihre Krone habe vom Haupte nehmen müſſen, ſo tief hing das Gezweig herab. In den Tagen des Hochſommers war unabläſſige Schattenkühle unter dieſen Waldesdomen, die damals noch der Eber und der Luchs durchſtreiften, indeſſen oben, nur von den Augen der revierenden Falken geſehen, ein Meer von Sonnenſchein auf ihren Wipfeln fluthete.

Aber dieſe Wälder ſind längſt gefallen; nur mitunter gräbt man aus ſchwarzen Moorgründen oder aus dem Schlamm der Watten noch eine verſteinte Wurzel, die uns Nachlebende ahnen läßt, wie mächtig einſt im Kampfe mit den Nordweſtſtürmen jene Laubkronen müſſen gerauſcht haben. Wenn wir jetzt auf unſeren Deichen ſtehen, ſo blicken wir in die baumloſe Ebene wie in eine Ewigkeit; und mit Recht ſagte jene Halligbewohnerin, die von ihrem kleinen Eiland zum erſten Mal hieher kam: „Mein Gott, wat is de Welt doch grot; un et gifft ok noch en Holland!“

* * *

Und wie erquicklich die Luft auf dieſen Deichen weht! Ich komme eben heim; wo hätte ich beſſer den Sonntagmorgen feiern können!

Schon hatte unten in den Kögen der erſte warme Frühlingsregen die unabſehbaren Wieſenlandſchaften grün gemacht; ſchon weideten wieder die unzähligen Rinder auf der Raſendecke, in welcher die Waſſergräben zwiſchen den einzelnen „Fennen“ wie Silberſtreifen in der Morgenſonne funkelten. Von hüben und drüben, abwechſelnd und ſich antwortend, in unendlicher Abtönung, erhob ſich Gebrüll und klang weit über die Ebene hinaus. Und wie lebendig die Stare waren, dieſe geflügelten Freunde der Rinder! In lärmendem Zuge kamen ſie vom Kooge herauf, ſchwenkten vor mir hin und wieder und fielen dann in dichtem Schwarm auf die Krone des Deiches nieder, um gleich darauf, hurtig um ſich pickend, ſeewärts an der Böſchung hinabzuſpazieren.

Aber unten entlang dem Strome, der von der Stadt ins Meer hinausführt, ſchimmerte einladend die neue Strohbeſtickung, womit zum Schutze gegen die nagende Fluth der Saum des Strandes überzogen war. — Wie anmuthig es ſich auf dieſem ſauberen Teppich wandelte! — Es war noch in der Morgenfrühe; das traumhafte Gefühl der Jugend überkam mich wieder, als müſſe dieſer Tag was unausſprechlich Holdes mir entgegenbringen; kommt doch für Jeden die Zeit, wo auch die Geſpenſter des Glückes noch willkommen ſind. — Und ſiehe! — während das Waſſer weich, faſt lautlos zu meinen Füßen anſpülte, plötzlich mit leichten unhörbaren Schritten ging die Erinnerung neben mir. Sie kam weit her aus der Vergangenheit; aber ihr Haar, das ſie kurz in freien Locken trug, war noch ſo blond wie einſt. — Es war deine Geſtalt, Suſanne, in der ſie mir erſchien; ich ſah wieder dein junges, feſtumriſſenes Geſichtchen, die kleine Hand, die lebhaft in die Ferne zeigte, — wie deutlich ſah ich es!

Auf einem ſolchen Teppich an eben dieſem Strande ſchritten wir auch damals neben einander. Deine geöffneten Lippen tranken die feuchte erquickende Luft; mitunter, wenn der weiche Südoſt aufwehte, griff deine Hand nach dem blauen Schleier und legte ihn zurück über das winzige Sommerhütchen. Dann warſt du ſtehen geblieben und horchteſt nach oben hinauf; deine jungen neugierigen Augen forſchten in der durchſichtigen Luft. „Ich ſehe nur eine einzige!“ riefſt du; „dort ſteigt ſie eben in den Himmel!“ Und jetzt vernahm auch ich es; ſo weit man horchen mochte, zur Höhe wie in die Ferne, — der ganze Luftraum ſchien ein einziges unabläſſiges Lerchenſingen. Die kleinen Sänger ſelbſt aber entſchwanden unſeren Augen in der blendenden Fülle des Lichtes, das ihn durchſtrömte. — Und ſchweigend gingen wir weiter; die Welt war ſo ſtill und klar, und die Lerchen ſangen immer fort; was hätten wir auch reden ſollen!

Doch wir waren nicht allein. Die Frau Geheimräthin, Suſannens Mutter, iſt mir nicht weniger unvergeßlich; ſie hatte an der Böſchung des Deiches ihr Schnupftuch voll von Champignons gepflückt und wandelte nun wie lauter Erdgeruch an unſerer Seite. Es war eine gar ſtattliche Dame, und ſelbſt die kleinen Ungeheuer der Tiefe, die Seekrabben, ſchienen ihr den ſchuldigen Reſpect nicht zu verweigern. Sie waren heraufgekrochen, ſaßen am Rande des Waſſers auf der Strohdecke und ſonnten ſich und drehten ihre knopfartigen Augen; wenn aber das Spiegelbild der Geheimräthin mit der ungeheuren lila Hutſchleife über ſie hinfiel, klappten ſie grimmig mit den Scheren und ſchoſſen ſeitwärts in den Abgrund zurück. — — Nach einer Weile hatten wir ein kleines Schiff beſtiegen; „Die Wohlfahrt“ hieß es; der Name ſtand mit goldenen Buchſtaben auf dem Spiegel eingegraben. Wir waren alle glücklich an Bord gelangt; nur daß die alte Dame einen zierlichen Schrei

ausſtieß, als ihre Champignons, die ſie den „lieben Schiffer“ zu verwahren bat, ſo ohne Umſtände in den offenen Schiffsraum hinabflogen.

Und leiſe blähten ſich die Segel und leiſe ſchwamm das Schiff; man hörte das Waſſer vorn am Kiele gluckſen. Nach einer Stunde hatten wir die nachbarliche große Inſel hinter uns und trieben nun auf der breiten Meeresfluth. Eine Möve ſchwebte über dem Waſſer dicht an uns vorüber; ich ſah, wie ihre gelben Augen in die Tiefe bohrten. „Rungholt!“ rief der Schiffer, der eben das Segel umgelegt hatte.

Die Geheimräthin, die — ich weiß nicht durch welche Künſte — ihren Champignonbeutel wieder in der Hand trug, blickte nach allen Seiten um ſich. „Ich ſehe nur den uferloſen Ocean!“ ſagte ſie, indem ſie ihr Augenglas einſchlug und wieder in den Gürtel ſteckte. Der Schiffer, der mit beiden Armen über Bord lehnte, wandte ſein wetterbraunes Geſicht der Dame zu; aber nachdem er ſie wie in mitleidiger Verachtung einige Secunden gemuſtert hatte, ſtarrte er wieder ſchweigend ins Meer hinaus.

„Sie müſſen dorthin blicken,“ ſagte ich, „wo nach Senecas Ausſpruch alle Erdendinge am ſicherſten verwahrt ſind!“

„Und wo wäre das, mein Lieber?“

„In der Vergangenheit; — in dieſem ſicheren Lande liegt auch Rungholt. Einſt zu Königs Abels Zeiten, und auch ſpäter noch, ſtand es oben im Sonnenlichte mit ſeinen ſtattlichen Giebelhäuſern, ſeinen Thürmen und Mühlen. Auf allen Meeren ſchwammen die Schiffe von Rungholt und trugen die Schätze aller Welttheile in die Heimath; wenn die Glocken zur Meſſe läuteten, füllten ſich Markt und Straßen mit blonden Frauen und Mädchen, die in ſeidenen Gewändern in die Kirche rauſchten; zur Zeit der Äquinoctialſtürme ſtiegen die Männer, wenn ſie von ihren Gelagen heimkehrten, vorerſt noch einmal auf ihre hohen Deiche, hiel-

ten die Hände in den Taſchen und riefen hohnlachend auf die anbrüllende See hinab: ‚Trotz nu, blanke Hans!‘ Aber das rothwangige Heidenthum, das hier noch in uns allen ſpukt —“

„Ich bitte doch, mich freundlich auszunehmen!“ ſchob die Geheimräthin mit etwas ſtrammem Lächeln dazwiſchen.

Ich verbeugte mich zuſtimmend. „Es bäumte ſich noch einmal auf gegen den blaſſen aufgedrungenen Chriſtengott; die Männer von Rungholt — ſo wenigſtens haben es die geiſtlichen Chroniſten aufgeſchrieben — beriefen eines Tages einen Prieſter und hießen ihn einer kranken Sau das Abendmahl geben. Da ergrimmte der Herr und ließ wie zu Noäh Zeiten ſeine Waſſer ſteigen; und über die Deiche und Mühlen und Thürme ſchwollen ſie; und Rungholt mit ſeinen blonden Frauen und ſeinen trotzigen Männern“ — und ich wies mit dem Finger rückwärts, wo noch vom Kiel unſeres Schiffes das Waſſer in der Sonne ſtrudelte — „dort ſteht es unten, unſichtbar und verſchollen auf dem Boden des Meeres. Nur zu Zeiten bei hellem Wetter, wenn in der einſamen Mittagsſtunde die Wimpel ſchlaff am Maſt herunterhängen und die Schiffer in der Koje ſchnarchen, dann — wie die Leute ſagen — ‚dühnt es auf‘. — Wer dann mit wachen Augen über Bord ins Waſſer ſchaut, kann gewahren, wie Thürme mit goldnen Gockelhähnen aus der grünen Dämmerung aufſteigen; vielleicht mag er ſogar die Dächer der alten Häuſer erkennen, und wie zwiſchen dem Seetang, der ſie überſtrickt hat, ſeltſam ſchwerfälliges Gethier umherkriecht, oder zwiſchen den zackigen Giebeln in die Enge der Gaſſen hinabſchauen, wo Muſchelwerk und Bernſtein die Thore der Häuſer verbaut hat und der nie raſtende Fluth- und Ebbeſtrom mit den Schätzen verſunkener Schiffe ſpielt. — Aber auch die Schiffer unter Deck erwachen und richten ſich auf, denn unter ſich aus der Tiefe hören ſie es läuten; das ſind die Glocken von Rungholt.“

Suſanne war indeß herangetreten und hatte mit großen Augen zugehört; aber ſie bedurfte für dieſe Seegeſchichte eines ſachkundigeren Gewährsmannes.

„Läuten ſie wirklich, Schiffer?“ fragte ſie. „Haben Sie es ſelbſt gehört?“

Das klang ſo allerliebſt, daß auch die Backen der alten Theerjacke ſich zu einem Lächeln verzogen; und er ſpie weit ins Meer hinaus, bevor er antwortete: „Ick hevt min Dag nich hört.“

Und weiter fuhren wir über Rungholt. Aber trotz der kühlen Antwort des Schiffers blickte Suſanne noch ein paar Mal verſtohlen über Bord ins Waſſer; begann doch auch jetzt die Mittagseinſamkeit ſich brütend auf das Meer zu legen. Und als ſie ſich von mir ertappt ſah, erröthete ſie nur leicht und lächelte; denn meine Augen mochten es den ihren ſchon verrathen haben, wie gern auch ich an Wunder glaubte.

Vor uns in den Horizont trat jetzt ein grauer Punkt, der ſich allmählich in die Breite ſtreckte; und endlich ſtieg ein grünes Eiland vor uns auf. Eine geflügelte Wache ſchien es zu umgeben; ſo weit man an dem Strande entlang ſehen konnte, wimmelte es in der Luft von großen weißen Vögeln, welche unabläſſig wie in ſtiller Geſchäftigkeit durch einander auf- und abſtiegen. Stets in demſelben Luftraume beharrend, glichen ſie einem ungeheuren ſchwebenden Gürtel, der das ganze Eiland zu umſchließen ſchien; ihre ausgebreiteten mächtigen Flügel erſchienen wie durchſichtiger Marmor gegen den ſonnigen Mittagshimmel. — Das war faſt wie in einem Märchen; und dazu kam mir in den Sinn: mein Freund Aemil, ein leidenſchaftlicher Regattenmann, als er in lauer Sommernacht in ſeinem Boote hier vorbeigetrieben war, wollte von dorther eine entzückende Muſik vernommen haben. Der Mond ſei über der ſtillen Inſel geſtanden, und während er nach langer Pauſe heim-

gerudert, ſei in der Nacht und auf dem Meere kein anderer Laut geweſen als dieſe geiſterhaften, allmählich hinter ihm verhallenden Töne.

* * *

Aber es war dennoch keine Zauberinſel, ſondern eine Hallig des alten Nordfrieslands, das vor einem halben Jahrtauſend von der großen Fluth in dieſe Inſelbrocken zerriſſen wurde; die weißen Vögel waren Silbermöven, welche dem Strande entlang über ihren Brutplätzen ſchwebten; larus argentatus, von den Naturforſchern längſt regiſtrirt und in ihren Syſtemen untergebracht. Als wir bald darauf zu Wagen unter ihrem Ringe durchfuhren, ſah ich deutlich über unſeren Köpfen die funkelnden Augen und die ſtarken vorn gebogenen Schnäbel. Dabei erklang in kurzen Pauſen ein heiſeres „Gack! Gack!“ ähnlich dem unſerer Gänſe, nur haſtiger und wilder. Suſanne drückte ängſtlich den Kopf an ihre Mutter; aber unſer Fuhrmann klatſchte lachend mit der Peitſche, und das luftige Geſindel ſtob gackernd nach allen Seiten aus einander.

Und dort auf der hohen Werfte, inmitten der öden baumloſen Inſel, lag das große Hallighaus mit dem tief hinabreichenden Strohdache, in welchem nun ſchon ſeit Jahren „der Vetter“, ein alter trefflicher Junggeſelle, ſich bei den ſchweigſamen Bewohnern eingemiethet hatte. „Die Räder der Staatsmaſchine“ — ſo hatte er mir derzeit ſeine Überſiedelung angekündigt — „werden mir doch zu indiscret; ich weiß, es giebt Leute, die davon entzückt ſind; mich anlangend, ſo kann ich's nicht ertragen, wenn ſie mir fortwährend hinten in die Rockſchöße haspeln.“ — Und ſo war er denn mit ſeiner Bibliothek und ſeinen allerlei Sammlungen in dieſe Meereseinſamkeit gezogen, wo er ſich ſeiner Meinung nach außer dem Bereich der verhaßten Maſchine befand.

Auf ihn auch war ohne Zweifel jene nächtliche Muſik

zurückzuführen; denn noch vor einigen Jahren hatte er in der Stadt, in der er damals lebte, für einen großen Geigenspieler gegolten, obgleich er, so lang ich denken konnte, jede Aufforderung zum Spiel mit dem Bemerken ablehnte, daß das vorüber sei. Ich selbst hatte ihn nur einmal, da ich noch im Hause meiner Eltern lebte, spielen hören; dieses eine Mal aber wurde für mich die Ursache wiederholter Täuschungen; denn wenn ich später in den Concerten weltberühmter Virtuosen saß, so trug ich selten etwas Anderes davon als eine traumhafte Sehnsucht nach jenem Spiel des Vetters. Dennoch sollte er während meiner späteren Abwesenheit von der Heimath noch einmal, jedoch nur auf kurze Zeit, seine Geige wieder zur Hand genommen und, wie einstens, Alles mit sich fortgerissen haben. Ein Näheres darüber hatte ich nicht erfahren. Für gewöhnlich war der Vetter ein munterer alter Herr, dem man nicht anmerkte, vor welch tiefer Erregung oft diese freundlichen Augen Wache hielten.

Aber schon war unser Wagen am Fuße der Werfte angelangt, und dort oben in der Thür unter dem steinernen Giebel stand er selbst, der kleine schmächtige Mann mit den tiefliegenden Augen und dem vollen weißen Haupthaar. „Willkommen im Ländchen der Freiheit!“ rief er, während er eilig herabkam und dem Dienstjungen die Leiter an den Wagen legen half. Und wahrlich frei genug war es hier; außer der Werfte mit dem breit darauf gelagerten Hause schien aus der grünen Inselfläche nichts hervorzuragen als etwa eine zerstreut umherweidende Schafherde; selbst das Gras war so niedrig, daß es kaum den dazwischen umherkletternden langbeinigen Schnaken ein Hinderniß in den Weg legte.

Sein Wohnzimmer hatte sich der Vetter in dem größten Raume des Hauses, dem sogenannten Pesel, eingerichtet. Schränke mit Büchern, mit Conchylien und anderen Samm-

lungen, Karten und Kupferſtiche nach Claude Lorrain und Ruysdael bedeckten die übrigens weiß getünchten Wände. Von dem Aufſatze des Schreibtiſches ſchaute neben einer Statuette der Venus mit dem Delphin, die von einem Korallenbaume aus den Südſeeinſeln gleichſam überſchattet war, das markige Antlitz Beethovens in der bekannten Coloſſalbüſte auf uns herab.

Als wir in die Thür traten, flog uns ein kleiner Vogel entgegen, flatterte einen Augenblick wie zweifelnd hin und her und ſetzte ſich dann auf die Hand ſeines Herrn, mit dem lebhaft bewegten Köpfchen zu ihm aufblickend. „Nur ein Sperling!“ ſagte der Vetter lächelnd und den verwunderten Blick der alten Dame beantwortend; „Sie wiſſen, der Sperling gleicht dem Menſchen; an ſich iſt er ohne Werth, aber er trägt die Möglichkeit zu allem Großen in ſich. Der Burſche hier und ich, wir leben trefflich mit einander.“ — Auf ſeinen Wink flog der Vogel wieder fort und ließ ſich auf einen Aſt des Korallenbaumes zu Häupten der ſchaumgeborenen Göttin nieder, als warte er wie einſt darauf, mit luſtigen Genoſſen vor ihren Wagen geſpannt zu werden, um ſie über das blaue griechiſche Meer in den Schatten ihrer heiligen Haine zu tragen. Wir aber ſchlürften bald aus zierlichen Taſſen den Trank der modernen Welt; ich meine nicht den Kaffee, ſondern den Thee, den wir Küſtenbewohner auch an einem heißen Hochſommervormittage nicht verſchmähen.

Durch die Fenſter, welche in der Front des Hauſes gegen Süden lagen, ſah man auf die grüne Fläche der Hallig und fern am Strand die Brandung, welche ſilbern in der Sonne ſchimmerte. Unſer Schiff war von hier aus nicht zu ſehen; aber dort zu Weſten ſtarrte der Maſt eines anderen kleinen Fahrzeuges in die Luft; es war vor Kurzem hier geſtrandet und jetzt Eigenthum der Halligleute. — Was überhaupt war hier nicht Strandgut! Der große

ſchwarze Hund, der jetzt im Hauſe umherlief, nicht weniger als der edle Alicante, den wir ſpäterhin bei Tiſche tranken Und wie ſtand es um die Bibliothek des Vetters? —

Meinem angeborenen Triebe folgend, hatte ich die Bücherſchränke durchſtöbert und blätterte eben in einem abgegriffenen Exemplar des „Heſperus“, als eine kleine Hand ſich leiſe auf das erſte weiße Blatt des Buches legte. Der Name „Emma“ ſtand hier eingeſchrieben und ein Kreuz darunter.

Noch höre ich den Laut unſchuldiger Theilnahme, den Suſanne bei dieſem Anblick ausſtieß. „Wer war das, Onkel?“ rief ſie. „Haſt du ſie gekannt?“

„Gekannt, mein Kind?“ wiederholte der Alte und ſtrich mit dem Finger über eine Bücherreihe. „Das iſt auch Strandgut; faſt Alles Antiquaria! Die einſtigen Beſitzer ſind geſcheitert oder zu Grunde gegangen; ihre Bücher ſind in alle Welt getrieben, von geſchäftigen Leuten aufgefiſcht und verkauft; und nun ſtehen ſie hier eine Weile, bis auch ihren jetzigen Beſitzer das gleiche Los ereilt. — Aber freilich, dennoch kenne ich dieſe Emma, wenn ſie auch ſchwerlich davon weiß, daß ich ihre poſthume Bekanntſchaft gemacht habe.“

Suſanne blickte geſpannt in die immer lebhafter mitredenden Augen des Vetters.

„Siehſt du!“ fuhr er fort — und er nahm mir das Buch aus der Hand und ſchlug einige Seiten darin auf — „hier ſteht es deutlich: ſie liebte, litt und ſtarb. Dieſe kurze Geſchichte erzählen mir hier die Bleiſtiftſtriche unter ihren Lieblingsſtellen, das vertrocknete Vergißmeinnicht, dazu das Kreuz. Auch eine alte Jungfer iſt ſie geweſen und häßlich genug, daß ihre ſchönen Augen Niemandem haben gefallen wollen; auch dem Einen nicht, der nie daran gedacht hat, wie glücklich er ſie an jenem Frühlingstage machte, als er die welke Blume ſo gedankenlos ihr gab, wie er ſie vorhin gedankenlos gebrochen hatte. Ein Geſichtchen wie das deine

wird das nie verſtehen; aber“ — und er blickte halb ſchmerzlich, halb in zärtlicher Bewunderung in das ſchöne Antlitz des jungen Mädchens — „nicht wahr? durch dich ſoll Niemand Leid erfahren!“

Suſanne öffnete die Lippen, als wolle ſie eine Frage thun; aber der Vetter ſtrich ſanft mit der Hand über ihr blondes Haar; dann wandte er ſich ab und ſetzte mit faſt zarter Sorgſamkeit das Buch an ſeinen Ort. Er mag wohl gefühlt haben, daß ich das bemerkte; denn er ſagte lächelnd: „Nun, nun! da iſt nicht blos der Heſperus, da iſt auch noch ein armes treues Menſchenherz darin.“

Zufällig ſah ich in dieſem Augenblicke unter dem Bücherſchranke den mir von früher wohlbekannten ſchwarzen Geigenkaſten. Was war nach ſolchen Geſprächen natürlicher, als daß ich den alten Herrn an jene Melodie aus meiner Knabenzeit erinnerte und in ihn drang, ſie mich jetzt noch einmal hören zu laſſen. — Aber er ſchien faſt erſchrocken. „Nein, nein, mein Junge!“ ſagte er, den Kaſten haſtig in die äußerſte Ecke ſchiebend. „Siehſt du denn nicht, daß das ein Särglein iſt? Man ſoll die Todten ruhen laſſen.“

Und ſo war denn weiter von dem Geigenſpielen nicht die Rede.

Nicht zu leugnen ſtand übrigens, daß die äußerſt zarte Organiſation des Vetters im Anſtoß mit den Außendingen ihn zu einem für Durchſchnittsmenſchen ziemlich ſeltſamen Kauz gemacht hatte. Auch verfehlte er nicht, die Frau Geheimräthin, welche ein ſeltenes Geſchick hatte, ihn an ſeinen heikelen Stellen zu berühren, im Laufe dieſes Tages mehr als einmal gründlich in Verwunderung zu ſetzen.

Die gute Dame konnte es nicht verwinden, daß er, „der hochgebildete Mann“, die feine Geſellſchaft ſeines früheren Wohnorts mit dieſer nur von Halligleuten und einem zahmen Sperling bevölkerten Einöde vertauſcht habe, und nahm dies Thema ſtets von Neuem wieder auf. — Die kleine

Scene, welche zwiſchen den beiden alten Herrſchaften hieraus entſprang, werde ich nie vergeſſen.

„Frau Couſine!“ ſagte der Vetter mit großem Nachdruck, indem er eine ſchon erfaßte Apfelſine in die Kryſtallſchale zurückfallen ließ — denn wir ſaßen nach beendigter Mittagstafel eben noch am Nachtiſch — „wenn in Novembernächten der Sturm hier unſer Haus gepackt hat, daß wir aufgeſchüttelt aus den Betten ſpringen; — wenn wir dann durchs Fenſter in Augenblicken, wo eben die Wolken am Mond vorübergejagt ſind, das Meer, aber das vom Sturm gepeitſchte Meer hier unten am Fuße unſerer Werfte ſehen, die allein noch hervorragt aus den ſchäumenden, tobenden Waſſerbergen; — Sie glauben nicht, Frau Couſine, wie erquicklich es iſt, ſich einmal in einer anderen Gewalt zu fühlen als in der unſerer kleinen regierungsluſtigen Mitcreaturen!“

Ich mag wohl ſtumm dazu genickt haben, denn ich wüßte auch jetzt noch nichts Erkleckliches dagegen einzuwenden; die Frau Couſine aber wollte das allerdings nicht glauben, ſondern fuhr fort, heftig für das feſte Land und deſſen gute Geſellſchaft zu plaidiren.

Eine Weile hörte der alte Herr geduldig zu; dann aber begann es ſchalkhaft um ſeinen noch immer ſchönen Mund zu zucken.

„So will ich's offen denn bekennen,“ ſagte er; „die Excellenzen und die Geheimen-Ober-Gott-weiß-was-Räthe begannen ſich die letzte Zeit in unſerer guten Stadt auf eine für mich äußerſt beunruhigende Weiſe zu vermehren.“

Ich ſah das herablaſſendſte Lächeln in dem Antlitz der alten Dame aufſteigen.

„Aber, mein Gott, was thaten Ihnen denn —?“

„Mir, Frau Couſine? Ich dächte doch; ſie gingen überall dort in der Sonne, wo eben mir zu gehen beliebte. Es ſind das aber, ſo lange ſie noch in ihren Drähten hängen,

oftmals ganz verruchte Figuren, und man muß ihnen ausbiegen, damit man keine Schläge von ihren hölzernen Armen bekommt."

Die Geheimräthin wurde unruhig.

„Aber, lieber Herr Vetter, mein ſeliger Mann —"

„Gewiß, gewiß, Frau Couſine!" Und der Vetter legte beſchwichtigend ſeine Hand auf ihren Arm. „Ich kenne eine ganze Blumenleſe davon, die alle einen unheimlichen Anſtrich mit ſich herumtragen; dieſe Kerle — ich wette! — wiſcht man ihnen die Staatskalendernummer von der Stirn, ſo ſitzen ſie da wie ausgeblaſene Hülſen; und ich ſehe ſchon, wie ihnen die Augen verglaſen, während das bischen Acten- und Rangclaſſenbewußtſein daraus verdunſtet."

„Aber, Herr Vetter!" Und die Geheimräthin benutzte eine augenblickliche Pauſe; „mein trefflicher ſeliger Mann —"

Und der Vetter legte wieder beſchwichtigend ſeine Hand auf ihren Arm.

„Gewiß, gewiß, Couſine! Und damit ich Niemandem Unrecht thue, es giebt auch recht charmante Leute unter ihnen!"

Und ſich plötzlich zu mir wendend, begann er immer ſchneller und heftiger zu reden, bis er zuletzt einige unleugbar handgreifliche Worte niederzuſchlucken ſich ehrlich, aber vergebens bemühte.

Die Geheimräthin hatte reſignirt die Hände gefaltet und ſagte gar nichts mehr; der Vetter aber war aufgeſprungen, mit erhitztem Geſicht riß er die Stubenthür auf und rief: „Mantje, ein Glas Waſſer!"

Bevor aber Mantje noch erſcheinen konnte, rannte er ſelber hintennach.

Die alte Dame ſchien allmählich aufzuathmen.

„Ein angenehmer Mann, der Vetter," ſagte ſie hüſtelnd, „indeß, ich ſehe ihn doch am liebſten hier auf ſeiner Inſel."

Aber ſchon trat er ſelber wieder in die Stube.

„Ich habe unziemlicher Weiſe die Tafel abgebrochen,“ ſagte er entſchuldigend; „Sie wiſſen ja: Herz ſchon ſo alt und noch immer nicht klug! — Laſſen Sie uns nach Landesbrauch nun Martje Flors Geſundheit trinken!“ Er füllte die Gläſer und erhob das ſeine. „Frau Couſine! Suſanne! Mein lieber Junge! Auf daß es uns wohl gehe in unſeren alten Tagen!“

Und wir tranken, wie das dieſem ernſteſten aller Trinkſprüche eigen zu ſein ſcheint, ſchweigend und ſchüttelten uns die Hände.

Die Geſchichte aber, welche demſelben zu Grunde liegt, verdient es, auch in weiteren Kreiſen erzählt zu werden. Als nämlich Tönning, die größte Stadt der Landſchaft Eiderſtedt, einſt von den Schweden belagert wurde, hatte eine Geſellſchaft feindlicher Officiere in dem benachbarten Kathrinenherd Quartier genommen und trieb dort arge Wirthſchaft; ſie ließen ſich Wein auftragen, zechten und lärmten, als ſeien ſie die Herren hier. Martje Flor, die zehnjährige Tochter des Hauſes, ſtand dabei und ſah unwillig dem Gelage zu, denn ſie gedachte ihrer Eltern, die das unter ihrem Dache dulden mußten. Da reichte einer der Trinker ihr ein volles Glas und rief, was ſie ſo trübſelig daſtehe, ſie ſolle lieber auch eine Geſundheit ausbringen! Und Martje trat mit ihrem Glaſe an den Tiſch, wo die feindlichen Kriegsleute ſaßen, und ſprach: „Dat et uns wull ga up unſe ole Dage!“ — Und auf dieſes Wort des Kindes wurde es ſtill.

Seitdem verſteht es Jeder bei uns zu Hauſe, wenn am Schluſſe des Mahles der Wirth es ſeinen Gäſten zubringt: „Und nun noch — Martje Flors!“

* *
*

Als wir nach aufgehobener Tafel vor die Hausthür traten, führte uns der Vetter unter bedeutungsvollem Schwei-

gen am Hauſe entlang bis an die ſüdweſtliche Ecke desſelben. Hier ſtieß er ein unter herabhängendem Hollunder faſt verborgenes Pförtchen auf; und wie in ein Wunder blickten wir in einen großen baumreichen Garten hinab, den an dieſem Orte, bei der rings umgebenden Öde, wohl Niemand hätte vermuthen können. — Drunten, von der Inſel aus dem Auge ganz verborgen, lag er in einer keſſelförmigen Vertiefung der Werfte, an deren ſchräg abfallenden Wänden ſich zwiſchen verſchiedenartigen Obſtbäumen eine Reihe üppiger Gemüſebeete entlang zog.

Von unten aus dem Grunde blinkte ein kleiner Teich, ringsum von einem hohen Ligusterzaun umſchloſſen. Auf dem daran entlang führenden Steige erſchien eben, vom Hauſe hinabſpazierend, eine weiße Katze; aber ſie verſchwand gleich darauf unter dem Schatten der Obſtbäume, welche vom Garten aus ihr dichtes Gezweig über den Steig hinüberſtreckten. Die blanken Blätter glänzten in dem ſatteſten Grün, als ſeien ſie nie von einem gefräßigen Inſect berührt worden; nur freilich, wo die Kronen der Bäume den oberen Gartenrand erreichten, waren ſie ſämmtlich wie mit der Zaunſchere abgeſchoren, was nach des Vetters Erläuterung von dem Nordweſtwinde ohne jegliche Beſtellung ausgeführt wurde.

Die Aufmerkſamkeit unſerer „Maman“ war durch eine Pumpe erregt worden, welche unweit des Eingangs in dem kleinen Teiche ſtand; und während der alte Herr, unter lebhaften Schlägen mit dem Schwengel, ihr die Speiſung und Bedeutung dieſes Süßwaſſerbehälters der Inſel zu erklären begann, gingen Suſanne und ich in das trauliche Gartenneſt hinab, wo der Sonnenſchein wie eingefangen auf dem grünen Laube ſchlief. Wir ſchritten langſam der weißen Katze nach und verſchwanden gleich ihr unter dem dichten Laube der Apfelbäume, das faſt Suſannens goldklares Haar berührte; um uns her ſchwamm der Duft von Federnelken

und Roſen, die oben zwiſchen den Gemüſebeeten blühten. Unmerklich, wenn mich die Erinnerung nicht täuſcht, waren wir in jenen träumeriſchen Zuſtand gerathen, von dem in der Sommerſtille, inmitten der webenden Natur, ſo leicht ein junges Paar beſchlichen wird: ſie ſchweigen, und ſie meinen faſt zu reden; aber es iſt nur das Getön des unſichtbar in Laub und Luft verbreiteten Lebens, nur das Hauchen der Sommerwinde, die den Staub der Blüthen zu einander tragen. Ich glaube, wir ſaßen auf einer kleinen Holzbank und blickten — wer weiß, wie lange ſchon! — durch die Lücken des Zaunes auf das unten ſchimmernde Waſſer, als plötzlich die accentuirte Stimme der Geheimräthin mich auf die Oberfläche des Lebens zurückrief; und gleich darauf erſchien auch der alte Herr und trieb uns mit munteren Worten zum Kaffee in das Haus.

Aber ich ſtahl mich bald davon, um mir nach meiner Weiſe allein und ungeſtört die verſchiedenen Räume des großen, ganz im Viereck gebauten Hauſes anzuſehen.

Eine Weile ſtand ich in einer Art von Zimmerwerkſtatt und plauderte mit dem Sohne des Hauſes, der, gleich Robinſon, alle Hantirungen vom Robbenjäger bis zum Zimmermann in ſich vereinigte und augenblicklich in letzter Eigenſchaft an den Blöcken eines Segelboots arbeitete, das von einer Nachbarinſel aus bei ihm beſtellt war.

Von hier gelangte ich in einen langen, ziemlich düſtern Stall. Er war leer, da das Vieh draußen auf der Hallig weidete; nur die weiße Katze ſaß jetzt hier auf der Krippe, und einige Hühner liefen gackelnd durch das Mauerloch aus und ein; an den Wänden ſah ich hie und da ein Seehundsfell zum Trocknen angenagelt.

Zu Ende des Stalles, im rechten Winkel daran ſtoßend, noch ſtiller und noch mehr in Dämmerung, lag die Scheune; und dort in ihrer Mitte ſtand das neue Boot, noch duftend von dem Harz des Waldes, von keiner Welle noch berührt.

Wie ſelbſtverſtändlich ſtieg ich ein; ich ſetzte mich auf die Ruderbank und dachte an den Vetter, weshalb er denn vorhin ſein Geigenſpiel vor uns verleugnet habe.

Es war völlig einſam hier. Die kleinen überdies mit Spinngewebe überzogenen Fenſter lagen ſo hoch, daß ſie keinen Ausblick zuließen. Vom Hauſe her vernahm ich keinen Laut; aber draußen um die Mauern, obgleich gegen Mittag der Wind ſich faſt gänzlich gelegt hatte, ertönte eine Art von Luftmuſik, die mich die großen Regiſter ahnen ließ, mit denen hier um Allerheiligen der Sturm ſein Weltmeerconcert in Scene zu ſetzen pflegt. Nach einer Weile miſchten ſich leichte Schritte, die durch den Stall daher kamen, in dieſes Tönen der Luft, und als ich aufblickte, ſtand Suſanne in der Thür, ihr Hütchen am Bande hin- und herſchwenkend.

„Weshalb ſind Sie denn fortgelaufen?“ rief ſie, indem ſie trotzig den Kopf zurückwarf. „Mama ſitzt drinnen vor einer Seekarte, und Onkel hat ein großes Teleſkop am offenen Fenſter aufgeſtellt. Ich mag aber nicht durch Teleſkope ſehen.“

„So gehen Sie bei mir an Bord!“ erwiderte ich, auf meiner Ruderbank zur Seite rückend, „es iſt ein neues ſicheres Fahrzeug.“

„In dieſes Boot ſoll ich ſteigen? Weshalb? Es iſt ſo düſter hier.“

„Hören Sie nur, wie die zarten Geiſter muſiciren!“

Sie horchte einen Augenblick, dann kam ſie näher und hatte ſchon ihr Füßchen auf den Rand des Bootes geſetzt.

„Nun, was zögern Sie, Suſanne? Haben Sie kein Vertrauen zu meiner Steuerkunſt?“

Sie ſah mich an; es war etwas von dem blauen Strahl eines Edelſteins in dieſem Blicke, und es überfiel mich, ob mir nicht doch von dieſen Augen Leids geſchehen könne. Ich mag ſie dabei wohl ſeltſam angeſtarrt haben; denn,

als wandle eine Furcht sie an, zog sie langsam ihren Fuß zurück.

„Wir wollen lieber an den Strand hinab!“ sagte sie leise. „Ich möchte noch die Nester der Silbermöven sehen!“

So verließ ich denn mein gutes Fahrzeug, und wir traten aus dem Hause, wo die Tageshelle fast blendend in unsere Augen strömte. — Ohne von den alten Herrschaften etwas wahrzunehmen, gingen wir die Werfte hinab und über die Hallig nach dem Strande zu. Ein Stengel duftenden Seewermuths, eine violette Strandnelke wurde im Vorbeigehen mitgenommen, sonst war hier nichts, das unsere Aufmerksamkeit hätte erregen können. An manchem der oft tiefen Gerinne, womit, wie mit einem Gewebe, die ganze Hallig überzogen war, mußten wir auf- und abwandern, bevor wir eine Stelle zum Hinüberspringen fanden. Aber Susanne hatte die Mädchenturnschule durchgemacht, und an ihren Schultern waren die unsichtbaren Flügel der Jugend; ich hörte deutlich ihr melodisches Rauschen, wenn der kleine Fuß zum Sprunge ansetzte und wenn sie dann so rasch hinüberflog.

Ein leichter Wind hatte sich aufgemacht, als wir den Strand erreichten. Das Meer, das bei der eingetretenen Fluth nur etwa einen Büchsenschuß von dem grünen Lande entfernt war, lag jetzt wie fließendes Silber vor den schräg fallenden Strahlen der Nachmittagssonne; bis weit hinaus um den Strand der Insel hörte man das Getöse der Brandung. In der Luft war noch immer, wie am Vormittage, das Steigen und Sinken der großen Silbermöven, nur daß jetzt, da kein Licht von oben durchschien, das schneeige Weiß ihrer Flügel sich noch mehr gegen den blauen Himmel abhob. Auch kleinere schwarze Vögel mit storchartigem Schnabel sahen wir, die wie mit hellem Kriegsschrei durch das Gewimmel der großen Möven hin- und herschossen.

Und jetzt ließ Susanne einen Ruf des Entzückens hören; in einem Tangbüschel, umgeben von einem röthlichen Kranze zermalmter Schalthiere, lagen zwei der großen graugrünen Eier; sechs Schritte weiter wieder zwei; und dort, etwas seitwärts, schimmerten gar drei von den kleineren Eiern des schwarzen Austerfischers. Die meisten lagen auf dem bloßen Sande; denn, wie der Vetter sagte, „diese Creaturen machen wenig Umstände mit ihrer Häuslichkeit". Die Vögel gackerten und schrieen; Susanne aber, unbekümmert und mit vor Neugier leuchtenden Augen, schritt immer weiter hinaus, von Nest zu Nest.

Ich hatte mich gegen das Meer hin auf den Rand des Ufers gesetzt. Eine Weile blickte ich Susannen nach; wohin dann meine Gedanken gingen, hätte ich wohl selber kaum zu sagen gewußt, meine Augen aber buchstabirten immer wieder an dem Spiegel unseres unweit auf dem Wasser schaukelnden Schiffes den mir längst bekannten Namen „Die Wohlfahrt", dessen goldene Buchstaben in der Sonne zu mir herüberglänzten. Das Anrauschen des Meeres, das sanfte Wehen des Windes — es ist seltsam, wie das uns träumen macht.

Als ich aufstand, war von Susanne nichts zu sehen. Ich ging eine Strecke an dem Ufer hin, während über mir die Möven gleich ungeheuren Schneeflocken in der Luft tanzten. Ich rief, ich sang — keine Antwort. Endlich dort, weitab in einer Bodensenkung, sah ich sie im Sande knieen. In der scharfen Beleuchtung der schon abendlichen Sonne gewahrte ich eines der großen Eier in ihrer Hand; sie hielt regungslos das Ohr darauf geneigt, als wolle sie das keimende Leben belauschen, das darin verschlossen war. Ihr zu Häupten aber schwebten zwei der mächtigen Vögel, die sich aus der langen Kette losgelöst hatten; sie stießen ihre heiseren Töne aus und schlugen wie zornig mit den weißen Flügeln. Unwillkürlich blieb ich stehen; so wild und

doch ſo anmuthvoll war dieſes Bild. Die knieende Geſtalt des Mädchens regte ſich noch immer nicht. Da ſchoß eines der erzürnten Thiere ſo jäh auf ſie herab, als hätte es mit ſeinem Schnabel ihre Locken packen müſſen.

Suſanne ſtieß einen lauten Schrei aus, daß ſelbſt die Vögel erſchreckt zur Seite ſtoben; dann ſchleuderte ſie das Ei weit von ſich, und wie vorhin über die kleinen Abgründe, flog ſie auf mich zu und ſchlang beide Arme um meinen Hals. — —

Nur ein Hauch darf beben,
Blitzen nur ein Blick;
Und die Engel weben
Fertig ein Geſchick.

So ſagt ein Dichterwort. — Aber dieſer Hauch bebt oft auch nicht. — Ich war ein junger Advocat und längſt von wohlmeinender Seite mir bedeutet worden, wenn ich in meinem Berufe „proſperiren“ wolle, ſo müſſe ich nicht nur meinen grauen Heckerhut bei Seite legen, ſondern mir auch den Schnurrbart abraſiren. Beides hatte ich unterlaſſen; bisher leichtſinnig und wohlgemuth, jetzt aber fiel es mir centnerſchwer aufs Herz, und ſeltſam, während die Brandung eintönig vor meinen Ohren rauſchte und der blonde Mädchenkopf noch immer an meiner Schulter ruhte, konnte ich meine Gedanken zu nichts Beſſerem bewegen, als ſich gegen dieſe Tyrannei der öffentlichen Meinung immer von Neuem in Schlachtordnung aufzuſtellen; ja der Heckerhut und der Schnurrbart ſelbſt begannen zuletzt wie zwei feindliche Geſpenſter gegen mich aufzuſtehen.

„Suſanne,“ ſagte ich endlich reſignirt, „wir werden heimgehen müſſen, es wird ſchon ſpät.“

Es iſt dies jedenfalls recht ungeſchickt geweſen; denn ich weiß noch gar wohl, wie Suſanne mich erſchrocken von ſich ſtieß und dann, bis unter ihr lockicht Stirnhaar erröthend, wie hülflos vor mir ſtehen blieb. Und ohne Zweifel war

es nicht eben viel geſchickter, als ich, um das wieder gut zu machen, ihre beiden Hände ergriff und tröſtend zu ihr ſagte: „Ich weiß wohl, daß es nur die wilden Vögel waren.“

Aber wie auch immer — da wir nun zurückgingen, es war doch anders als vorhin; ſie hatte ſich nun einmal doch in meinen Schutz begeben. Noch oft, wenn über uns ein Vogelſchrei ertönte, warf ſie haſtig das Köpfchen herum, ob auch die geflügelten Feinde hinterdrein kämen, um ihre zerſtörte Brut zu rächen; und wenn wir dann an ein Gerinne kamen, ſo reichte ſie wie ſelbſtverſtändlich mir die Hand, und es war unverkennbar, daß wir nun zuſammenflogen.

Als wir auf der Werfte anlangten, ſtand der Vetter in der Thür.

„Suſanne, mein liebes Kind,“ ſagte er mit einem ſeltſam geheimnißvollen Weſen, „deine Mutter iſt drinnen im Zimmer; ich möchte ein Wort mit unſerem jungen Freunde reden.“

Somit faßte er mich unter den Arm und führte mich um das Haus bis an die hintere Seite desſelben. Hier machte er Halt und ſah mir lange und zärtlich in die Augen.

„Mein Herzensjunge!“ ſagte er dann, „jetzt weiß ich's ja, weshalb du vorhin das alte Liebeslied von mir verlangteſt, denn ich will's dir nur geſtehen, daß es ein ſolches war und zwar ein echtes. Da es dich die langen Jahre und bis zu dieſem Ziele begleitet hat,“ — der Vetter hielt einen Augenblick inne — „wenn du mich demnächſt ſelbander beſuchen wirſt, ich glaube wohl, daß ich die Melodie noch wiederfinde.“

Was ſollte ich auf ſo verfängliche Reden antworten!

„Ich verſtehe Sie nicht, lieber Vetter!“ ſagte ich.

„Du verſtehſt mich nicht?“

Ich mußte wiederholt dieſe Verſicherung geben; dann aber kam es heraus.

Vom Zimmer aus hatte der Vetter ſein Teleſkop auf

immer neue Inſeln und Halligen gerichtet, und die Geheimräthin hatte immer treu hindurchgeſehen, „bis wir,“ fuhr er fort, „zuletzt auch unſeren eigenen Strand und als Staffage dich und Suſanne vor unſer Glas bekamen. Die Frau Couſine blickte mit ganz mütterlichem Stolze auf euch beide hin, auf einmal aber ſpringt ſie mit einem ‚O mein Himmel!‘ in die Stube zurück. ‚Vetter!‘ ruft ſie, ‚ich verſtehe die Situation nicht!‘ und ſchiebt dann mit großer Haſt mich ſelber vor das Teleſkop. Und wie nun ich hindurchſehe — ‚Erſtaunlich!‘ rufe auch ich, ‚aber doch nicht völlig unverſtändlich!‘ und ‚Meinen herzlichen Glückwunſch, Frau Couſine!‘ Denn, leugne es nur nicht, Vetter! du hielteſt ſie richtig in deinen Armen, und ich ſage nur: Halte feſt, mein Junge, halte feſt! Denn dieſes Kind iſt Gott und den Menſchen ein Wohlgefallen!“

Das Geſicht des alten Herrn ſtrahlte vor Freude, und mir ſelbſt begann das Herz ſehr laut zu klopfen. Aber was half das Alles!

„Es thut mir leid,“ ſagte ich, „aber beſtellen Sie den Glückwunſch nur wieder ab; denn es iſt nichts, Vetter!“

„Nichts?“

„Nein, nichts!“

Und ich erzählte ihm nun, daß es nur die großen Vögel geweſen ſeien.

„Erſtaunlich!“ Er ſah mich eine Weile zweifelnd an; dann, wie plötzlich entſchloſſen, drückte er mir kräftig die Hand und ſagte: „Mein Herzensjunge, ich glaube, nun verſtehſt *du* die Situation nicht.“

Ob inzwiſchen auch Suſanne ihre Mutter in dieſer Weiſe aufgeklärt hatte, weiß ich nicht; ich bemerkte, da wir ins Zimmer traten, nur ein noch etwas feierlicheres Weſen an der alten Dame, als ihr ſonſt zu eigen war.

Nicht lange nachher kam die Zeit des Abſchiedes. Die Damen fuhren; ich, in Begleitung des Vetters, ging zu

Fuß an den Strand hinab. Als der Wagen uns ſchon faſt erreicht hatte, ergriff der Alte noch einmal meinen Arm und führte mich ein Stückchen an dem Waſſer hin.

„Alſo es iſt wirklich nichts, mein Junge?“

„Wirklich nichts, Vetter!“

Er ſah mich traurig an.

„Nun, ſo komm zu mir auf meine Hallig; wir laſſen zu Oſtern drei Fach für dich anbauen; überleg dir's wohl!“

Und er drückte kräftig meine beiden Hände.

Dann gingen wir zu Schiffe. Als wir ſchon weit vom Lande auf dem tiefen Waſſer ſchwammen, ſahen wir noch lange den Vetter, wie er grüßend ſeine Mütze ſchwenkte und wie die Abendſonne auf ſeine weißen Haare ſchien.

Nach Sonnenuntergang drehte ſich der Wind; eine ſanfte Briſe wehte aus Südweſt; vor uns aus dem dunklen Waſſer ſtieg der Mond und erhellte mit ſeinem ſanften Licht das Meer. Die Geheimräthin hatte ihren Atlasmantel mit Silberfuchs umgethan und der Kühle wegen ſich unten in dem offenen Schiffsraume eingerichtet. Suſanne, in weiche Tücher eingehüllt, lehnte neben mir an der Schanzkleidung; ihr Antlitz erſchien faſt blaß in der nächtlichen Beleuchtung.

Einmal aus der Ferne drang das Winſeln eines Thieres über das Waſſer zu uns her, und die Schiffer ſagten, daß es ein junger Seehund ſei, der ſeine Mutter ſuche. Dann war es wieder ſtill, und nur die Wellen an unſerem Schiffe rauſchten. Wir aber ſtanden noch immer und blickten über das Meer hinaus. Wohin in dieſer leeren Weltenferne unſere Blicke gingen, wer vermöchte das zu ſagen! Ob etwa auch Suſanne noch an die wilden Vögel dachte? Sie verrieth mir nichts davon, und ich habe es auch ſpäter nicht erfahren. Ebenſo unſicher bin ich, ob der Klabautermann an Bord geweſen iſt. Einmal, da ich den Kopf wandte, war mir zwar, als ob dort am Bugſpriet unter dem Klüverſegel ſich etwas wie Nebel zuſammenkauere, allein ich

achtete nicht darauf. Zwei junge Augen, die ſich, ſtill wie dieſe Nacht, mitunter zu mir wandten, waren ein holderes Geheimniß. Wohl aber fühlte ich, daß Geiſter mit uns fuhren, denen ſelbſt die Nähe der Geheimräthin kein Gegengewicht zu leiſten vermochte.

Als wir dann endlich wieder auf unſerem Deiche nach der Stadt zurückkehrten, ſang über dem dämmernden Koog unſichtbar noch eine Lerche. Zur anderen Seite ſtand der Mond und warf gelblich blinkende Lichter auf den von der eintretenden Ebbe blosgelegten Schlamm.

* *
*

Es giebt Tage, die den Roſen gleichen: ſie duften und leuchten, und Alles iſt vorüber; es folgt ihnen keine Frucht, aber auch keine Enttäuſchung, keine von Tag zu Tag mitſchreitende Sorge. — Ich habe meinen Hut und meinen Schnurrbart beibehalten, bis endlich beide zur allgemeinen Mode wurden und darin verſchwanden. Es iſt mir andererſeits verhüllt geblieben, ob etwa im Verlaufe des Lebens der Blick jener blauen Augen neben dem Strahl des Edelſteins nicht auch die Härte desſelben angenommen hat. Der Tag auf des Vetters Hallig und mitten darin Suſannens ſüße jugendliche Geſtalt ſteht mir, wie Rungholt, wohlverwahrt in dem ſicheren Lande der Vergangenheit.

* *
*

Noch einmal, einige Jahre ſpäter, habe ich den Vetter auf ſeiner Hallig beſucht; freilich nicht ſelbander, wie er derzeit es ſo herzlich mit mir im Sinne hatte. Sein Geiſt ſchien noch rüſtig, aber mit ſeinem Körper ruhte er doch am liebſten am Fenſter in dem weichen Lehnſtuhle und ließ ſtatt ſeiner Füße nur die Augen über die Hallig nach dem

Strande wandern. Als ich hier ihm gegenüberſaß, ſah ich draußen aus dem blauen Himmel zwei jener weißen Möven gegen das Haus fliegen. Auf halber Höhe der Werfte ließen ſie ſich nieder, und der Vetter öffnete das Fenſter und warf ihnen Brot- und Fleiſchſchnitte zu, die er neben ſich auf der Fenſterbank für ſie in Bereitſchaft hatte. „Früher kam ich zu ihnen," ſagte er, „nun müſſen ſie ſchon zu mir kommen." — —

Jetzt ſuchen ſie vergebens ihren Freund. Zwar iſt er auf ſeiner Hallig geblieben, aber aus dem Hauſe hat man ihn hinausgetragen; die grüne Raſendecke liegt ſchützend über ihm. Er hat es gewagt, ſich hier zur Ruhe zu begeben, wohl wiſſend, daß der Sturm die Fluth zu ſeinem Grabe treiben, daß die Fluth es aufwühlen und ihn in ſeinem ſchmalen Ruhebette auf das weite Meer hinaustragen könne. Aber wie hätte er jene großen Mächte fürchten ſollen, in deren Schutz er ſich ſo gern geſichert glaubte!

Mir hatte der treffliche Mann außer ſeiner Bibliothek und ſeinem handſchriftlichen Nachlaſſe auch ſeine Cremoneſer Geige vermacht, welche ich zufolge teſtamentariſcher Anordnung, obgleich des Geigenſpiels ganz unkundig, weder verſchenken noch verkaufen, ſondern nur vererben darf. So liegt ſie denn jetzt unberührt bei anderen Gedächtnißſtücken. Unter den Papieren aber finden ſich einige kurze Aufzeichnungen von der Hand des Verſtorbenen, welche vermuthen laſſen, daß derzeit bei ſeiner Flucht aus der Welt noch ein beſonderer Hebel mitgewirkt habe. Auch die Zeit ſtimmt hiermit überein, denn nach dem beigefügten Datum ſtammen ſie ſämmtlich aus den letzten Jahren vor ſeinem Halligleben. Er wohnte damals noch in ſeinem eigenen Hauſe, das dicht neben der Stadt in einem baumreichen Garten gelegen war. Aus ſeinem Wohnzimmer, welches ſich im oberen Stocke befand, ſah man durch einige davorſtehende Lindenbäume über ein paar grüne Felder auf die Haide, die ſich damals

noch weit nach Weſten hinauszog. Ich weiß noch wohl — denn ich habe dort oft bei ihm geſeſſen — wie ſehr er dieſen Ausblick liebte. Die Haide war ihm ein vertrauter Ort; nicht nur daß er ſie unabläſſig für ſeine entomologiſchen und botaniſchen Studien durchforſchte, ſondern er fand dort auch, wie er ſich ausdrückte, „die nöthige Erholung von dem Menſchenleben.“

An dieſem Fenſter ſitzend muß ich mir ihn denken, als er jene Zeilen niederſchrieb, die jetzt in ſeiner kleinen, aber deutlichen Handſchrift vor mir liegen.

Sie lauten alſo:

* * *

Wie gut es ſich hier in den Octobernachmittag hinausſchaut! So golden ſcheint noch die Sonne; doch löſen ſich unter ihrem Strahle ſchon die Blätter und ſinken lautlos auf den feuchten Raſen; immer ſichtbarer werden die nackten Äſte. Von drunten aus den Hollunderbüſchen klang ein Droſſelſchlag; nach einer Weile rief es noch einmal aus der Ferne — es nimmt Alles Abſchied.

Die lichtgraue Dämmerung des Herbſtabends hat ſich verbreitet, Haus und Garten liegen ſchon im Schatten, hinter der Haide iſt die Sonne hinabgegangen. Nur ganz fern am Himmel, dort, wohin wie Schatten jetzt die Vögel fliegen, iſt noch eine leuchtende Wolkenſchicht gebreitet. Sie ſteht über einem Lande jenſeits des Horizonts, den meine Augen noch erreichen können. Aber auch dort wird bald der goldene Tag erlöſchen. — —

Als ich in das Zimmer zurückblickte, lag noch ein Schimmer jenes Abendſcheins auf meinem ſchwarzen Geigenkaſten, der nun ſchon ſeit Jahren uneröffnet dort unter dem Bücherſchranke ſteht. Die Geige, die er verbirgt, erſtand ich einſt aus dem Nachlaſſe eines früh verſtorbenen Florentiniſchen

Muſikers, und erſt ſeitdem wußte auch ich, daß ich ſpielen könne. Auf dem inneren Rande des Kaſtens fand ich damals eine italieniſche Strophe eingeſchrieben, und ſeltſam, da ich ſie in unſere Sprache übertrug, war mir's, als hätte ich dieſe nun deutſchen Verſe einſt ſelbſt gemacht, und ſuchte lange, wiewohl vergebens, danach unter meinen alten Papieren. Aber ſowie ich die Geige mit meinem Bogen anſtrich, da ſang es und ſchwoll es an zu einer Gewalt, die mich ſelbſt erbeben machte. Das war nicht ich allein, der dieſe Töne ſchuf; ein geiſtig Erbtheil war in dieſer Geige, und ich war der rechte Erbe, der es mit eigener Kraft vermehrte. Nun ruht ſie ſeit lange klanglos in ihrer ſchwarzen Truhe; denn ſchon vor Jahren hatte ich es erkannt: nur bis zu einer gewiſſen Grenze des Lebens fließt um unſere Nerven jener elektriſche Strom, der uns über uns ſelbſt hinausträgt und auch Andere unwiderſtehlich mit ſich reißt.

Und nun? Und heute Abend?

Ich muß vor den Spiegel treten, damit ich meine grauen Haare nicht vergeſſe.

Nein, nein! Ich will die Geige, meine klingende Seele, aus ihrem Sarge nehmen, und meine Hände ſollen nicht zittern.

* * *

Eveline führte mich in den Saal. Er war noch leer, aber die Kerzen brannten ſchon; unter der Kryſtallkrone ſtand der geöffnete Flügel.

„Hier ſollen Sie ſpielen!“ ſagte ſie. „Dort auf dem Tiſchchen ſteht Ihr Geigenkaſten.“

„Soll ich wirklich, Eveline?“

Sie legte, wie ſie das zuweilen that, ihre Wange in die Hand und ſah mich ernſthaft an.

„Sie haben es mir doch verſprochen!“

— „Und vor ſo hoher Geſellſchaft?“

Denn in großen, ziemlich mäßigen Steindrucken, aber aus desto dickeren Goldrahmen schaute fast die ganze erste Rangclasse unseres Staatskalenders von den Wänden herab.

Sie lachte.

„Pst! Nicht spotten! Das sind Papas Penaten. Weshalb sehen Sie nicht auf meine Bilder, die bescheiden, aber tröstlich unter ihnen hängen?“

Und freilich, auch Goethe und Mozart waren, wenn auch in kleinerem Format, vertreten.

Die Gesellschaft drängte aus den anderen Zimmern in den Saal.

„Adieu!“ sagte Eveline.

Sie reichte mir flüchtig die Hand, ihr dunkles Auge streifte mich; dann ging sie den Eintretenden entgegen. Ich suchte mir in der fernsten Ecke einen Platz. Der weiche, etwas müde Klang ihrer Stimme lag noch in meinem Ohr; aus ihren einfachsten Worten spricht es oft, ich weiß nicht, wie die schmerzliche Erwartung oder wie die heimliche Zusage eines Glückes. Bald aber gesellte sich mein werther Vetter, der Geheimrath, zu mir und sprach irgend etwas über Kunst; und ich besah mir indeß die noch immer unter Geplauder und Complimenten platznehmende Gesellschaft und verglich sie mit der, die an den Wänden hing.

Und jetzt wurde ein Accord angeschlagen. Unser Adolf, der Musikdirector, begann das Largo aus Beethovens D-dur-Sonate. Und es wurde völlig still und blieb es auch; denn er versteht es, wenn die Stunde günstig ist, seinen Beethoven so eindringlich zu Gehör zu bringen, daß es schon sehr große Geister oder aber sehr große Flegel sein müssen, die dabei sich noch selber sollten hören mögen. Mit dem Einsatze der Menuet war mir sogar, als gehe ein Aufathmen des Entzückens durch den ganzen Saal. Ist doch Musik die Kunst, in der sich alle Menschen als Kinder eines Sterns erkennen sollen!

Dann führte der Muſikdirector ſeine jungen Scharen vor. Es waren friſche, anmuthige Stimmen darunter, und ſie ſangen ihre Thee- und Kaffeeliedchen, in denen ſie ſich ſo wohl fühlen, die wie die Sommervögel kommen und verſchwinden. Sie ſangen aber auch von den Liedern des neuen großen Componiſten, durch welchen Eichendorffs wunderbare Lyrik zuerſt in der Muſik ihren Ausdruck erhalten hat. Ahnungslos ſchwebten die jungen Stimmen über dem Abgrund dieſer Lieder. — Ich weiß nicht, ob der Capellmeiſter Johannes Kreisler davon gelaufen wäre; ich ſaß ganz ſtill und horchte auf den ſüßen, thaufriſchen Lerchenſchlag der Jugend. Dazwiſchen immer behagliches Klatſchen und liebkoſende Worte der älteren Herren und Damen und laute Complimente der jungen Cavaliere. Weshalb denn auch nicht?

Und nun — ich glaube faſt, daß mir die Bruſt beklommen war — ſtand ich ſelbſt am Flügel. Eveline hatte die Geige ſchweigend vor mich hingelegt und war dann ebenſo zurückgetreten. Spohrs neuntes Concert lag aufgeſchlagen. Adolf ſah mich an: „Nun, wollen wir?“

Wir kannten uns. Vor Jahren hatte mancher Abend, manche Nacht uns ſo vereint geſehen. Schon lag mein Bogen an den Saiten; ein paar Accorde noch des Flügels, und ſicher und kryſtallhell flog der erſte Ton durch den Saal.

Und meine Geige ſang, oder eigentlich war es meine Seele. Sie ſang wie einſt der Neck am Waſſerfall, von dem die Kinder ſagten, daß er keine Seele habe. — Du weißt es, meine Muſe, denn du ſtandeſt mir gegenüber neben dem Bilde deines Lieblings, des Jünglings Goethe, die ſchönen Hände in deinem Schoß gefaltet. Deine Augen waren hingegeben offen, und ich trank aus ihnen die entzückende Götterkraft der Jugend. Und die Wände des Gemaches ſchwanden, und der rauſchende Waſſerfall ſtand, und

alle die jungen Vögel, die eben noch ſo laut geſchlagen hatten, verſtummten lauſchend. Ich war eins mit dir, ſchöne jugendliche Göttin, hoch oben ſtand ich herrſchend; ich fühlte, wie die Funken unter meinem Bogen ſprühten; und lange, lange hielt ich ſie Alle in athemloſem Bann.

Wir waren zu Ende. Adolf nahm die Hände vom Clavier, ſah zu mir auf und nickte leiſe.

Und da ich den Bogen fortgelegt hatte, blickten die Jungen auf mich, halb ſcheu, mit erſtaunten großen Augen, als hätten ſie plötzlich entdeckt, ich ſei noch Einer von den Ihren, den ſie nicht erkannt, der nun plötzlich die Maske des Alters fortgeworfen habe.

Erſt als Adolf ſeinen Stuhl rückte und aufſtand, wurde die Stille unterbrochen, und die Geſellſchaft drängte ſich zu uns. Nur ich wußte, daß plötzlich Evelinens Hand in meiner lag. Oder war es die Hand meiner Muſe, die noch einmal flüchtig mich berührte?

* *
*

Sie haben dich geſcholten, Eveline.

Und wenn ihr wahr geſprochen hättet — laßt ſie mir! Auch die Natur, von welcher, gleich der Roſe, ſie nur ein Theil iſt, vermag uns nichts zu geben, als was wir ſelber ihr entgegenbringen. Vielleicht gelangt der Menſch überall nicht weiter, und wir ſterben einſam, wie wir einſam geboren wurden. Und dennoch, was wäre das Leben, wenn es keine Roſen gäbe?

* *
*

Weißt du, daß es Vorgeſichte giebt? — Mitunter, als könne ſie nicht warten, bis auch ihre Zeit gekommen iſt, wirft die Zukunft ihr Scheinbild in die Gegenwart. — Du ahnteſt nichts davon, aber ich habe es geſehen; es war

mitten im kerzenhellen Saale. Du hatteſt getanzt und lehnteſt athmend in der Sophaecke; da ſah ich dein Antlitz ſich verwandeln, deine Züge wurden ſcharf, deine Wangen ſchlaff und fahl. Schon ſtreckte meine Hand ſich aus, um leis die Roſe aus deinem Haar zu nehmen; denn ſie ſaß dort wie ein Hohn für dein armes Angeſicht. Aber es verſchwand, da ich feſt dich anblickte; du lächelteſt, du warſt wieder nicht älter als deine achtzehn Jahre. Unmächtig wich das Geſpenſt zurück; nur ich ſah es noch immer wie eine verhüllte Drohung in der Ferne ſtehen.

O Eveline! Der Strom der Schönheit ergießt ſich ewig durch die Welt, aber auch du biſt nur ein Wellenblinken, das aufleuchtet und erliſcht; und alle Zukunft wird einſt Gegenwart.

* *
*

Im eigenen Herzen geboren,
Nie beſeſſen,
Dennoch verloren.

Wie ſeltſam, dieſe Worte auf meinem Geigenkaſten!
Auch das iſt nun vorüber. —

* *
*

Hier ſcheinen in den Aufzeichnungen des Vetters ein oder mehrere Blätter zu fehlen; denn das Folgende, womit dort ein neues Blatt beginnt, iſt augenſcheinlich nur der Schluß eines längeren Aufſatzes.

* *
*

— — „Aber ein Hauch der ewigen Jugend, die in mir iſt, hat doch dein Herz berührt; mögen noch ſo übermüthig deine jungen Lippen zucken. Einſt, wenn auch du zu den

Schatten gehörſt, deren Mund vergebens nach dem Kelche dürſtet, aus dem vor ihren Augen die Jugend in vollen Zügen trinkt, wird die Erinnerung an mich dich jäh überfallen; vielleicht am ſtillen Abend, wenn du hinter abgeheimſten Stoppeln die Sonne ſinken ſiehſt, vielleicht — auch das iſt möglich — erſt in den Schauern des Todes, in jenem letzten Augenblicke, wo alle Erdengeiſter dich verlaſſen. — Und nun geh, Eveline; denn jetzt ſind ſie Alle noch in deinem Dienſt!"

Ihre Hand zitterte, die, wie ich jetzt erſt fühlte, in der meinen lag. Aber ſie zog ſie ſchweigend zurück und ging.

„Gute Nacht, Eveline!"

Du aber, o Muſe des Geſanges, verlaſſe du mich noch nicht! Laß mich mein Haupt an deine Schulter lehnen, denn ich bin müde, müde wie ein gehetztes Wild; und ſollte ich heimlich bluten, ſo lege du die Hand auf meine Wunde! — —

* *
*

Hier enden dieſe Aufzeichnungen. Kein Band, keine Locke, keine Blume liegt bei den vergilbten Blättern.

Wer war jene Eveline, welche dies alternde Herz noch einmal ſo tief zu erſchüttern vermochte? — Ich kenne Keine ihres Namens. Requiescat! Requiescat!

Pole Poppenſpäler.

Ich hatte in meiner Jugend einige Fertigkeit im Drechſeln und beſchäftigte mich ſogar wohl etwas mehr damit, als meinen gelehrten Studien zuträglich war; wenigſtens geſchah es, daß mich eines Tages der Subrector bei Rückgabe eines nicht eben fehlerloſen Exercitiums ſeltſamer Weiſe fragte, ob ich vielleicht wieder eine Nähſchraube zu meiner Schweſter Geburtstag gedrechſelt hätte. Solche kleine Nachtheile wurden indeſſen mehr als aufgewogen durch die Bekanntſchaft mit einem trefflichen Manne, die mir in Folge jener Beſchäftigung zu Theil wurde. Dieſer Mann war der Kunſtdrechsler und Mechanikus Paul Paulſen, auch deputirter Bürger unſerer Stadt. Auf die Bitte meines Vaters, der für Alles, was er mich unternehmen ſah, eine gewiſſe Gründlichkeit forderte, verſtand er ſich dazu, mir die für meine kleinen Arbeiten erforderlichen Handgriffe beizubringen.

Paulſen beſaß mannigfache Kenntniſſe und war dabei nicht nur von anerkannter Tüchtigkeit in ſeinem eigenen Handwerk, ſondern er hatte auch eine Einſicht in die künftige Entwicklung der Gewerke überhaupt, ſo daß bei Manchem, was jetzt als neue Wahrheit verkündigt wird, mir plötzlich einfällt: das hat dein alter Paulſen ja ſchon vor vierzig Jahren geſagt. — Es gelang mir bald, ſeine Zuneigung zu erwerben, und er ſah es gern, wenn ich noch außer den

feſtgeſetzten Stunden am Feierabend einmal zu ihm kam. Dann ſaßen wir entweder in der Werkſtätte oder Sommers — denn unſer Verkehr hat Jahre lang gedauert — auf der Bank unter der großen Linde ſeines Gärtchens. In den Geſprächen, die wir dabei führten, oder vielmehr, welche mein älterer Freund dabei mit mir führte, lernte ich Dinge kennen und auf Dinge meine Gedanken richten, von denen, ſo wichtig ſie im Leben ſind, ich ſpäter ſelbſt in meinen Primaner-Schulbüchern keine Spur gefunden habe.

Paulſen war ſeiner Abkunft nach ein Frieſe und der Charakter dieſes Volksſtammes aufs Schönſte in ſeinem Antlitz ausgeprägt; unter dem ſchlichten blonden Haar die denkende Stirn und die blauen ſinnenden Augen; dabei hatte, vom Vater ererbt, ſeine Stimme noch etwas von dem weichen Geſang ſeiner Heimathſprache.

Die Frau dieſes nordiſchen Mannes war braun und von zartem Gliederbau, ihre Sprache von unverkennbar ſüddeutſchem Klange. Meine Mutter pflegte von ihr zu ſagen, ihre ſchwarzen Augen könnten einen See ausbrennen, in ihrer Jugend aber ſei ſie von ſeltener Anmuth geweſen. — Trotz der ſilbernen Fädchen, die ſchon ihr Haar durchzogen, war auch jetzt die Lieblichkeit dieſer Züge noch nicht verſchwunden, und das der Jugend angeborene Gefühl für Schönheit veranlaßte mich bald, ihr, wo ich immer konnte, mit kleinen Dienſten und Gefälligkeiten an die Hand zu gehen.

„Da ſchau mir nur das Buberl,“ ſagte ſie dann wohl zu ihrem Mann; „wirſt doch nit eiferſüchtig werden, Paul?“

Dann lächelte Paul. Und aus ihren Scherzworten und aus ſeinem Lächeln ſprach das Bewußtſein innigſten Zuſammengehörens.

Sie hatten außer einem Sohne, der damals in der Fremde war, keine Kinder, und vielleicht war ich den Beiden zum Theil deshalb ſo willkommen, zumal Frau Paul-

ſen mir wiederholt verſicherte, ich habe grad ein ſo luſtigs Naſerl wie ihr Joſeph. Nicht verſchweigen will ich, daß Letztere auch eine mir ſehr zuſagende, in unſerer Stadt aber ſonſt gänzlich unbekannte Mehlſpeiſe zu bereiten verſtand und auch nicht unterließ, mich dann und wann darauf zu Gaſte zu bitten. — So waren denn dort der Anziehungskräfte für mich genug. Von meinem Vater aber wurde mein Verkehr in dem tüchtigen Bürgerhauſe gern geſehen. „Sorge nur, daß du nicht läſtig fällſt!“ war das Einzige, woran er in dieſer Beziehung zuweilen mich erinnerte. Ich glaube indeſſen nicht, daß ich meinen Freunden je zu oft gekommen bin.

Da geſchah es eines Tages, daß in meinem elterlichen Hauſe einem alten Herrn aus unſerer Stadt das neueſte und wirklich ziemlich gelungene Werk meiner Hände vorgezeigt wurde.

Als dieſer ſeine Bewunderung zu erkennen gab, bemerkte mein Vater dagegen, daß ich ja aber auch ſchon ſeit faſt einem Jahre bei Meiſter Paulſen in der Lehre ſei.

„So, ſo,“ erwiderte der alte Herr; „bei Pole Poppenſpäler!“

Ich hatte nie gehört, daß mein Freund einen ſolchen Beinamen führe, und fragte, vielleicht ein wenig naſeweis, was das bedeuten ſolle.

Aber der alte Herr lächelte nur ganz hinterhaltig und wollte keine weitere Auskunft geben. —

Zum kommenden Sonntag war ich von den Paulſenſchen Eheleuten auf den Abend eingeladen, um ihnen ihren Hochzeitstag feiern zu helfen. Es war im Spätſommer, und da ich mich frühzeitig auf den Weg gemacht und die Hausfrau noch in der Küche zu wirthſchaften hatte, ſo ging Paulſen mit mir in den Garten, wo wir uns zuſammen unter der großen Linde auf die Bank ſetzten. Mir war das „Pole Poppenſpäler“ wieder eingefallen, und es ging mir

ſo im Kopfe herum, daß ich kaum auf ſeine Reden Antwort gab; endlich, da er mich faſt ein wenig ernſt wegen meiner Zerſtreuung zurechtgewieſen hatte, fragte ich ihn geradezu, was jener Beiname zu bedeuten habe.

Er wurde ſehr zornig. „Wer hat dich das dumme Wort gelehrt?“ rief er, indem er von ſeinem Sitze aufſprang. Aber bevor ich noch zu antworten vermochte, ſaß er ſchon wieder neben mir. „Laß, laß!“ ſagte er ſich beſinnend; „es bedeutet ja eigentlich das Beſte, was das Leben mir gegeben hat. — Ich will es dir erzählen; wir haben wohl noch Zeit dazu. —

„In dieſem Haus und Garten bin ich aufgewachſen, meine braven Eltern wohnten hier, und hoffentlich wird einſt mein Sohn hier wohnen! — Daß ich ein Knabe war, iſt nun ſchon lange her; aber gewiſſe Dinge aus jener Zeit ſtehen noch, wie mit farbigem Stift gezeichnet, vor meinen Augen.

„Neben unſerer Hausthür ſtand damals eine kleine weiße Bank mit grünen Stäben in den Rück- und Seitenlehnen, von der man nach der einen Seite die lange Straße hinab bis an die Kirche, nach der anderen aus der Stadt hinaus bis in die Felder ſehen konnte. An Sommerabenden ſaßen meine Eltern hier, der Ruhe nach der Arbeit pflegend; in den Stunden vorher aber pflegte ich ſie in Beſchlag zu nehmen und hier in der freien Luft und unter erquickendem Ausblick nach Oſt und Weſt meine Schularbeit anzufertigen.

„So ſaß ich auch eines Nachmittags — ich weiß noch gar wohl, es war im September, eben nach unſerem Michaelis-Jahrmarkte — und ſchrieb für den Rechenmeiſter meine Algebra-Exempel auf die Tafel, als ich unten von der Straße ein ſeltſames Gefährt heraufkommen ſah. Es war ein zweirädriger Karren, der von einem kleinen rauhen Pferde gezogen wurde. Zwiſchen zwei ziemlich hohen Kiſten, mit denen er beladen war, ſaß eine große blonde Frau mit ſtei-

ſen hölzernen Geſichtszügen und ein etwa neunjähriges Mädchen, das ſein ſchwarzhaariges Köpfchen lebhaft von einer Seite nach der anderen drehte; nebenher ging, den Zügel in der Hand, ein kleiner, luſtig blickender Mann, dem unter ſeiner grünen Schirmmütze die kurzen ſchwarzen Haare wie Spieße vom Kopfe abſtanden.

„So, unter dem Gebimmel eines Glöckchens, das unter dem Halſe des Pferdes hing, kamen ſie heran. Als ſie die Straße vor unſerem Hauſe erreicht hatten, machte der Karren Halt. ‚Du, Bub,‘ rief die Frau zu mir herüber; ‚wo iſt denn die Schneiderherberg?‘

„Mein Griffel hatte ſchon lange geruht; nun ſprang ich eilfertig auf und trat an den Wagen. ‚Ihr ſeid grad davor,‘ ſagte ich und wies auf das alte Haus mit der viereckig geſchorenen Linde, das, wie du weißt, noch jetzt hier gegenüber liegt.

„Das feine Dirnchen war zwiſchen den Kiſten aufgeſtanden, ſtreckte das Köpfchen aus der Kapuze ihres verſchoſſenen Mäntelchens und ſah mit ihren großen Augen auf mich herab; der Mann aber, mit einem ‚Sitz ruhig, Diendl!‘ und ‚Schönen Dank, Bub!‘ peitſchte auf den kleinen Gaul und fuhr vor die Thür des bezeichneten Hauſes, aus dem auch ſchon der dicke Herbergsvater in ſeiner grünen Schürze ihm entgegentrat.

„Daß die Ankömmlinge nicht zu den zunftberechtigten Gäſten des Hauſes gehörten, mußte mir freilich klar ſein; aber es pflegten dort — was mir jetzt, wenn ich es bedenke, mit der Reputation des wohlehrſamen Handwerks ſich keineswegs reimen will — auch andere, mir viel angenehmere Leute einzukehren. Droben im zweiten Stock, wo noch heute ſtatt der Fenſter nur einfache Holzluken auf die Straße gehen, war das hergebrachte Quartier aller fahrenden Muſikanten, Seiltänzer oder Thierbändiger, welche in unſerer Stadt ihre Kunſt zum Beſten gaben.

„Und richtig, als ich am anderen Morgen oben in meiner Kammer vor dem Fenſter ſtand und meinen Schulſack ſchnürte, wurde drüben eine der Luken aufgeſtoßen; der kleine Mann mit den ſchwarzen Haarſpießen ſteckte ſeinen Kopf ins Freie und dehnte ſich mit beiden Armen in die friſche Luft hinaus; dann wandte er den Kopf hinter ſich nach dem dunklen Raum zurück, und ich hörte ihn ‚Liſei! Liſei!‘ rufen. — Da drängte ſich unter ſeinem Arm ein roſiges Geſichtlein vor, um das wie eine Mähne das ſchwarze Haar herabfiel. Der Vater wies mit dem Finger nach mir herüber, lachte und zupfte ſie ein paar Mal an ihren ſeidenen Strähnen. Was er zu ihr ſprach, habe ich nicht verſtehen können; aber es mag wohl ungefähr gelautet haben: ‚Schau dir ihn an, Liſei! Kennſt ihn noch, den Bubn von geſtern? — Der arme Narr, da muß er nun gleich mit dem Ranzen in die Schule traben! — Was du für ein glücklichs Diendl biſt, die du allweg nur mit unſerem Braunen Land ab Land auf zu fahren brauchſt!‘ — Wenigſtens ſah die Kleine ganz mitleidig zu mir herüber, und als ich es wagte, ihr freundlich zuzunicken, nickte ſie ſehr ernſthaft wieder.

„Bald aber zog der Vater ſeinen Kopf zurück und verſchwand im Hintergrund ſeines Bodenraumes. Statt ſeiner trat jetzt die große blonde Frau zu dem Kinde; ſie bemächtigte ſich ihres Kopfes und begann ihr das Haar zu ſtrählen. Das Geſchäft ſchien ſchweigend vollzogen zu werden, und das Liſei durfte offenbar nicht mucken, obgleich es mehrmals, wenn ihr der Kamm ſo in den Nacken hinabfuhr, die eckigſten Figuren mit ihrem rothen Mäulchen bildete. Nur einmal hob ſie den Arm und ließ ein langes Haar über die Linde draußen in die Morgenluft hinausfliegen. Ich konnte von meinem Fenſter aus es glänzen ſehen; denn die Sonne war eben durch den Herbſtnebel gedrungen und ſchien drüben auf den oberen Theil des Herberghauſes.

„Auch in den vorhin undurchdringlich dunklen Bodenraum konnte ich jetzt hineinſehen. Ganz deutlich erblickte ich in einem dämmerigen Winkel den Mann an einem Tiſche ſitzen; in ſeiner Hand blinkte etwas wie Gold oder Silber; dann wieder war's wie ein Geſicht mit einer ungeheuren Naſe; aber ſo ſehr ich meine Augen anſtrengte, ich vermochte nicht klug daraus zu werden. Plötzlich hörte ich, als wenn etwas Hölzernes in einen Kaſten geworfen würde, und nun ſtand der Mann auf und lehnte aus einer zweiten Luke ſich wieder auf die Straße hinaus.

„Die Frau hatte indeſſen der kleinen ſchwarzen Dirne ein verſchoſſenes rothes Kleidchen angezogen und ihr die Haarflechten wie einen Kranz um das runde Köpfchen gelegt.

„Ich ſah noch immer hinüber. ‚Einmal,' dachte ich, ‚könnte ſie doch wieder nicken!'

— — „‚Paul, Paul!' hörte ich plötzlich unten aus unſerem Hauſe die Stimme meiner Mutter rufen.

„‚Ja, ja, Mutter!'

„Es war mir ordentlich wie ein Schrecken in die Glieder geſchlagen.

„‚Nun,' rief ſie wieder, ‚der Rechenmeiſter wird dir ſchön die Zeit verdeutſchen! Weißt du denn nicht, daß es lang ſchon ſieben geſchlagen hat?'

„Wie raſch polterte ich die Treppe hinunter!

„Aber ich hatte Glück! der Rechenmeiſter war gerade dabei, ſeine Bergamotten abzunehmen, und die halbe Schule befand ſich in ſeinem Garten, um mit Händen und Mäulern ihm dabei zu helfen. Erſt um neun Uhr ſaßen wir Alle mit heißen Backen und luſtigen Geſichtern an Tafel und Rechenbuch auf unſeren Bänken.

„Als ich um elf, die Taſchen noch von Birnen ſtarrend, aus dem Schulhofe trat, kam eben der dicke Stadtausrufer die Straße herauf. Er ſchlug mit dem Schlüſſel an ſein blankes Meſſingbecken und rief mit ſeiner Bierſtimme:

„‚Der Mechanikus und Puppenſpieler Herr Joſeph Tendler aus der Reſidenzſtadt München iſt geſtern hier angekommen und wird heute Abend im Schützenhofſaale ſeine erſte Vorſtellung geben. Vorgeſtellt wird Pfalzgraf Siegfried und die heilige Genovefa, Puppenſpiel mit Geſang in vier Aufzügen.‘

„Dann räuſperte er ſich und ſchritt würdevoll in der meinem Heimwege entgegengeſetzten Richtung weiter. Ich folgte ihm von Straße zu Straße, um wieder und wieder die entzückende Verkündigung zu hören; denn niemals hatte ich eine Komödie, geſchweige denn ein Puppenſpiel geſehen. — Als ich endlich umkehrte, ſah ich ein rothes Kleidchen mir entgegenkommen; und wirklich, es war die kleine Puppenſpielerin; trotz ihres verſchoſſenen Anzuges ſchien ſie mir von einem Märchenglanz umgeben.

„Ich faßte mir ein Herz und redete ſie an: ‚Willſt du ſpazieren gehen, Liſei?‘

„Sie ſah mich mißtrauiſch aus ihren ſchwarzen Augen an. ‚Spazieren?‘ wiederholte ſie gedehnt. ‚Ach du! — du biſt g'ſcheidt!‘

„‚Wohin willſt du denn?‘

— „‚Zum Ellenkramer will i!‘

„‚Willſt du dir ein neues Kleid kaufen?‘ fragte ich tölpelhaft genug.

„Sie lachte laut auf. ‚Geh! laß mi aus! — Nein; nur ſo Fetzeln!‘

„‚Fetzeln, Liſei?‘

— „‚Freili! Halt nur ſo Reſteln zu G'wandl für die Pupp'n; 's koſt't immer nit viel!‘

„Ein glücklicher Gedanke fuhr mir durch den Kopf. Ein alter Onkel von mir hatte damals am Markte hier eine Ellenwaarenhandlung, und ſein alter Ladendiener war mein guter Freund. ‚Komm mit mir!‘ ſagte ich kühn; ‚es ſoll dir gar nichts koſten, Liſei!‘

„‚Meinſt?‘ fragte ſie noch; dann liefen wir beide nach dem Markt und in das Haus des Onkels. Der alte Gabriel ſtand wie immer in ſeinem pfeffer- und ſalzfarbenen Rock hinter dem Ladentiſch, und als ich ihm unſer Anliegen deutlich gemacht hatte, kramte er gutmüthig einen Haufen ‚Reſter‘ auf den Tiſch zuſammen.

„‚Schau, das hübſch Brinnroth!‘ ſagte Liſei und nickte begehrlich nach einem Stückchen franzöſiſchen Kattuns hinüber.

„‚Kannſt es brauchen?‘ fragte Gabriel. — Ob ſie es brauchen konnte! Der Ritter Siegfried ſollte ja auf den Abend noch eine neue Weſte geſchneidert bekommen.

„‚Aber da gehören auch die Treſſen noch dazu,‘ ſagte der Alte und brachte allerlei Endchen Gold- und Silberflittern. Bald kamen noch grüne und gelbe Seidenläppchen und Bänder, endlich ein ziemlich großes Stück braunen Plüſches. ‚Nimm's nur, Kind!‘ ſagte Gabriel; ‚das giebt ein Thierfell für eure Genovefa, wenn das alte vielleicht verſchoſſen wäre!‘ Dann packte er die ganze Herrlichkeit zuſammen und legte ſie der Kleinen in den Arm.

„‚Und es koſt't nix?‘ fragte ſie beklommen.

„Nein, es koſtete nichts. Ihre Augen leuchteten. ‚Schön Dank, guter Mann! Ach, wird der Vater ſchauen!‘

„Hand in Hand, Liſei mit ihrem Päckchen unter dem Arm, verließen wir den Laden; als wir aber in die Nähe unſerer Wohnung kamen, ließ ſie mich los und rannte über die Straße nach der Schneiderherberge, daß ihr die ſchwarzen Flechten in den Nacken flogen.

— — „Nach dem Mittageſſen ſtand ich vor unſerer Hausthür und erwog unter Herzklopfen das Wagniß, ſchon heute zur erſten Vorſtellung meinen Vater um das Eintrittsgeld anzugehen; ich war ja mit der Gallerie zufrieden, und die ſollte für uns Jungens nur einen Doppeltſchilling koſten. Da, bevor ich's noch bei mir ins Reine gebracht hatte, kam das Liſei über die Straße zu mir her geflogen.

‚Der Vater ſchickt's!‘ ſagte ſie, und eh ich mich's verſah, war ſie wieder fort; aber in meiner Hand hielt ich eine rothe Karte, darauf ſtand mit großen Buchſtaben: Erſter Platz.

„Als ich aufblickte, winkte auch von drüben der kleine ſchwarze Mann mit beiden Armen aus der Bodenluke zu mir herüber. Ich nickte ihm zu; was mußten das für nette Leute ſein, dieſe Puppenſpieler! ‚Alſo heute Abend,‘ ſagte ich zu mir ſelber; ‚heute Abend und — Erſter Platz!‘

* *
*

— — „Du kennſt unſeren Schützenhof in der Süderſtraße; auf der Hausthür ſah man damals noch einen ſchön gemalten Schützen in Lebensgröße, mit Federhut und Büchſe; im Übrigen war aber der alte Kaſten damals noch baufälliger, als er heute iſt. Die Geſellſchaft war bis auf drei Mitglieder herabgeſunken; die vor Jahrhunderten von den alten Landesherzögen geſchenkten ſilbernen Pocale, Pulverhörner und Ehrenketten waren nach und nach verſchleudert; den großen Garten, der, wie du weißt, auf den Bürgerſteig hinausläuft, hatte man zur Schaf- und Ziegengraſung verpachtet. Das alte zweiſtöckige Haus wurde von Niemandem weder bewohnt noch gebraucht; windriſſig und verfallen ſtand es da zwiſchen den munteren Nachbarhäuſern; nur in dem öden weißgekalkten Saale, der faſt das ganze obere Stockwerk einnahm, producirten mitunter ſtarke Männer oder durchreiſende Taſchenſpieler ihre Künſte. Dann wurde unten die große Hausthür mit dem gemalten Schützenbruder knarrend aufgeſchloſſen.

— — „Langſam war es Abend geworden; und — das Ende trug die Laſt, denn mein Vater wollte mich erſt fünf Minuten vor dem angeſetzten Glockenſchlage laufen laſſen; er meinte, eine Übung in der Geduld ſei ſehr vonnöthen, damit ich im Theater ſtille ſitze.

„Endlich war ich an Ort und Stelle. Die große Thür ſtand offen, und allerlei Leute wanderten hinein; denn derzeit ging man noch gern zu ſolchen Vergnügungen; nach Hamburg war eine weite Reiſe, und nur Wenige hatten ſich die kleinen Dinge zu Hauſe durch die dort zu ſchauenden Herrlichkeiten leid machen können. — Als ich die eichene Wendeltreppe hinaufgeſtiegen war, fand ich Liſeis Mutter am Eingange des Saales an der Caſſe ſitzen. Ich näherte mich ihr ganz vertraulich und dachte, ſie würde mich ſo recht als einen alten Bekannten begrüßen; aber ſie ſaß ſtumm und ſtarr und nahm mir meine Karte ab, als wenn ich nicht die geringſte Beziehung zu ihrer Familie hätte. — Etwas gedemüthigt trat ich in den Saal; der kommenden Dinge harrend, plauderte Alles mit halber Stimme durch einander; dazu fiedelte unſer Stadtmuſikus mit drei ſeiner Geſellen. Das Erſte, worauf meine Augen fielen, war in der Tiefe des Saales ein rother Vorhang oberhalb der Muſikantenplätze. Die Malerei in der Mitte desſelben ſtellte zwei lange Trompeten vor, die kreuzweiſe über einer goldenen Leier lagen; und, was mir damals ſehr ſonderbar erſchien, an dem Mundſtück einer jeden hing, wie mit den leeren Augen darauf geſchoben, hier eine finſter, dort eine lachend ausgeprägte Maske. — Die drei vorderſten Plätze waren ſchon beſetzt; ich drängte mich in die vierte Bank, wo ich einen Schulkameraden bemerkt hatte, der dort neben ſeinen Eltern ſaß. Hinter uns bauten ſich die Plätze ſchräg anſteigend in die Höhe, ſo daß der letzte, die ſogenannte Gallerie, welche nur zum Stehen war, ſich faſt mannshoch über dem Fußboden befinden mochte. Auch dort ſchien es wohlgefüllt zu ſein; genau vermochte ich es nicht zu ſehen, denn die wenigen Talglichter, welche in Blechlampetten an den beiden Seitenwänden brannten, verbreiteten nur eine ſchwache Helligkeit; auch dunkelte die ſchwere Balkendecke des Saales. Mein Nachbar wollte mir eine Schulgeſchichte

erzählen; ich begriff nicht, wie er an ſo etwas denken konnte, ich ſchaute nur auf den Vorhang, der von den Lampen des Podiums und der Muſikantenpulte feierlich beleuchtet war. Und jetzt ging ein Wehen über ſeine Fläche, die geheimnißvolle Welt hinter ihm begann ſich ſchon zu regen; noch einen Augenblick, da erſcholl das Läuten eines Glöckchens, und während unter den Zuſchauern das ſummende Geplauder wie mit einem Schlage verſtummte, flog der Vorhang in die Höhe. — Ein Blick auf die Bühne verſetzte mich um tauſend Jahre rückwärts. Ich ſah in einen mittelalterlichen Burghof mit Thurm und Zugbrücke; zwei kleine ellenlange Leute ſtanden in der Mitte und redeten lebhaft mit einander. Der eine mit dem ſchwarzen Barte, dem ſilbernen Federhelm und dem goldgeſtickten Mantel über dem rothen Unterkleide war der Pfalzgraf Siegfried; er wollte gegen die heidniſchen Mohren in den Krieg reiten und befahl ſeinem jungen Hausmeiſter Golo, der in blauem ſilbergeſticktem Wammſe neben ihm ſtand, zum Schutze der Pfalzgräfin Genovefa in der Burg zurückzubleiben. Der treuloſe Golo aber that gewaltig wild, daß er ſeinen guten Herrn ſo allein in das grimme Schwerterſpiel ſollte reiten laſſen. Sie drehten bei dieſen Wechſelreden die Köpfe hin und her und fochten heftig und ruckweiſe mit den Armen. — Da tönten kleine langgezogene Trompetentöne von draußen hinter der Zugbrücke, und zugleich kam auch die ſchöne Genovefa in himmelblauem Schleppkleide hinter dem Thurm hervorgeſtürzt und ſchlug beide Arme über des Gemahls Schultern: ‚O mein herzallerliebſter Siegfried, wenn dich die grauſamen Heiden nur nicht maſſacriren!‘ Aber es half ihr nichts; noch einmal ertönten die Trompeten, und der Graf ſchritt ſteif und würdevoll über die Zugbrücke aus dem Hof; man hörte deutlich draußen den Abzug des gewappneten Trupps. Der böſe Golo war jetzt Herr der Burg. —

„Und nun ſpielte das Stück ſich weiter, wie es in dei-

nem Leſebuche gedruckt ſteht. — Ich war auf meiner Bank ganz wie verzaubert; dieſe ſeltſamen Bewegungen, dieſe feinen oder ſchnarrenden Puppenſtimmchen, die denn doch wirklich aus ihrem Munde kamen, — es war ein unheimliches Leben in dieſen kleinen Figuren, das gleichwohl meine Augen wie magnetiſch auf ſich zog.

„Im zweiten Aufzuge aber ſollte es noch beſſer kommen. — Da war unter den Dienern auf der Burg einer im gelben Nankinganzug, der hieß Kasperl. Wenn dieſer Burſche nicht lebendig war, ſo war noch niemals etwas lebendig geweſen; er machte die ungeheuerſten Witze, ſo daß der ganze Saal vor Lachen bebte; in ſeiner Naſe, die ſo groß wie eine Wurſt war, mußte er jedenfalls ein Gelenk haben; denn wenn er ſo ſein dumm-pfiffiges Lachen herausſchüttelte, ſo ſchlenkerte der Naſenzipfel hin und her, als wenn auch er ſich vor Luſtigkeit nicht zu laſſen wüßte; dabei riß der Kerl ſeinen großen Mund auf und knackte, wie eine alte Eule, mit den Kinnbacksknochen. ‚Pardauz!‘ ſchrie es; ſo kam er immer auf die Bühne geſprungen; dann ſtellte er ſich hin und ſprach erſt blos mit ſeinem großen Daumen; den konnte er ſo ausdrucksvoll hin und wieder drehen, daß es ordentlich ging wie ‚Hier nix und da nix; kriegſt du nix, ſo haſt du nix!‘ Und dann ſein Schielen; — das war ſo verführeriſch, daß im Augenblick dem ganzen Publikum die Augen verquer im Kopfe ſtanden. Ich war ganz vernarrt in den lieben Kerl!

„Endlich war das Spiel zu Ende, und ich ſaß wieder zu Hauſe in unſerer Wohnſtube und verzehrte ſchweigend das Aufgebratene, das meine gute Mutter mir warm geſtellt hatte. Mein Vater ſaß im Lehnſtuhl und rauchte ſeine Abendpfeife. ‚Nun, Junge,‘ rief er, ‚waren ſie lebendig?‘

„‚Ich weiß nicht, Vater,‘ ſagte ich und arbeitete weiter in meiner Schüſſel; mir war noch ganz verwirrt zu Sinne.

„Er ſah mir eine Weile mit ſeinem klugen Lächeln zu.

‚Höre, Paul,‘ ſagte er dann, ‚du darfſt nicht zu oft in dieſen Puppenkaſten; die Dinger könnten dir am Ende in die Schule nachlaufen.‘

* * *

„Mein Vater hatte nicht Unrecht. Die Algebraaufgaben geriethen mir in den beiden nächſten Tagen ſo mäßig, daß der Rechenmeiſter mich von meinem erſten Platz herabzuſetzen drohte. — Wenn ich in meinem Kopfe rechnen wollte: ‚a + b gleich x — c‘, ſo hörte ich ſtatt deſſen vor meinen Ohren die feine Vogelſtimme der ſchönen Genovefa: ‚Ach, mein herzallerliebſter Siegfried, wenn dich die böſen Heiden nur nicht maſſacriren!‘ Einmal — aber es hat's Niemand geſehen — ſchrieb ich ſogar ‚x + Genovefa‘ auf die Tafel. — Des Nachts in meiner Schlafkammer rief es einmal ganz laut ‚Pardauz‘, und mit einem Satz kam der liebe Kasperl in ſeinem Nankinganzug zu mir ins Bett geſprungen, ſtemmte ſeine Arme zu beiden Seiten meines Kopfes in das Kiſſen und rief grinſend auf mich herabnickend: ‚Ach, du liebs Brüderl, ach, du herztauſig liebs Brüderl!‘ Dabei hackte er mir mit ſeiner langen rothen Naſe in die meine, daß ich davon erwachte. Da ſah ich denn freilich, daß es nur ein Traum geweſen war.

„Ich verſchloß das Alles in meinem Herzen und wagte zu Hauſe kaum den Mund aufzuthun von der Puppenkomödie. Als aber am nächſten Sonntag der Ausrufer wieder durch die Straßen ging, an ſein Becken ſchlug und laut verkündigte: ‚Heute Abend auf dem Schützenhof: Doctor Fauſts Höllenfahrt, Puppenſpiel in vier Aufzügen!‘ — da war es doch nicht länger auszuhalten. Wie die Katze um den heißen Brei, ſo ſchlich ich um meinen Vater herum, und endlich hatte er meinen ſtummen Blick verſtanden. — ‚Pole,‘ ſagte er, ‚es könnte dir ein Tropfen Blut vom Her-

zen gehen; vielleicht iſt's die beſte Cur, dich einmal gründlich ſatt zu machen.' Damit langte er in die Weſtentaſche und gab mir einen Doppeltſchilling.

„Ich rannte ſofort aus dem Hauſe; erſt auf der Straße wurde es mir klar, daß ja noch acht lange Stunden bis zum Anfang der Komödie abzuleben waren. So lief ich denn hinter den Gärten auf den Bürgerſteig. Als ich an den offenen Grasgarten des Schützenhofs gekommen war, zog es mich unwillkürlich hinein; vielleicht, daß gar einige Puppen dort oben aus den Fenſtern guckten; denn die Bühne lag ja an der Rückſeite des Hauſes. Aber ich mußte dann erſt durch den oberen Theil des Gartens, der mit Linden- und Kaſtanienbäumen dicht beſtanden war. Mir wurde etwas zag zu Muthe; ich wagte doch nicht weiter vorzudringen. Plötzlich erhielt ich von einem großen hier angepflockten Ziegenbock einen Stoß in den Rücken, daß ich um zwanzig Schritte weiter flog. Das half; als ich mich umſah, ſtand ich ſchon unter den Bäumen.

„Es war ein trüber Herbſttag; einzelne gelbe Blätter ſanken ſchon zur Erde; über mir in der Luft ſchrieen ein paar Strandvögel, die ans Haff hinausflogen; kein Menſch war zu ſehen noch zu hören. Langſam ſchritt ich durch das Unkraut, das auf den Steigen wucherte, bis ich einen ſchmalen Steinhof erreicht hatte, der den Garten von dem Hauſe trennte. — Richtig! dort oben ſchauten zwei große Fenſter in den Hof herab; aber hinter den kleinen in Blei gefaßten Scheiben war es ſchwarz und leer, keine Puppe war zu ſehen. Ich ſtand eine Weile, mir wurde ganz unheimlich in der mich rings umgebenden Stille.

„Da ſah ich, wie unten die ſchwere Hofthür von innen eine Hand breit geöffnet wurde, und zugleich lugte auch ein ſchwarzes Köpfchen daraus hervor.

„‚Liſei!' rief ich.

„Sie ſah mich groß mit ihren dunklen Augen an. ‚B'hüt

Gott!‘ ſagte ſie; ‚hab i doch nit gewußt, was da außa rum kraxln thät! Wo kommſt denn du daher?‘

„‚Ich? — Ich geh ſpazieren, Liſei! — Aber ſag mir, ſpielt ihr denn ſchon jetzt Komödie?‘

„Sie ſchüttelte lachend den Kopf.

„‚Aber, was machſt du denn hier?‘ fragte ich weiter, indem ich über den Steinhof zu ihr trat.

„‚I wart auf den Vater,‘ ſagte ſie; ‚er iſt ins Quartier, um Band und Nagel zu holen; er macht's halt firti für heunt Abend.‘

„‚Biſt du denn ganz allein hier, Liſei?‘

— „‚O nei; du biſt ja aa no da!‘

„‚Ich meine,‘ ſagte ich, ‚ob nicht deine Mutter oben auf dem Saal iſt?‘

„Nein, die Mutter ſaß in der Herberge und beſſerte die Puppenkleider aus; das Liſei war hier ganz allein.

„‚Hör,‘ begann ich wieder, ‚du könnteſt mir einen Gefallen thun; es iſt unter euren Puppen einer, der heißt Kasperl; den möcht ich gar zu gern einmal in der Nähe ſehen.‘

„‚Den Wurſtl meinſt?‘ ſagte Liſei und ſchien ſich eine Weile zu bedenken. ‚Nu, es ging ſcho; aber g'ſchwind mußt ſein, eh denn der Vater wieder da iſt!‘

„Mit dieſen Worten waren wir ſchon ins Haus getreten und liefen eilig die ſteile Wendeltreppe hinauf. — Es war faſt dunkel in dem großen Saale; denn die Fenſter, welche ſämmtlich nach dem Hofe hinaus lagen, waren von der Bühne verdeckt; nur einzelne Lichtſtreifen fielen durch die Spalten des Vorhangs.

„‚Komm!‘ ſagte Liſei und hob ſeitwärts an der Wand die dort aus einem Teppich beſtehende Verkleidung in die Höhe; wir ſchlüpften hindurch, und da ſtand ich in dem Wundertempel. — Aber von der Rückſeite betrachtet und hier in der Tageshelle ſah er ziemlich kläglich aus; ein

Gerüſt aus Latten und Brettern, worüber einige bunt bekleckſte Leinwandſtücke hingen: das war der Schauplatz, auf welchem das Leben der heiligen Genovefa ſo täuſchend an mir vorübergegangen war.

Doch ich hatte mich zu früh beklagt; dort, an einem Eiſendrahte, der von einer Couliſſe nach der Wand hinübergeſpannt war, ſah ich zwei der wunderbaren Puppen ſchweben; aber ſie hingen mit dem Rücken gegen mich, ſo daß ich ſie nicht erkennen konnte.

„‚Wo ſind die anderen, Liſei?‘ fragte ich; denn ich hätte gern die ganze Geſellſchaft auf einmal mir beſehen.

„‚Hier im Kaſt'l,‘ ſagte Liſei und klopfte mit ihrer kleinen Fauſt auf eine im Winkel ſtehende Kiſte; ‚die zwei da ſind ſcho zug'richt; aber geh nur her dazu und ſchau's dir a; er is ſcho dabei, dei Freund, der Kasperl!‘

„Und wirklich, er war es ſelber. ‚Spielt denn der heute Abend auch wieder mit?‘ fragte ich.

„‚Freili, der is allimal dabei!‘

„Mit untergeſchlagenen Armen ſtand ich und betrachtete meinen lieben luſtigen Allerweltskerl. Da baumelte er, an ſieben Schnüren aufgehenkt; ſein Kopf war vorn übergeſunken, daß ſeine großen Augen auf den Fußboden ſtierten und ihm die rothe Naſe wie ein breiter Schnabel auf der Bruſt lag. ‚Kasperle, Kasperle,‘ ſagte ich bei mir ſelber, ‚wie hängſt du da elendiglich!‘ Da antwortete es ebenſo: ‚Wart nur, liebs Brüderl, wart nur bis heut Abend!‘ — War das auch nur ſo in meinen Gedanken, oder hatte Kasperl ſelbſt zu mir geſprochen? —

„Ich ſah mich um. Das Liſei war fort; ſie war wohl vor die Hausthür, um die Rückkehr ihres Vaters zu überwachen. Da hörte ich ſie eben noch von dem Ausgang des Saales rufen: ‚Daß d' mir aber nit an die Puppen rührſt!‘ — — Ja, — nun konnte ich es aber doch nicht laſſen. Leiſe ſtieg ich auf eine neben mir ſtehende Bank und be-

gann erſt an der einen, dann an der andern Schnur zu ziehen; die Kinnladen fingen an zu klappen, die Arme hoben ſich, und jetzt fing auch der wunderbare Daumen an ruckweiſe hin- und herzuſchießen. Die Sache machte gar keine Schwierigkeit; ich hatte mir die Puppenſpielerei doch kaum ſo leicht gedacht. — Aber die Arme bewegten ſich nur nach vorn und hinten aus; und es war doch gewiß, daß Kasperle ſie in dem neulichen Stück auch ſeitwärts ausgeſtreckt, ja daß er ſie ſogar über dem Kopfe zuſammengeſchlagen hatte! Ich zog an allen Drähten, ich verſuchte mit der Hand die Arme abzubiegen; aber es wollte nicht gelingen. Auf einmal that es einen leiſen Krach im Innern der Figur. ‚Halt!‘ dachte ich, ‚Hand vom Brett! Da hätteſt du können Unheil anrichten!‘

„Leiſe ſtieg ich wieder von meiner Bank herab, und zugleich hörte ich auch Liſei von außen in den Saal treten.

„‚G'ſchwind, g'ſchwind!‘ rief ſie und zog mich durch das Dunkel an die Wendeltreppe hinaus; ‚'s is eigentli nit Recht,‘ fuhr ſie fort, ‚daß i di eilaſſ'n hab; aber, gel, du haſt doch dei Gaudi g'habt!‘

„Ich dachte an den leiſen Krach von vorhin. ‚Ach, es wird ja nichts geweſen ſein!‘ Mit dieſer Selbſttröſtung lief ich die Treppe hinab und durch die Hinterthür ins Freie.

„So viel ſtand feſt, der Kasper war doch nur eine richtige Holzpuppe; aber das Liſei — was das für eine allerliebſte Sprache führte! und wie freundlich ſie mich gleich zu den Puppen mit hinaufgenommen hatte! — Freilich, und ſie hatte es ja auch ſelbſt geſagt, daß ſie es ſo heimlich vor ihrem Vater gethan, das war nicht völlig in der Ordnung. Unlieb — zu meiner Schande muß ich's geſtehen — war dieſe Heimlichkeit mir grade nicht; im Gegentheil, die Sache bekam für mich dadurch noch einen würzigen Beigeſchmack, und es muß ein recht ſelbſtgefälliges Lächeln auf meinem Geſicht geſtanden haben, als ich durch die Lin-

den- und Kaſtanienbäume des Gartens wieder nach dem Bürgerſteig hinabſchlenderte.

„Allein zwiſchen ſolchen ſchmeichelnden Gedanken hörte ich von Zeit zu Zeit vor meinem inneren Ohre immer jenen leiſen Krach im Körper der Puppe; was ich auch vernahm, den ganzen Tag über konnte ich dieſen, jetzt aus meiner eigenen Seele heraufſtönenden unbequemen Laut nicht zum Schweigen bringen.

* *
*

„Es hatte ſieben Uhr geſchlagen; im Schützenhofe war heute, am Sonntagabend, Alles beſetzt; ich ſtand diesmal hinten, fünf Schuh hoch über dem Fußboden, auf dem Doppeltſchillingplatze. Die Talglichter brannten in den Blechlampetten, der Stadtmuſikus und ſeine Geſellen fiedelten; der Vorhang rollte in die Höhe.

„Ein hochgewölbtes gothiſches Zimmer zeigte ſich. Vor einem aufgeſchlagenen Folianten ſaß im langen ſchwarzen Talare der Doctor Fauſt und klagte bitter, daß ihm all ſeine Gelehrſamkeit ſo wenig einbringe; keinen heilen Rock habe er mehr am Leibe, und vor Schulden wiſſe er ſich nicht zu laſſen; ſo wolle er denn jetzo mit der Hölle ſich verbinden. — ‚Wer ruft nach mir?‘ ertönte zu ſeiner Linken eine furchtbare Stimme von der Wölbung des Gemaches herab. — ‚Fauſt, Fauſt, folge nicht!‘ kam eine andere feine Stimme von der Rechten. — Aber Fauſt verſchwor ſich den hölliſchen Gewalten. — ‚Weh, weh deiner armen Seele!‘ Wie ein ſeufzender Windeshauch klang es von der Stimme des Engels; von der Linken ſchallte eine gellende Lache durchs Gemach. — — Da klopfte es an die Thür. ‚Verzeihung, Eure Magnificenz!‘ Fauſts Famulus Wagner war eingetreten. Er bat, ihm für die grobe Hausarbeit die Annahme eines Gehülfen zu geſtatten, damit er ſich beſſer aufs Studiren legen könne. ‚Es hat ſich,‘ ſagte er, ‚ein junger

Mann bei mir gemeldet, welcher Kasperl heißt und gar fürtreffliche Qualitäten zu beſitzen ſcheint.‘ — Fauſt nickte gnädig mit dem Kopfe und ſagte: ‚Sehr wohl, lieber Wagner, dieſe Bitte ſei Euch gewährt.‘ Dann gingen beide mit einander fort. — —

„‚Pardauz!‘ rief es; und da war er. Mit einem Satze kam er auf die Bühne geſprungen, daß ihm das Felleiſen auf dem Buckel hüpfte.

— — „‚Gott ſei gelobt!‘ dachte ich; ‚er iſt noch ganz geſund; er ſpringt noch ebenſo wie vorigen Sonntag in der Burg der ſchönen Genovefa!‘ Und ſeltſam, ſo ſehr ich ihn am Vormittage in meinen Gedanken nur für eine ſchmähliche Holzpuppe erklärt hatte, mit ſeinem erſten Worte war der ganze Zauber wieder da.

„Emſig ſpazierte er im Zimmer auf und ab. ‚Wenn mich jetzt mein Vater-Papa ſehen thät,‘ rief er, ‚der würd ſich was Rechts freuen! Immer pflegt' er zu ſagen: Kasperl, mach, daß du dein Sach in Schwung bringſt! — O jetzund hab ich's in Schwung; denn ich kann mein Sach haushoch werfen!‘ — Damit machte er Miene, ſein Felleiſen in die Höhe zu ſchleudern; und es flog auch wirklich, da es am Draht gezogen wurde, bis an die Deckenwölbung hinauf; aber — Kasperles Arme waren an ſeinem Leibe kleben geblieben; es ruckte und ruckte, aber ſie kamen um keine Hand breit in die Höhe.

„Kasperl ſprach und that nichts weiter. — Hinter der Bühne entſtand eine Unruhe, man hörte leiſe aber heftig ſprechen, der Fortgang des Stückes war augenſcheinlich unterbrochen.

„Mir ſtand das Herz ſtill; da hatten wir die Beſcherung! Ich wäre gern fortgelaufen, aber ich ſchämte mich. Und wenn gar dem Liſei meinetwegen etwas geſchähe!

„Da begann Kasperl auf der Bühne plötzlich ein klägliches Geheule, wobei ihm Kopf und Arme ſchlaff herunter-

hingen, und der Famulus Wagner erſchien wieder und fragte ihn, warum er denn ſo lamentire.

„‚Ach, mei Zahnerl, mei Zahnerl!‘ ſchrie Kasperl.

„‚Guter Freund,‘ ſagte Wagner, ‚ſo laß Er ſich einmal in das Maul ſehen!‘ — Als er ihn hierauf bei der großen Naſe packte und ihm zwiſchen die Kinnladen hineinſchaute, trat auch der Doctor Fauſt wieder in das Zimmer. — ‚Verzeihen Eure Magnificenz,‘ ſagte Wagner, ‚ich werde dieſen jungen Mann in meinem Dienſt nicht gebrauchen können; er muß ſofort in das Lazareth geſchafft werden!‘

„‚Is das a Wirthshaus?‘ fragte Kasperle.

„‚Nein, guter Freund,‘ erwiderte Wagner, ‚das iſt ein Schlachthaus. Man wird ihm dort einen Weisheitszahn aus der Haut ſchneiden, und dann wird er ſeiner Schmerzen ledig ſein.‘

„‚Ach, du liebs Herrgottl,‘ jammerte Kasperl, ‚muß mi arms Viecherl ſo ein Unglück treffen! Ein Weisheitszahnerl, ſagt Ihr, Herr Famulus? Das hat noch Keiner in der Famili gehabt! Da geht's wohl auch mit meiner Kasperlſchaft zu End?‘

„‚Allerdings, mein Freund,‘ ſagte Wagner; ‚eines Dieners mit Weisheitszähnen bin ich baß entrathen; die Dinger ſind nur für uns gelehrte Leute. Aber er hat ja noch einen Brudersſohn, der ſich auch bei mir zum Dienſt gemeldet hat. Vielleicht,‘ und er wandte ſich gegen den Doctor Fauſt, ‚erlauben Eure Magnificenz!‘

„Der Doctor Fauſt machte eine würdige Drehung mit dem Kopfe.

„‚Thut, was Euch beliebt, mein lieber Wagner,‘ ſagte er; ‚aber ſtört mich nicht weiter mit Euren Lappalien in meinem Studium der Magie!‘

— — „‚Heere, mei Guteſter,‘ ſagte ein Schneidergeſell, der vor mir auf der Brüſtung lehnte, zu ſeinem Nachbar, ‚das geheert ja nicht zum Stück; ich kenn's, ich hab es vor

ä Weilchen erst in Seifersdorf gesehn.‘ — Der Andere aber sagte nur: ‚Halt's Maul, Leipziger!‘ und gab ihm einen Rippenstoß.

— — „Auf der Bühne war indessen Kasperle, der zweite, aufgetreten. Er hatte eine unverkennbare Ähnlichkeit mit seinem kranken Onkel, auch sprach er ganz genau wie dieser; nur fehlte ihm der bewegliche Daumen, und in seiner großen Nase schien er kein Gelenk zu haben.

„Mir war ein Stein vom Herzen gefallen, als das Stück nun ruhig weiter spielte, und bald hatte ich Alles um mich her vergessen. Der teuflische Mephistopheles erschien in seinem feuerfarbenen Mantel, das Hörnchen vor der Stirn, und Faust unterzeichnete mit seinem Blute den höllischen Vertrag:

„‚Vierundzwanzig Jahre sollst du mir dienen; dann will ich dein sein mit Leib und Seele.‘

„Hierauf fuhren beide in des Teufels Zaubermantel durch die Luft davon. Für Kasperle kam eine ungeheure Kröte mit Fledermausflügeln aus der Luft herab. ‚Auf dem höllischen Sperling soll ich nach Parma reiten?‘ rief er, und als das Ding wackelnd mit dem Kopfe nickte, stieg er auf und flog den Beiden nach.

— — „Ich hatte mich ganz hinten an die Wand gestellt, wo ich besser über alle die Köpfe vor mir hinwegsehen konnte. Und jetzt rollte der Vorhang zum letzten Aufzug in die Höhe.

„Endlich ist die Frist verstrichen. Faust und Kasper sind beide wieder in ihrer Vaterstadt. Kasper ist Nachtwächter geworden; er geht durch die dunklen Straßen und ruft die Stunden ab:

„Hört, ihr Herrn, und laßt euch sagen,
Meine Frau hat mich geschlagen;
Hüt't euch vor dem Weiberrock!
Zwölf ist der Klock! Zwölf ist der Klock!

„Von fern hört man eine Glocke Mitternacht ſchlagen. Da wankt Fauſt auf die Bühne; er verſucht zu beten, aber nur Heulen und Zähneklappern tönt aus ſeinem Halſe. Von oben ruft eine Donnerſtimme:

‚Fauste, Fauste, in æternum damnatus es!‘

„Eben fuhren in Feuerregen drei ſchwarzhaarige Teufel herab, um ſich des Armen zu bemächtigen, da fühlte ich eins der Bretter zu meinen Füßen ſich verſchieben. Als ich mich bückte, um es zurecht zu bringen, glaubte ich aus dem dunklen Raume unter mir ein Geräuſch zu hören; ich horchte näher hin; es klang wie das Schluchzen einer Kinderſtimme. — ‚Liſei!‘ dachte ich; ‚wenn es Liſei wäre!‘ Wie ein Stein fiel meine ganze Unthat mir wieder aufs Gewiſſen; was kümmerte mich jetzt der Doctor Fauſt und ſeine Höllenfahrt!

„Unter heftigem Herzklopfen drängte ich mich durch die Zuſchauer und ließ mich ſeitwärts an dem Brettergerüſt herabgleiten. Raſch ſchlüpfte ich in den darunter befindlichen Raum, in welchem ich an der Wand entlang ganz aufrecht gehen konnte; aber es war faſt dunkel, ſo daß ich mich an den überall untergeſtellten Latten und Balken ſtieß. ‚Liſei!‘ rief ich. Das Schluchzen, das ich eben noch gehört hatte, wurde plötzlich ſtill; aber dort in dem tiefſten Winkel ſah ich etwas ſich bewegen. Ich taſtete mich weiter bis an das Ende des Raumes, und — da ſaß ſie, zuſammengekauert, das Köpfchen in den Schoß gedrückt.

„Ich zupfte ſie am Kleide. ‚Liſei!‘ ſagte ich leiſe, ‚biſt du es? Was machſt du hier?‘

„Sie antwortete nicht, ſondern begann wieder vor ſich hin zu ſchluchzen.

„‚Liſei!‘ fragte ich wieder; ‚was fehlt dir? So ſprich doch nur ein einziges Wort!‘

„Sie hob den Kopf ein wenig. ‚Was ſoll i da red'n!‘

ſagte ſie; ‚du weißt's ja von ſelber, daß du den Wurſtl haſt verdreht.‘

„‚Ja, Liſei!‘ antwortete ich kleinlaut; ‚ich glaub es ſelber, daß ich das gethan habe.‘

— „‚Ja, du! — Und i hab dir's doch g'ſagt!‘

„‚Liſei, was ſoll ich thun?‘

— „‚Nu, halt nix!‘

„‚Aber was ſoll denn daraus werden?‘

— „‚Nu, halt aa nix!‘ Sie begann wieder laut zu weinen. ‚Aber i, — wenn i z' Haus komm — da krieg i die Peitſch'n!‘

„‚Du die Peitſche, Liſei!‘ — Ich fühlte mich ganz vernichtet. ‚Aber iſt dein Vater denn ſo ſtrenge?‘

„‚Ach, mei guts Vaterl!‘ ſchluchzte Liſei.

„Alſo die Mutter! O, wie ich, außer mir ſelber, dieſe Frau haßte, die immer mit ihrem Holzgeſichte an der Caſſe ſaß!

„Von der Bühne hörte ich Kasperl, den zweiten, rufen: ‚Das Stück iſt aus! Komm, Gret'l, laß uns Kehraus tanzen!‘ Und in demſelben Augenblicke begann auch über unſeren Köpfen das Scharren und Trappeln mit den Füßen, und bald polterte Alles von den Bänken herunter und drängte ſich dem Ausgange zu; zuletzt kam der Stadtmuſikus mit ſeinen Geſellen, wie ich aus den Tönen des Brummbaſſes hörte, mit dem ſie beim Fortgehen an den Wänden anſtießen. Dann allmählich wurde es ſtill, nur hinten auf der Bühne hörte man noch die Tendlerſchen Eheleute mit einander reden und wirthſchaften. Nach einer Weile kamen auch ſie in den Zuſchauerraum; ſie ſchienen erſt an den Muſikantenpulten, dann an den Wänden die Lichter auszuputzen; denn es wurde allmählich immer finſterer.

„‚Wenn i nur wüßt, wo die Liſei abblieben iſt!‘ hörte ich Herrn Tendler zu ſeiner an der gegenüberliegenden Wand beſchäftigten Frau hinüberrufen.

„‚Wo ſollt ſie ſein!‘ rief dieſe wieder; ‚’s iſt ’n ſtörrig Ding; ins Quartier wird ſie gelaufen ſein!‘

„‚Frau,‘ antwortete der Mann, ‚du biſt auch zu wüſt mit dem Kind geweſen; ſie hat doch halt ſo a weichs Gemüth!‘

„‚Ei was,‘ rief die Frau; ‚ihr Straf muß ſie hab’n; ſie weiß recht gut, daß die ſchöne Marionett noch von mei’m Vater ſelig iſt! Du wirſt ſie nit wieder curiren, und der zweit Kasper iſt doch halt nur ein Nothknecht!‘

„Die lauten Wechſelreden hallten in dem leeren Saale wieder. Ich hatte mich neben Liſei hingekauert; wir hatten uns bei den Händen gefaßt und ſaßen mäuschenſtille.

„‚G’ſchieht mir aber ſchon recht,‘ begann wieder die Frau, die eben grade über unſeren Köpfen ſtand, ‚warum hab ich’s gelitten, daß du das gottesläſterlich Stück heute wieder aufgeführt haſt! Mein Vater ſelig hat’s nimmer wollen in ſeinen letzten Jahren!‘

„‚Nu, nu, Reſel!‘ rief Herr Tendler von der anderen Wand; ‚dein Vater war ein b’ſondrer Mann. Das Stück giebt doch allfort eine gute Caſſa; und ich mein, es iſt doch auch a Lehr und Beiſpiel für die vielen Gottloſen in der Welt!‘

„‚Iſt aber bei uns zum letzten Mal heut geb’n. Und nu red mir nit mehr davon!‘ erwiderte die Frau.

„Herr Tendler ſchwieg. — Es ſchien jetzt nur noch ein Licht zu brennen, und die beiden Eheleute näherten ſich dem Ausgange.

„‚Liſei!‘ flüſterte ich, ‚wir werden eingeſchloſſen.‘

„‚Laß!‘ ſagte ſie, ‚i kann nit; i geh nit furt!‘

„‚Dann bleib ich auch!‘

— „‚Aber dei Vater und Mutter!‘

„‚Ich bleib doch bei dir!‘

„Jetzt wurde die Thür des Saales zugeſchlagen; — dann ging’s die Treppe hinab, und dann hörten wir, wie

draußen auf der Straße die große Hausthür abgeſchloſſen wurde.

„Da ſaßen wir denn. Wohl eine Viertelſtunde ſaßen wir ſo, ohne auch nur ein Wort mit einander zu reden. Zum Glück fiel mir ein, daß ſich noch zwei Heißewecken in meiner Taſche befanden, die ich für einen meiner Mutter abgebettelten Schilling auf dem Herwege gekauft und über all dem Schauen ganz vergeſſen hatte. Ich ſteckte Liſei den einen in ihre kleinen Hände; ſie nahm ihn ſchweigend, als verſtehe es ſich von ſelbſt, daß ich das Abendbrot beſorge, und wir ſchmauſten eine Weile. Dann war auch das zu Ende. — Ich ſtand auf und ſagte: ‚Laß uns hinter die Bühne gehen; da wird's heller ſein; ich glaub, der Mond ſcheint draußen!‘ Und Liſei ließ ſich geduldig durch die kreuz und quer ſtehenden Latten von mir in den Saal hinausleiten.

„Als wir hinter der Verkleidung in den Bühnenraum geſchlüpft waren, ſchien dort vom Garten her das helle Mondlicht in die Fenſter.

„An dem Drahtſeil, an dem am Vormittag nur die beiden Puppen gehangen hatten, ſah ich jetzt alle, die vorhin im Stücke aufgetreten waren. Da hing der Doctor Fauſt mit ſeinem ſcharfen blaſſen Geſicht, der gehörnte Mephiſtopheles, die drei kleinen ſchwarzhaarigen Teufelchen, und dort neben der geflügelten Kröte waren auch die beider Kasperls. Ganz ſtille hingen ſie da in der bleichen Mondſcheinbeleuchtung; faſt wie Verſtorbene kamen ſie mir vor. Der Hauptkasperl hatte zum Glück wieder ſeinen breiten Naſenſchnabel auf der Bruſt liegen, ſonſt hätte ich geglaubt, daß ſeine Blicke mich verfolgen müßten.

„Nachdem Liſei und ich eine Weile, nicht wiſſend, was wir beginnen ſollten, an dem Theatergerüſte umhergeſtanden und geklettert waren, lehnten wir uns neben einander auf die Fenſterbank. — Es war Unwetter geworden; am Him-

mel, gegen den Mond ſtieg eine Wolkenbank empor; drunten im Garten konnte man die Blätter zu Haufen von den Bäumen wehen ſehen.

„‚Guck,‘ ſagte Liſei nachdenklich, ‚wie's da-aufi g'ſchwomma kimmt! Da kann mei alte gute Baſ' nit mehr vom Himm'l abi ſchaun.‘

„‚Was für eine alte Baſ', Liſei?‘ fragte ich.

— „‚Nu, wo i g'weſt bin, bis ſie halt g'ſtorb'n iſt.‘

„Dann blickten wir wieder in die Nacht hinaus. — Als der Wind gegen das Haus und auf die kleinen undichten Fenſterſcheiben ſtieß, fing hinter mir an dem Drahtſeil die ſtille Geſellſchaft mit ihren hölzernen Gliedern an zu klappern. Ich drehte mich unwillkürlich um und ſah nun, wie ſie, vom Zugwind bewegt, mit den Köpfen wackelten und die ſteifen Arme und Beine durch einander regten. Als aber plötzlich der kranke Kasperl ſeinen Kopf zurückſchlug und mich mit ſeinen weißen Augen anſtierte, da dachte ich, es ſei doch beſſer, ein wenig an die Seite zu gehen.

„Unweit vom Fenſter, aber ſo, daß die Couliſſen dort vor dem Anblick dieſer ſchwebenden Tänzer ſchützen mußten, ſtand die große Kiſte; ſie war offen; ein paar wollene Decken, vermuthlich zum Verpacken der Puppen beſtimmt, lagen nachläſſig darüberhin geworfen.

„Als ich mich eben dorthin begeben hatte, hörte ich Liſei vom Fenſter her ſo recht aus Herzensgrunde gähnen.

„‚Biſt du müde, Liſei?‘ fragte ich.

„‚O nei,‘ erwiderte ſie, indem ſie ihre Ärmchen feſt zuſammenſchränkte; ‚aber i frier halt!‘

„Und wirklich, es war kalt geworden in dem großen leeren Raume, auch mich fror. ‚Komm hierher!‘ ſagte ich, ‚wir wollen uns in die Decken wickeln.‘

„Gleich darauf ſtand Liſei bei mir und ließ ſich geduldig von mir in die eine Decke wickeln; ſie ſah aus wie eine Schmetterlingspuppe, nur daß oben noch das allerliebſte Ge-

ſichtchen herausguckte. ‚Weißt,‘ ſagte ſie und ſah mich mit zwei großen müden Augen an, ‚i ſteig ins Kiſt'l, da hält's warm!‘

„Das leuchtete auch mir ein; im Verhältniß zu der wüſten Umgebung winkte hier ſogar ein traulicher Raum, faſt wie ein dichtes Stübchen. Und bald ſaßen wir armen thörichten Kinder wohlverpackt und dicht an einander geſchmiegt in der hohen Kiſte. Mit Rücken und Füßen hatten wir uns gegen die Seitenwände geſtemmt; in der Ferne hörten wir die ſchwere Saalthür in den Falzen klappen; wir aber ſaßen ganz ſicher und behaglich.

„‚Friert dich noch, Liſei?‘ fragte ich.

„‚Ka biſſerl!‘

„Sie hatte ihr Köpfchen auf meine Schulter ſinken laſſen; ihre Augen waren ſchon geſchloſſen. ‚Was wird mei guts Vaterl — — —‘ lallte ſie noch; dann hörte ich an ihren gleichmäßigen Athemzügen, daß ſie eingeſchlafen war.

„Ich konnte von meinem Platze aus durch die oberen Scheiben des einen Fenſters ſehen. Der Mond war aus ſeiner Wolkenhülle wieder hervorgeſchwommen, in der er eine Zeit lang verborgen geweſen war; die alte Baſ' konnte jetzt wieder vom Himmel herunterſchauen, und ich denke wohl, ſie hat's recht gern gethan. Ein Streifen Mondlicht fiel auf das Geſichtchen, das nahe an dem meinen ruhte; die ſchwarzen Augenwimpern lagen wie ſeidene Franſen auf den Wangen, der kleine rothe Mund athmete leiſe, nur mitunter zuckte noch ein kurzes Schluchzen aus der Bruſt herauf; aber auch das verſchwand; die alte Baſ' ſchaute gar ſo mild vom Himmel. — Ich wagte mich nicht zu rühren. ‚Wie ſchön müßte es ſein,‘ dachte ich, ‚wenn das Liſei deine Schweſter wäre, wenn ſie dann immer bei dir bleiben könnte!‘ Denn ich hatte keine Geſchwiſter, und wenn ich auch nach Brüdern kein Verlangen trug, ſo hatte ich mir doch oft das Leben mit einer Schweſter in meinen Gedanken ausgemalt.

und konnte es nie begreifen, wenn meine Kameraden mit denen, die ſie wirklich beſaßen, in Zank und Schlägerei geriethen.

„Ich muß über ſolchen Gedanken doch wohl eingeſchlafen ſein; denn ich weiß noch, wie mir allerlei wildes Zeug geträumt hat. Mir war, als ſäße ich mitten in dem Zuſchauerraum; die Lichter an den Wänden brannten, aber Niemand außer mir ſaß auf den leeren Bänken. Über meinem Kopfe, unter der Balkendecke des Saales, ritt Kasperl auf dem hölliſchen Sperling in der Luft herum und rief einmal übers andere: ‚Schlimms Brüderl! Schlimms Brüderl!‘ oder auch mit kläglicher Stimme: ‚Mein Arm! Mein Arm!‘

„Da wurde ich von einem Lachen aufgeweckt, das über meinem Kopfe erſchallte; vielleicht auch von dem Lichtſchein, der mir plötzlich in die Augen fiel. ‚Nun ſeh mir einer dieſes Vogelneſt!‘ hörte ich die Stimme meines Vaters ſagen, und dann etwas barſcher: ‚Steig heraus, Junge!‘

„Das war der Ton, der mich ſtets mechaniſch in die Höhe trieb. Ich riß die Augen auf und ſah meinen Vater und das Tendlerſche Ehepaar an unſerer Kiſte ſtehen; Herr Tendler trug eine brennende Laterne in der Hand. Meine Anſtrengung, mich zu erheben, wurde indeſſen durch Liſei vereitelt, die, noch immer fortſchlafend, mit ihrer ganzen kleinen Laſt mir auf die Bruſt geſunken war. Als ſich aber jetzt zwei knochige Arme ausſtreckten, um ſie aus der Kiſte herauszuheben, und ich das Holzgeſicht der Frau Tendler ſich auf uns niederbeugen ſah, da ſchlug ich die Arme ſo ungeſtüm um meine kleine Freundin, daß ich dabei der guten Frau faſt ihren alten italieniſchen Strohhut vom Kopfe geriſſen hätte.

„‚Nu, nu, Bub!‘ rief ſie und trat einen Schritt zurück; ich aber, aus unſerer Kiſte heraus, erzählte mit geflügelten Worten, und ohne mich dabei zu ſchonen, was am Vormittag geſchehen war.

„‚Alſo, Madame Tendler,‘ ſagte mein Vater, als ich mit meinem Bericht zu Ende war, und machte zugleich eine ſehr verſtändliche Handbewegung, ‚da könnten Sie es mir ja wohl überlaſſen, dieſes Geſchäft allein mit meinem Jungen abzumachen.‘

„‚Ach ja, ach ja!‘ rief ich eifrig, als wenn mir ſoeben der angenehmſte Zeitvertreib verheißen wäre.

„Liſei war indeſſen auch erwacht und von ihrem Vater auf den Arm genommen worden. Ich ſah, wie ſie die Arme um ſeinen Hals ſchlang und ihm bald eifrig ins Ohr flüſterte, bald ihm zärtlich in die Augen ſah oder wie betheuernd mit dem Köpfchen nickte. Gleich darauf ergriff auch der Puppenſpieler die Hand meines Vaters. ‚Lieber Herr,‘ ſagte er, ‚die Kinder bitten für einander. Mutter, du biſt ja auch nit gar ſo ſchlimm! Laſſen wir es diesmal halt dabei!‘

„Madame Tendler ſah indeß noch immer unbeweglich aus ihrem großen Strohhute. ‚Du magſt ſelb ſchauen, wie du ohne den Kasperl fertig wirſt!‘ ſagte ſie mit einem ſtrengen Blick auf ihren Mann.

„In dem Antlitz meines Vaters ſah ich ein gewiſſes luſtiges Augenzwinkern, das mir Hoffnung machte, es werde das Unwetter diesmal ſo an mir vorüberziehen; und als er jetzt ſogar verſprach, am anderen Tage ſeine Kunſt zur Herſtellung des Invaliden aufzubieten, und dabei Madame Tendlers italieniſcher Strohhut in die holdſeligſte Bewegung gerieth, da war ich ſicher, daß wir beiderſeits im Trocknen waren.

„Bald marſchirten wir unten durch die dunklen Gaſſen, Herr Tendler mit der Laterne voran, wir Kinder Hand in Hand den Alten nach. — Dann: ‚Gut Nacht, Paul! Ach, will i ſchlaf'n!‘ Und weg war das Liſei; ich hatte gar nicht gemerkt, daß wir ſchon bei unſeren Wohnungen angekommen waren.

* *
*

„Am anderen Vormittage, als ich aus der Schule gekommen war, traf ich Herrn Tendler mit ſeinem Töchterchen ſchon in unſerer Werkſtatt. ‚Nun, Herr College,‘ ſagte mein Vater, der eben das Innere der Puppe unterſuchte, ‚das ſollte denn doch ſchlimm zugehen, wenn wir zwei Mechanici den Burſchen hier nicht wieder auf die Beine brächten!‘

„‚Gel, Vater,‘ rief das Liſei, ‚da werd aa die Mutter nit mehr brumm'n.‘

„Herr Tendler ſtrich zärtlich über das ſchwarze Haar des Kindes; dann wendete er ſich zu meinem Vater, der ihm die Art der beabſichtigten Reparatur aus einander ſetzte. ‚Ach, lieber Herr,‘ ſagte er, ‚ich bin kein Mechanikus, den Titel hab ich nur ſo mit den Puppen überkommen; ich bin eigentlich meines Zeichens ein Holzſchnitzer aus Berchtesgaden. Aber mein Schwiegervater ſelig — Sie haben gewiß von ihm gehört — das war halt einer, und mein Reſerl hat noch allweg ihr kleins Gaudi, daß ſie die Tochter vom berühmten Puppenſpieler Geißelbrecht iſt. Der hat auch die Mechanik in dem Kasperl da g'macht; ich hab ihm derzeit nurs G'ſichtl ausgeſchnitten.‘

„‚Ei nun, Herr Tendler,‘ erwiderte mein Vater, ‚das iſt ja auch ſchon eine Kunſt. Und dann — ſagt mir nur, wie war's denn möglich, daß Ihr Euch gleich zu helfen wußtet, als die Schandthat meines Jungen da ſo mitten in dem Stück zum Vorſchein kam?‘

„Das Geſpräch begann mir etwas unbehaglich zu werden; in Herrn Tendlers gutmüthigem Angeſichte aber leuchtete plötzlich die ganze Schelmerei des Puppenſpielers. ‚Ja, lieber Herr,‘ ſagte er, ‚da hat man halt für ſolche Fäll ſein Gſpaßerl in der Taſchen! Auch iſt da noch ſo ein Brudersſöhnerl, ein Wurſtl Nummer zwei, der grad 'ne ſolche Stimm hat wie dieſer da!‘

„Ich hatte indeſſen die Liſei am Kleid gezupft und war glücklich mit ihr nach unſerem Garten entkommen. Hier

unter der Linde ſaßen wir, die auch über uns beide jetzt ihr grünes Dach ausbreitet; nur blühten damals nicht mehr die rothen Nelken auf den Beeten dort; aber ich weiß noch wohl, es war ein ſonniger Septembernachmittag. Meine Mutter kam aus ihrer Küche und begann ein Geſpräch mit dem Puppenſpielerkinde; ſie hatte denn doch auch ſo ihre kleine Neugierde.

„Wie es denn heiße, fragte ſie, und ob es denn ſchon immer ſo von Stadt zu Stadt gefahren ſei? — — Ja, Liſei heiße es — ich hatte das meiner Mutter auch ſchon oft genug geſagt — aber dies ſei ſeine erſte Reiſ'; drum könne es auch das Hochdeutſch noch nit ſo völlig firti krieg'n. — — Ob es denn auch zur Schule gegangen ſei? — — Freili; es ſei ſcho zur Schul gang'n; aber das Nähen und Stricken habe es von ſeiner alten Baſ' gelernt; die habe auch ſo a Gärtl g'habt, da drin hätten ſie zuſammen auf dem Bänkerl geſeſſen; nun lerne es bei der Mutter, aber die ſei gar ſtreng!

„Meine Mutter nickte beifällig. — Wie lange ihre Eltern denn wohl hier verweilen würden? fragte ſie das Liſei wieder. — — Ja, das wüßt es nit, das käme auf die Mutter an; doch pflegten ſie ſo ein vier Wochen am Ort zu bleiben. — — Ja, ob's denn auch ein warmes Mäntelchen für die Weiterreiſe habe? denn ſo im October würde es ſchon kalt auf dem offenen Wägelchen. — — Nun, meinte Liſei, ein Mäntelchen habe ſie ſchon, aber ein dünnes ſei es nur; es hab ſie auch ſchon darin gefroren auf der Herreiſ'.

„Und jetzt befand ſich meine gute Mutter auf dem Fleck, wonach ich ſie ſchon lange hatte zuſteuern ſehen. ‚Hör, kleine Liſei,' ſagte ſie, ‚ich habe einen braven Mantel in meinem Schranke hängen, noch von den Zeiten her, da ich ein ſchlankes Mädchen war; ich bin aber jetzt herausgewachſen und habe keine Tochter, für die ich ihn noch zurechtſchneidern könnte. Komm nur morgen wieder, Liſei, da ſteckt ein warmes Mäntelchen für dich darin.'

„Liſei wurde roth vor Freude und hatte im Umſehen meiner Mutter die Hand geküßt, worüber dieſe ganz verlegen wurde; denn du weißt, hier zu Lande verſtehen wir uns ſchlecht auf ſolche Narretheien! — Zum Glück kamen jetzt die beiden Männer aus der Werkſtatt. ‚Für diesmal gerettet,‘ rief mein Vater; ‚aber — —!‘ Der warnend gegen mich geſchüttelte Finger war das Ende meiner Buße.

„Fröhlich lief ich ins Haus und holte auf Geheiß meiner Mutter deren großes Umſchlagetuch; denn um den kaum Geneſenen vor dem zwar wohlgemeinten, aber immerhin unbequemen Zujauchzen der Gaſſenjugend zu bewahren, das ihn auf ſeinem Herwege begleitet hatte, wurde der Kasperl jetzt ſorgſam eingehüllt; dann nahm Liſei ihn auf den Arm, Herr Tendler das Liſei an der Hand, und ſo, unter Dankesverſicherungen, zogen ſie vergnügt die Straße nach dem Schützenhof hinab.

* *
*

„Und nun begann eine Zeit des ſchönſten Kinderglückes. — Nicht nur am anderen Vormittage, ſondern auch an den folgenden Tagen kam das Liſei; denn ſie hatte nicht abgelaſſen, bis ihr geſtattet worden, auch ſelbſt an ihrem neuen Mäntelchen zu nähen. Zwar war's wohl mehr nur eine Scheinarbeit, die meine Mutter in ihre kleinen Hände legte; aber ſie meinte doch, das Kind müßte recht ordentlich angehalten ſein. Ein paar Mal ſetzte ich mich daneben und las aus einem Bande von Weißes Kinderfreunde vor, den mein Vater einmal auf einer Auction für mich gekauft hatte, zum Entzücken Liſeis, der ſolche Unterhaltungsbücher noch unbekannt waren. ‚Das is g'ſchickt!‘ oder ‚Ei du, was geit's für Sachan auf der Welt!‘ Dergleichen Worte rief ſie oft dazwiſchen und legte die Hände mit ihrer Näharbeit in den Schoß. Mitunter ſah ſie mich auch von unten mit ganz

klugen Augen an und ſagte: ‚Ja, wenn's Geſchichtl nur nit derlog'n is!‘ — Mir iſt's, als hörte ich es noch heute.“

— — Der Erzähler ſchwieg, und in ſeinem ſchönen männlichen Antlitz ſah ich einen Ausdruck ſtillen Glückes, als ſei das Alles, was er mir erzählte, zwar vergangen, aber keineswegs verloren. Nach einer Weile begann er wieder.

„Meine Schularbeiten machte ich niemals beſſer als in jener Zeit, denn ich fühlte wohl, daß das Auge meines Vaters mich ſtrenger als je überwachte und daß ich mir den Verkehr mit den Puppenſpielerleuten nur um den Preis eines ſtrengen Fleißes erhalten könne. ‚Es ſind reputirliche Leute, die Tendlers,‘ hörte ich einmal meinen Vater ſagen; ‚der Schneiderwirth drüben hat ihnen auch heute ein ordentliches Stübchen eingeräumt; ſie zahlen jeden Morgen ihre Zeche; nur, meinte der Alte, ſei es leider blitzwenig, was ſie draufgehen ließen. — Und das,‘ ſetzte mein Vater hinzu, ‚gefällt mir beſſer als dem Herbergsvater; ſie mögen an den Nothpfennig denken, was ſonſt nicht die Art ſolcher Leute iſt.‘ — — Wie gern hörte ich meine Freunde loben! Denn das waren ſie jetzt Alle; ſogar Madame Tendler nickte ganz vertraulich aus ihrem Strohhute, wenn ich — keiner Einlaßkarte mehr bedürftig — Abends an ihrer Caſſe vorbei in den Saal ſchlüpfte. — Und wie rannte ich jetzt Vormittags aus der Schule! Ich wußte wohl, zu Hauſe traf ich das Liſei entweder bei meiner Mutter in der Küche, wo ſie allerlei kleine Dienſte für ſie zu verrichten wußte, oder es ſaß auf der Bank im Garten, mit einem Buche oder mit einer Näharbeit in der Hand. Und bald wußte ich ſie auch in meinem Dienſte zu beſchäftigen; denn nachdem ich mich genügend in den inneren Zuſammenhang der Sache eingeweiht glaubte, beabſichtigte ich nichts Geringeres, als nun auch meinerſeits ein Marionettentheater einzurichten. Vorläufig begann ich mit dem Ausſchnitzen der Puppen, wobei Herr

Tendler, nicht ohne eine gutmüthige Schelmerei in ſeinen kleinen Augen, mir in der Wahl des Holzes und der Schnitzmeſſer mit Rath und Hülfe zur Hand ging; und bald ragte auch in der That eine mächtige Kasperlenaſe aus dem Holzblöckchen in die Welt. Da aber andererſeits der Nankinganzug des ‚Wurſtl‘ mir zu wenig intereſſant erſchien, ſo mußte indeſſen das Liſei aus ‚Fetzeln‘, die wiederum der alte Gabriel hatte hergeben müſſen, gold- und ſilberbeſetzte Mäntel und Wämmſer für Gott weiß welche andere künftige Puppen anfertigen. Mitunter trat auch der alte Heinrich mit ſeiner kurzen Pfeife aus der Werkſtatt zu uns, ein Geſelle meines Vaters, der, ſo lang ich denken konnte, zur Familie gehörte; er nahm mir dann wohl das Meſſer aus der Hand und gab durch ein paar Schnitte dem Dinge hie und da den rechten Schick. Aber ſchon wollte meiner Phantaſie ſelbſt der Tendlerſche Haupt- und Principalkasperl nicht mehr genügen; ich wollte noch ganz etwas Anderes leiſten; für den meinigen erſann ich noch drei weitere, nie dageweſene und höchſt wirkungsvolle Gelenke, er ſollte ſeitwärts mit dem Kinne wackeln, die Ohren hin- und herbewegen und die Unterlippe auf- und abklappen können; und er wäre auch jedenfalls ein ganz unerhörter Prachtkerl geworden, wenn er nur nicht ſchließlich über all ſeinen Gelenken ſchon in der Geburt zu Grunde gegangen wäre. Auch ſollte leider weder der Pfalzgraf Siegfried noch irgend ein anderer Held des Puppenſpiels durch meine Hand zu einer fröhlichen Auferſtehung gelangen. — Beſſer glückte es mir mit dem Bau einer unterirdiſchen Höhle, in der ich an kalten Tagen mit Liſei auf einem Bänkchen zuſammenſaß und ihr bei dem ſpärlichen Lichte, das durch eine oben angebrachte Fenſterſcheibe fiel, die Geſchichten aus dem Weißeſchen Kinderfreunde vorlas, die ſie immer von Neuem hören konnte. Meine Kameraden neckten mich wohl und ſchalten mich einen Mädchenknecht, weil ich, ſtatt wie ſonſt mit ihnen, jetzt mit

der Puppenſpielertochter meine Zeit zubrachte. Mich kümmerte das wenig; wußte ich doch, es redete nur der Neid aus ihnen, und wo es mir zu arg wurde, da brauchte ich denn auch einmal ganz wacker meine Fäuſte.

— — „Aber Alles im Leben iſt nur für eine Spanne Zeit. Die Tendlers hatten ihre Stücke durchgeſpielt; die Puppenbühne auf dem Schützenhofe wurde abgebrochen; ſie rüſteten ſich zum Weiterziehen.

„Und ſo ſtand ich denn an einem ſtürmiſchen Octobernachmittage draußen vor unſerer Stadt auf dem hohen Haiderücken, ſah bald traurig auf den breiten Sandweg, der nach Oſten in die kahle Gegend hinausläuft, bald ſehnſüchtig nach der Stadt zurück, die in Dunſt und Nebel in der Niederung lag. Und da kam es herangetrabt, das kleine Wägelchen mit den zwei hohen Kiſten darauf und dem munteren braunen Pferde in der Gabeldeichſel. Herr Tendler ſaß jetzt vorn auf einem Brettchen, hinter ihm Liſei in dem neuen warmen Mäntelchen neben ihrer Mutter. — Ich hatte ſchon vor der Herberge von ihnen Abſchied genommen; dann aber war ich vorausgelaufen, um ſie Alle noch einmal zu ſehen und um Liſei, wozu ich von meinem Vater die Erlaubniß erhalten hatte, den Band von Weißes Kinderfreunde als Angedenken mitzugeben; auch eine Düte mit Kuchen hatte ich um einige erſparte Sonntagsſechslinge für ſie eingehandelt. — ‚Halt! Halt!‘ rief ich jetzt und ſtürzte von meinem Haidehügel auf das Fuhrwerk zu. — Herr Tendler zog die Zügel an, der Braune ſtand, und ich reichte Liſei meine kleinen Geſchenke in den Wagen, die ſie neben ſich auf den Stuhl legte. Als wir uns aber, ohne ein Wort zu ſagen, an beiden Händen griffen, da brachen wir armen Kinder in ein lautes Weinen aus. Doch in demſelben Augenblicke peitſchte auch ſchon Herr Tendler auf ſein Pferdchen. ‚Ade, mein Bub! Bleib brav und dank aa no ſchön dei'm Vaterl und dei'm Mutterl!‘

„‚Ade! Ade!‘ rief das Liſei; das Pferdchen zog an, das Glöckchen an ſeinem Halſe bimmelte; ich fühlte die kleinen Hände aus den meinen gleiten, und fort fuhren ſie, in die weite Welt hinaus.

„Ich war wieder am Rande des Weges emporgeſtiegen und blickte unverwandt dem Wägelchen nach, wie es durch den ſtäubenden Sand dahinzog. Immer ſchwächer hörte ich das Gebimmel des Glöckchens; einmal noch ſah ich ein weißes Tüchelchen um die Kiſten flattern; dann allmählich verlor es ſich mehr in den grauen Herbſtnebeln. — Da fiel es plötzlich wie eine Todesangſt mir auf das Herz: du ſiehſt ſie nimmer, nimmer wieder! — — ‚Liſei!‘ ſchrie ich, ‚Liſei!‘ — Als aber deſſen ungeachtet, vielleicht wegen einer Biegung der Landſtraße, der nur noch im Nebel ſchwimmende Punkt jetzt völlig meinen Augen entſchwand, da rannte ich wie unſinnig auf dem Wege hinterdrein. Der Sturm riß mir die Mütze vom Kopfe, meine Stiefel füllten ſich mit Sand; aber ſo weit ich laufen mochte, ich ſah nichts Anderes als die öde baumloſe Gegend und den kalten grauen Himmel, der darüber ſtand. — Als ich endlich bei einbrechender Dunkelheit zu Hauſe wieder angelangt war, hatte ich ein Gefühl, als ſei die ganze Stadt indeſſen ausgeſtorben. Es war eben der erſte Abſchied meines Lebens.

„Wenn in den nun folgenden Jahren der Herbſt wiederkehrte, wenn die Krammetsvögel durch die Gärten unſerer Stadt flogen und drüben vor der Schneiderherberge die erſten gelben Blätter von den Lindenbäumen wehten, dann ſaß ich wohl manches Mal auf unſerer Bank und dachte, ob nicht endlich einmal das Wägelchen mit dem braunen Pferde wie damals wieder die Straße heraufgebimmelt kommen würde.

„Aber ich wartete umſonſt; das Liſei kam nicht wieder.

* *
*

„Es war um zwölf Jahre ſpäter. — Ich hatte nach der Rechenmeiſterſchule, wie es damals manche Handwerkerſöhne zu thun pflegten, auch noch die Quarta unſerer Gelehrtenſchule durchgemacht und war dann bei meinem Vater in die Lehre getreten. Auch dieſe Zeit, in der ich mich, außer meinem Handwerk, vielfach mit dem Leſen guter Bücher beſchäftigte, war vorübergegangen. Jetzt, nach dreijähriger Wanderſchaft, befand ich mich in einer mitteldeutſchen Stadt. Es war ſtreng katholiſch dort, und in dem Punkte verſtanden ſie keinen Spaß; wenn man vor ihren Proceſſionen, die mit Geſang und Heiligenbildern durch die Straßen zogen, nicht ſelbſt den Hut abnahm, ſo wurde er einem auch wohl herunter geſchlagen; ſonſt aber waren es gute Leute. — Die Frau Meiſterin, bei der ich in Arbeit ſtand, war eine Wittwe, deren Sohn gleich mir in der Fremde arbeitete, um die nach den Zunftgeſetzen vorgeſchriebenen Wanderjahre bei der ſpäteren Bewerbung um das Meiſterrecht nachweiſen zu können. Ich hatte es gut in dieſem Hauſe; die Frau that mir, wovon ſie wünſchen mochte, daß es in der Ferne andere Leute an ihrem Kinde thun möchten, und bald war unter uns das Vertrauen ſo gewachſen, daß das Geſchäft ſo gut wie ganz in meinen Händen lag. — Jetzt ſteht unſer Joſeph dort bei ihrem Sohn in Arbeit, und die Alte, ſo hat er oft geſchrieben, hätſchelt mit ihm, als wäre ſie die leibhaftige Großmutter zu dem Jungen.

„Nun, damals ſaß ich eines Sonntagnachmittags mit meiner Frau Meiſterin in der Wohnſtube, deren Fenſter der Thür des großen Gefangenhauſes gegenüber lagen. Es war im Januar; das Thermometer ſtand zwanzig Grade unter Null; draußen auf der Gaſſe war kein Menſch zu ſehen; mitunter kam der Wind pfeifend von den nahen Bergen herunter und jagte kleine Eisſtücke klingend über das Straßenpflaſter.

„‚Da behagt 'n warmes Stübchen und 'n heißes Schäl-

chen Kaffee,‘ ſagte die Meiſterin, indem ſie mir die Taſſe zum dritten Male vollſchenkte.

„Ich war ans Fenſter getreten. Meine Gedanken gingen in die Heimath; nicht zu lieben Menſchen, die hatte ich dort nicht mehr, das Abſchiednehmen hatte ich jetzt gründlich gelernt. Meiner Mutter war mir noch vergönnt geweſen ſelbſt die Augen zuzudrücken; vor einigen Wochen hatte ich nun auch den Vater verloren, und bei dem damals noch ſo langwierigen Reiſen hatte ich ihn nicht einmal zu ſeiner Ruheſtatt begleiten können. Aber die väterliche Werkſtatt wartete auf den Sohn ihres heimgegangenen Meiſters. Indeß, der alte Heinrich war noch da und konnte mit Genehmigung der Zunftmeiſter die Sache ſchon eine kurze Zeit lang aufrecht halten; und ſo hatte ich denn auch meiner guten Meiſterin verſprochen, noch ein paar Wochen bis zum Eintreffen ihres Sohnes bei ihr auszuhalten. Aber Ruhe hatte ich nicht mehr, das friſche Grab meines Vaters duldete mich nicht länger in der Fremde.

„In dieſen Gedanken unterbrach mich eine ſcharfe ſcheltende Stimme drüben von der Straße her. Als ich aufblickte, ſah ich das ſchwindſüchtige Geſicht des Gefängniß-inſpectors ſich aus der halb geöffneten Thür des Gefangenhauſes hervorrecken; ſeine erhobene Fauſt drohte einem jungen Weibe, das, wie es ſchien, faſt mit Gewalt in dieſe ſonſt gefürchteten Räume einzudringen ſtrebte.

„‚Wird wohl was Liebes drinnen haben,‘ ſagte die Meiſterin, die von ihrem Lehnſtuhle aus ebenfalls dem Vorgange zugeſehen hatte; ‚aber der alte Sünder drüben hat kein Herz für die Menſchheit.‘

„‚Der Mann thut wohl nur ſeine Pflicht, Frau Meiſterin,‘ ſagte ich, noch immer in meinen eigenen Gedanken.

„‚Ich möcht nicht ſolche Pflicht zu thun haben,‘ erwiderte ſie und lehnte ſich faſt zornig in ihren Stuhl zurück.

„Drüben war indeß die Thür des Gefangenhauſes zuge-

ſchlagen, und das junge Weib, nur mit einem kurzen wehenden Mäntelchen um die Schultern und einem ſchwarzen Tüchelchen um den Kopf geknotet, ging langſam die übereiſte Straße hinab. — Die Meiſterin und ich waren ſchweigend auf unſerem Platz geblieben; ich glaube — denn auch meine Theilnahme war jetzt erweckt —, es war uns beiden, als ob wir helfen müßten und nur nicht wüßten, wie.

„Als ich eben vom Fenſter zurücktreten wollte, kam das Weib wieder die Straße herauf. Vor der Thür des Gefangenhauſes blieb ſie ſtehen und ſetzte zögernd einen Fuß auf den zur Schwelle führenden Treppenſtein; dann aber wandte ſie den Kopf zurück, und ich ſah ein junges Antlitz deſſen dunkle Augen mit dem Ausdruck rathloſeſter Verlaſſenheit über die leere Gaſſe ſtreiften; ſie ſchien doch nicht den Muth zu haben, noch einmal der drohenden Beamtenfauſt entgegenzutreten. Langſam und immer wieder nach der geſchloſſenen Thür zurückblickend, ſetzte ſie ihren Weg fort; man ſah es deutlich, ſie wußte ſelbſt nicht, wohin. Als ſie jetzt aber an der Ecke der Gefangenanſtalt in das nach der Kirche hinaufführende Gäßchen einbog, riß ich unwillkürlich meine Mütze vom Thürhaken, um ihr nachzugehen.

„‚Ja, ja, Paulſen, das iſt das Rechte!‘ ſagte die gute Meiſterin; ‚geht nur, ich werde derweil den Kaffee wieder heiß ſetzen!‘

„Es war grimmig kalt, als ich aus dem Hauſe trat; Alles ſchien wie ausgeſtorben; von dem Berge, der am Ende der Straße die Stadt überragt, ſah faſt drohend der ſchwarze Tannenwald herab; vor den Fenſterſcheiben der meiſten Häuſer ſaßen die weißen Eisgardinen; denn nicht Jeder hatte, wie meine Meiſterin, die Gerechtigkeit von fünf Klaftern Holz auf ſeinem Hauſe. — Ich ging durch das Gäßchen nach dem Kirchenplatz; und dort vor dem großen hölzernen Crucifixe auf der gefrorenen Erde lag das junge

Weib, den Kopf geſenkt, die Hände in den Schoß gefaltet. Ich trat ſchweigend näher; als ſie aber jetzt zu dem blutigen Antlitz des Gekreuzigten aufblickte, ſagte ich: ‚Verzeiht mir, wenn ich Eure Andacht unterbreche; aber Ihr ſeid wohl fremd in dieſer Stadt?‘

„Sie nickte nur, ohne ihre Stellung zu verändern.

„‚Ich möchte Euch helfen,‘ begann ich wieder; ‚ſagt mir nur, wohin Ihr wollt!‘

„‚I weiß nit mehr, wohin,‘ ſagte ſie tonlos und ließ das Haupt wieder auf ihre Bruſt ſinken.

„‚Aber in einer Stunde iſt es Nacht; in dieſem Todtenwetter könnt Ihr nicht länger auf der offenen Straße bleiben!‘

„‚Der liebi Gott wird helfen,‘ hörte ich ſie leiſe ſagen.

„‚Ja, ja,‘ rief ich, ‚und ich glaube faſt, er hat mich ſelbſt zu Euch geſchickt!‘

„Es war, als habe der ſtärkere Klang meiner Stimme ſie erweckt; denn ſie erhob ſich und trat zögernd auf mich zu; mit vorgeſtrecktem Halſe näherte ſie ihr Geſicht mehr und mehr dem meinen, und ihre Blicke drangen auf mich ein, als ob ſie mich damit erfaſſen wollte. ‚Paul!‘ rief ſie plötzlich, und wie ein Jubelruf flog das Wort aus ihrer Bruſt — ‚Paul! ja di ſchickt mir der liebi Gott!‘

„Wo hatte ich meine Augen gehabt! Da hatte ich es ja wieder, mein Kindsgeſpiel, das kleine Puppenſpieler-Liſei! Freilich, eine ſchöne ſchlanke Jungfrau war es geworden, und auf dem ſonſt ſo lachenden Kindergeſicht lag jetzt, nachdem der erſte Freudenſtrahl darüberhin geflogen, der Ausdruck eines tiefen Kummers.

„‚Wie kommſt du ſo allein hierher, Liſei?‘ fragte ich. ‚Was iſt geſchehen? wo iſt denn dein Vater?‘

„‚Im Gefängniß, Paul.‘

„‚Dein Vater, der gute Mann! — Aber komm mit mir; ich ſtehe hier bei einer braven Frau in Arbeit; ſie kennt dich, ich habe ihr oft von dir erzählt.‘

„Und Hand in Hand, wie einſt als Kinder, gingen wir nach dem Hauſe meiner guten Meiſterin, die uns ſchon vom Fenſter aus entgegenſah. ‚Das Liſei iſt's!‘ rief ich, als wir in die Stube traten, ‚denkt Euch, Frau Meiſterin, das Liſei!‘

„Die gute Frau ſchlug die Hände über ihre Bruſt zuſammen. ‚Heilige Mutter Gottes, bitt für uns! das Liſei! — alſo ſo hat's ausgeſchaut! — Aber,‘ fuhr ſie fort, ‚wie kommſt denn du mit dem alten Sünder da zuſammen?‘ — und ſie wies mit dem ausgeſtreckten Finger nach dem Gefangenhauſe drüben — ‚der Paulſen hat mir doch geſagt, daß du ehrlicher Leute Kind biſt!‘

„Gleich darauf aber zog ſie das Mädchen weiter in die Stube hinein und drückte ſie in ihren Lehnſtuhl nieder, und als jetzt Liſei ihre Frage zu beantworten anfing, hielt ſie ihr ſchon eine dampfende Taſſe Kaffee an die Lippen.

„‚Nun trink einmal,‘ ſagte ſie, ‚und komm erſt wieder zu dir; die Händchen ſind dir ja ganz verklommen.‘

„Und das Liſei mußte trinken, wobei ihr zwei helle Thränen in die Taſſe rollten, und dann erſt durfte ſie erzählen.

„Sie ſprach jetzt nicht, wie einſt und wie vorhin in der Einſamkeit ihres Kummers, in dem Dialekt ihrer Heimath, nur ein leichter Anflug war ihr davon geblieben; denn waren ihre Eltern auch nicht mehr bis an unſere Küſte hier hinabgekommen, ſo hatten ſie ſich doch meiſtens in dem mittleren Deutſchland aufgehalten. Schon vor einigen Jahren war die Mutter geſtorben. ‚Verlaß den Vater nicht!‘ das hatte ſie der Tochter im letzten Augenblicke noch ins Ohr geflüſtert, ‚ſein Kindesherz iſt zu gut für dieſe Welt.‘

„Liſei brach bei dieſer Erinnerung in heftiges Weinen aus; ſie wollte nicht einmal von der aufs Neue vollgeſchenkten Taſſe trinken, mit der die Meiſterin ihre Thränen zu ſtillen gedachte, und erſt nach einer ziemlichen Weile konnte ſie weiter berichten.

„Gleich nach dem Tode der Mutter war es ihre erſte Arbeit geweſen, an deren Stelle ſich die Frauenrollen in den Puppenſpielen von ihrem Vater einlernen zu laſſen. Dazwiſchen waren die Beſtattungsfeierlichkeiten beſorgt und die erſten Seelenmeſſen für die Todte geleſen; dann, das friſche Grab hinter ſich laſſend, waren Vater und Tochter wiederum ins Land hineingefahren und hatten, wie vorhin, ihre Stücke abgeſpielt, den verlorenen Sohn, die heilige Genovefa und wie ſie ſonſt noch heißen mochten.

„So waren ſie geſtern auf der Reiſe in ein großes Kirchdorf gekommen, wo ſie ihre Mittagsraſt gehalten hatten. Auf der harten Bank vor dem Tiſche, an welchem ſie ihr beſcheidenes Mahl verzehrten, war Vater Tendler ein halbes Stündchen in einen feſten Schlaf geſunken, während Liſei draußen die Fütterung ihres Pferdes beſorgt hatte. Kurz darauf, in wollene Decken wohlverpackt, waren ſie aufs Neue in die grimmige Winterkälte hinausgefahren.

„‚Aber wir kamen nit weit,‘ erzählte Liſei; ‚gleich hinterm Dorf iſt ein Landreiter auf uns zugeritten und hat gezetert und gemordiot. Aus dem Tiſchkaſten ſollt dem Wirth ein Beutel mit Geld geſtohlen ſein, und mein unſchuldigs Vaterl war doch allein in der Stube dort geweſen! Ach, wir haben kei Heimath, kei Freund, kei Ehr; es kennt uns Niemand nit!‘

„‚Kind, Kind,‘ ſagte die Meiſterin, indem ſie zu mir hinüberwinkte, ‚verſündige dich auch nicht!‘

„Ich aber ſchwieg, denn Liſei hatte ja nicht Unrecht mit ihrer Klage. — Sie hatten in das Dorf zurückgemußt; das Fuhrwerk mit Allem, was darauf geladen, war vom Schulzen dort zurückgehalten worden; der alte Tendler aber hatte die Weiſung erhalten, den Weg zur Stadt neben dem Pferde des Landreiters herzutraben. Liſei, von dem Letzteren mehrfach zurückgewieſen, war in einiger Entfernung hinterher gegangen, in der Zuverſicht, daß ſie wenigſtens, bis der liebe

Gott die Sache aufkläre, das Gefängniß ihres Vaters werde theilen können. Aber — auf ihr ruhte kein Verdacht; mit Recht hatte der Inſpector ſie als eine Zudringliche von der Thür gejagt, die auf ein Unterkommen in ſeinem Hauſe nicht den geringſten Anſpruch habe.

„Liſei wollte das zwar noch immer nicht begreifen; ſie meinte, das ſei ja härter als alle Strafe, die ſpäter doch gewiß den wirklichen Spitzbuben noch ereilen würde; aber, fügte ſie gleich hinzu, ſie wolle ihm auch ſo harte Straf nit wünſchen, wenn nur die Unſchuld von ihrem guten Vaterl an den Tag komme; ach, der wird's gewiß nit überleben!

„Ich beſann mich plötzlich, daß ich ſowohl dem alten Corporal da drüben als auch dem Herrn Criminalcommiſſarius eigentlich ein unentbehrlicher Mann ſei; denn dem Einen hielt ich ſeine Spinnmaſchinen in Ordnung, dem Anderen ſchärfte ich ſeine koſtbaren Federmeſſer; durch den Einen konnte ich wenigſtens Zutritt zu dem Gefangenen erhalten, bei dem Anderen konnte ich ein Leumundszeugniß für Herrn Tendler ablegen und ihn vielleicht zur Beſchleunigung der Sache veranlaſſen. Ich bat Liſei, ſich zu gedulden, und ging ſofort in das Gefangenhaus hinüber.

„Der ſchwindſüchtige Inſpector ſchalt auf die unverſchämten Weiber, die immer zu ihren ſpitzbübiſchen Männern oder Vätern in die Zellen wollten. Ich aber verbat mir in Betreff meines alten Freundes ſolche Titel, ſo lange ſie ihm nicht durch das Gericht ‚von Rechts wegen' beigelegt ſeien, was, wie ich ſicher wiſſe, nie geſchehen werde; und endlich, nach einigem Hin- und Widerreden, ſtiegen wir zuſammen die breite Treppe nach dem Oberbau hinauf.

„In dem alten Gefangenhauſe war auch die Luft gefangen, und ein widerwärtiger Dunſt ſchlug uns entgegen, als wir oben durch den langen Corridor ſchritten, von welchem aus zu beiden Seiten Thür an Thür in die einzelnen

Gefangenzellen führte. An einer derſelben, faſt zu Ende des Ganges, blieben wir ſtehen; der Inſpector ſchüttelte ſein großes Schlüſſelbund, um den rechten herauszufinden; dann knarrte die Thür und wir traten ein.

„In der Mitte der Zelle, mit dem Rücken gegen uns, ſtand die Geſtalt eines kleinen mageren Mannes, der nach dem Stückchen Himmel hinaufzublicken ſchien, das grau und trübſelig durch ein oben in der Mauer angebrachtes Fenſter auf ihn herabdämmerte. An ſeinem Haupte bemerkte ich ſogleich die kleinen abſtehenden Haarſpieße; nur hatten ſie, wie jetzt draußen die Natur, ſich in die Farbe des Winters gekleidet. Bei unſerem Eintritt wandte der kleine Mann ſich um.

„‚Sie kennen mich wohl nicht mehr, Herr Tendler?‘ fragte ich.

„Er ſah flüchtig nach mir hin. ‚Nein, lieber Herr,‘ erwiderte er, ‚hab nicht die Ehre.‘

„Ich nannte ihm den Namen meiner Vaterſtadt und ſagte: ‚Ich bin der unnütze Junge, der Ihnen damals Ihren kunſtreichen Kasperl verdrehte!‘

„‚O, ſchad't nichts, gar nichts!‘ erwiderte er verlegen und machte mir einen Diener; ‚iſt lange ſchon vergeſſen.‘

„Er hatte offenbar nur halb auf mich gehört; denn ſeine Lippen bewegten ſich, als ſpräche er zu ſich ſelber von ganz anderen Dingen.

„Da erzählte ich ihm, wie ich vorhin ſein Liſei aufgefunden habe, und jetzt erſt ſah er mich mit offenen Augen an. ‚Gott Dank! Gott Dank!‘ ſagte er und faltete die Hände. ‚Ja, ja, das kleine Liſei und der kleine Paul, die ſpielten derzeit mit einander! — Der kleine Paul! Seid Ihr der kleine Paul! O, i glaub's Euch ſchon; das herzige G'ſichtl von dem friſchen Bub'n, das ſchaut da no heraus!‘ Er nickte mir ſo innig zu, daß die weißen Haarſpießchen auf ſeinem Kopfe bebten. ‚Ja, ja, da drunten an

der See bei euch; wir ſind nit wieder hinkommen; das war no gute Zeit dermal; da war aa noch mein Weib, die Tochter vom großen Geißelbrecht, dabei! »Joſeph!« pflegte ſie zu ſagen, »wenn nur die Menſchen aa ſo Dräht an ihre Köpf hätten, da könnt'ſt du aa mit ihne firti werd'n!« — Hätt ſie nur heute noch gelebt, ſie hätten mich nicht eingeſperrt. Du lieber Gott; ich bin kein Dieb, Herr Paulſen.'

„Der Inſpector, der draußen vor der angelehnten Thür im Gange auf- und abging, hatte ſchon ein paar Mal mit ſeinem Schlüſſelbunde geraſſelt. Ich ſuchte den alten Mann zu beruhigen und bat ihn, ſich bei ſeinem erſten Verhör auf mich zu berufen, der ich hier bekannt und wohl geachtet ſei.

„Als ich wieder zu meiner Meiſterin in die Stube trat, rief dieſe mir entgegen: ‚Das iſt ein trotzigs Mädel, Paulſen; da helft mir nur gleich ein wenig; ich hab ihr die Kammer zum Nachtquartier geboten; aber ſie will fort, in die Bettelherberg oder Gott weiß wohin!'

„Ich fragte Liſei, ob ſie ihre Päſſe bei ſich habe.

„‚Mein Gott, die hat der Schulz im Dorf uns abgenommen!'

„‚So wird kein Wirth dir ſeine Thür aufmachen,' ſagte ich, ‚das weißt du ſelber wohl.'

„Sie wußte es freilich, und die Meiſterin ſchüttelte ihr vergnügt die Hände. ‚Ich denk wohl,' ſagte ſie, ‚daß du dein eignes Köpfchen haſt; der da hat mir's haarklein erzählt, wie ihr zuſammen in der Kiſte habt geſeſſen; aber ſo leicht wärſt du doch nicht von mir fortgekommen!'

„Das Liſei ſah etwas verlegen vor ſich nieder; dann aber fragte ſie mich haſtig aus nach ihrem Vater. Nachdem ich ihr Beſcheid gegeben hatte, erbat ich mir ein paar Bettſtücke von der Meiſterin, nahm von den meinigen noch etwas hinzu und trug es ſelbſt hinüber in die Zelle des Gefangenen, wozu ich vorhin von dem Inſpector die Erlaubniß er-

halten hatte. — So konnten wir, als nun die Nacht heran=kam, hoffen, daß im warmen Bette und auf dem beſten Ruhekiſſen, das es in der Welt giebt, auch unſeren alten Freund in ſeiner öden Kammer ein ſanfter Schlaf erquicken werde.

* *
*

„Am anderen Vormittage, als ich eben, um zum Herrn Criminalcommiſſarius zu gehen, auf die Straße trat, kam von drüben der Inſpector in ſeinen Morgenpantoffeln auf mich zugeſchritten. ‚Ihr habt Recht gehabt, Paulſen,‘ ſagte er mit ſeiner gläſernen Stimme, ‚für diesmal iſt's kein Spitz=bube geweſen; den Richtigen haben ſie ſoeben eingebracht; Euer Alter wird noch heute entlaſſen werden.‘

„Und richtig, nach einigen Stunden öffnete ſich die Thür des Gefangenhauſes, und der alte Tendler wurde von der commandirenden Stimme des Inſpectors zu uns hinüber=gewieſen. Da das Mittagseſſen eben aufgetragen war, ſo ruhte die Meiſterin nicht, bis auch er ſeinen Platz am Tiſche eingenommen hatte; aber er berührte die Speiſen kaum, und wie ſie ſich auch um ihn bemühen mochte, er blieb wortkarg und in ſich gekehrt neben ſeiner Tochter ſitzen; nur mitunter bemerkte ich, wie er deren Hand nahm und ſie zärtlich ſtreichelte. Da hörte ich draußen vom Thore her ein Glöckchen bimmeln; ich kannte es ganz genau, aber es läutete mir weit her aus meiner Kinderzeit.

„‚Liſei!‘ ſagte ich leiſe.

„‚Ja, Paul, ich hör es wohl.‘

„Und bald ſtanden wir beide draußen vor der Hausthür. Siehe, da kam es die Straße herab, das Wägelchen mit den beiden hohen Kiſten, wie ich daheim es mir ſo oft gewünſcht hatte. Ein Bauerburſche ging nebenher mit Zügel und Peitſche in der Hand; aber das Glöckchen bimmelte jetzt am Halſe eines kleinen Schimmels.

„‚Wo iſt das Braunchen geblieben?‘ fragte ich Liſei.

„‚Das Braunchen,‘ erwiderte ſie, ‚das iſt uns eines Tags vorm Wagen hingefallen; der Vater hat ſogleich den Thierarzt aus dem Dorf geholt; aber es hat nimmer leben können.‘

„Bei dieſen Worten ſtürzten ihr die Thränen aus den Augen.

„‚Was fehlt dir, Liſei?‘ fragte ich, ‚es iſt ja nun doch Alles wieder gut!‘

„Sie ſchüttelte den Kopf. ‚Mein Vaterl gefallt mir nit; er iſt ſo ſtill; die Schand, er verwind't es nit.‘

— — „Und Liſei hatte mit ihren treuen Tochteraugen recht geſehen. Als kaum die Beiden in einem kleinen Gaſthauſe untergebracht waren und der Alte ſchon ſeine Pläne zur Weiterfahrt entwarf — denn hier wollte er jetzt nicht vor die Leute treten —, da zwang ihn ein Fieber, im Bett zu bleiben! Bald mußten wir einen Arzt holen, und es entwickelte ſich ein längeres Krankenlager. In Beſorgniß, daß ſie dadurch in Noth gerathen könnten, bot ich Liſei meine Geldmittel zur Hülfe an; aber ſie ſagte: ‚I nimm's ja gern von dir; doch ſorg nur nit, wir ſind nit gar ſo karg.‘ Da blieb mir denn nichts Anderes zu thun, als in der Nachtwache mit ihr zu wechſeln oder, als es dem Kranken beſſer ging, am Feierabend ein Stündchen an ſeinem Bett zu plaudern.

„So war die Zeit meiner Abreiſe herangenaht, und mir wurde das Herz immer ſchwerer. Es that mir faſt weh, das Liſei anzuſehen; denn bald fuhr es ja auch mit ſeinem Vater von hier wieder in die weite Welt hinaus. Wenn ſie nur eine Heimath gehabt hätten! Aber wo waren ſie zu finden, wenn ich Gruß und Nachricht zu ihnen ſenden wollte! Ich dachte an die zwölf Jahre ſeit unſerem erſten Abſchied; — ſollte wieder ſo lange Zeit vergehen oder am Ende gar das ganze Leben?

„‚Und grüß mir aa dein Vaterhaus, wenn du heimkommſt!‘ ſagte Liſei, da ſie am letzten Abend mich an die Hausthür begleitet hatte. ‚Ich ſeh's mit mein Augen, das Bänkerl vor der Thür, die Lind im Gart'l; ach, i vergiß es nimmer; ſo lieb hab ich's nit wieder g'funden in der Welt!‘

„Als ſie das ſagte, war es mir, als leuchte aus dunkler Tiefe meine Heimath zu mir auf; ich ſah die zärtlichen Augen meiner Mutter, das feſte ehrliche Antlitz meines Vaters. ‚Ach, Liſei,‘ ſagte ich, ‚wo iſt denn jetzt mein Vaterhaus! es iſt ja Alles öd und leer.‘

„Liſei antwortete nicht; ſie gab mir nur die Hand und blickte mich mit ihren guten Augen an.

„Da war mir, als hörte ich die Stimme meiner Mutter ſagen: ‚Halte dieſe Hand feſt und kehre mit ihr zurück, ſo haſt du deine Heimath wieder!‘ — und ich hielt die Hand feſt und ſagte: ‚Kehr du mit mir zurück, Liſei, und laß uns zuſammen verſuchen, ein neues Leben in das leere Haus zu bringen, ein ſo gutes, wie es die geführt haben, die ja auch dir einſt lieb geweſen ſind!‘

„‚Paul,‘ rief ſie, ‚was meinſt du? I verſteh di nit.‘

„Aber ihre Hand zitterte heftig in der meinen, und ich bat nur: ‚Ach, Liſei, verſteh mich doch!‘

„Sie ſchwieg einen Augenblick. ‚Paul,‘ ſagte ſie dann, ‚i kann nit von mei'm Vaterl gehen.‘

„‚Der muß ja mit uns, Liſei! Im Hinterhauſe, die beiden Stübchen, die jetzt leer ſtehen, da kann er wohnen und wirthſchaften; der alte Heinrich hat ſein Kämmerchen dicht daneben.‘

„Liſei nickte. ‚Aber, Paul, wir ſind landfahrende Leut. Was werden ſie ſagen bei dir daheim?‘

„‚Sie werden mächtig reden, Liſei!‘

„‚Und du haſt nit Furcht davor?‘

„Ich lachte nur dazu.

„‚Nun,‘ ſagte Liſei, und wie ein Glockenlaut ſchlug es aus ihrer Stimme, ‚wenn du ſie haſt, — i hab ſchon die Curaſchi!‘

„‚Aber thuſt du's denn auch gern?‘

— „‚Ja, Paul, wenn i's nit gern thät,‘ — und ſie ſchüttelte ihr braunes Köpfchen gegen mich — ‚gel, da thät i's nimmermehr!‘ —

„Und, mein Junge,“ unterbrach ſich hier der Erzähler, „wie einen bei ſolchen Worten ein Paar ſchwarze Mädchenaugen anſehen, das ſollſt du nun noch lernen, wenn du erſt ein Stieg Jahre weiter biſt!“

„Ja, ja,“ dachte ich, „zumal ſo ein Paar Augen, die einen See ausbrennen können!“

„Und nicht wahr,“ begann Paulſen wieder, „nun weißt du auch nachgerade, wer das Liſei iſt?“

„Das iſt die Frau Paulſen!“ erwiderte ich. „Als ob ich das nicht längſt gemerkt hätte! Sie ſagt ja noch immer ‚nit‘ und hat auch noch die ſchwarzen Augen unter den fein gepinſelten Augenbrauen.“

Mein Freund lachte, während ich mir im Stillen vornahm, die Frau Paulſen, wenn wir ins Haus zurückkämen, doch einmal recht darauf anzuſehen, ob noch das Puppenſpieler-Liſei in ihr zu erkennen ſei. — „Aber,“ fragte ich, „wo iſt denn der alte Herr Tendler hingekommen?“

„Mein liebes Kind,“ erwiderte mein Freund, „wohin wir ſchließlich Alle kommen. Drüben auf dem grünen Kirchhof ruht er neben unſerem alten Heinrich; aber es iſt noch Einer mehr in ſein Grab mit hineingekommen; der andere kleine Freund aus meiner Kinderzeit. Ich will dir's wohl erzählen; nur laß uns ein wenig hinausgehen; meine Frau könnte nachgerade einmal nach uns ſehen wollen, und ſie ſoll die Geſchichte doch nicht wieder hören.“

Paulſen ſtand auf, und wir gingen auf den Spazierweg hinaus, der auch hier hinter den Gärten der Stadt entlang

führt. Nur wenige Leute kamen uns entgegen; denn es war ſchon um die Vesperzeit.

„Siehſt du“ — begann Paulſen ſeine Erzählung wieder — „der alte Tendler war derzeit mit unſerem Verſpruch gar wohl zufrieden; er gedachte meiner Eltern, die er einſt gekannt hatte, und er faßte auch zu mir Vertrauen. Überdies war er des Wanderns müde; ja, ſeit es ihn in die Gefahr gebracht hatte, mit den verworfenſten Vagabunden verwechſelt zu werden, war in ihm die Sehnſucht nach einer feſten Heimath immer mehr heraufgewachſen. Meine gute Meiſterin zwar zeigte ſich nicht ſo einverſtanden; ſie fürchtete, bei allem guten Willen möge doch das Kind des umherziehenden Puppenſpielers nicht die rechte Frau für einen ſeßhaften Handwerksmann abgeben. — Nun, ſie iſt ſeit lange ſchon bekehrt worden!

— — „Und ſo war ich denn nach kaum acht Tagen wieder hier, von den Bergen an die Nordſeeküſte, in unſerer alten Vaterſtadt. Ich nahm mit Heinrich die Geſchäfte rüſtig in die Hand und richtete zugleich die beiden leer ſtehenden Zimmer im Hinterhauſe für den Vater Joſeph ein. — Vierzehn Tage weiter — es ſtrichen eben die Düfte der erſten Frühlingsblumen über die Gärten — da kam es die Straße heraufgebimmelt. ‚Meiſter, Meiſter,‘ rief der alte Heinrich, ‚ſie kommen, ſie kommen!‘ Und da hielt ſchon das Wägelchen mit den zwei hohen Kiſten vor unſerer Thür. Das Liſei war da, der Vater Joſeph war da, beide mit munteren Augen und rothen Wangen; und auch das ganze Puppenſpiel zog mit ihnen ein; denn ausdrückliche Bedingung war es, daß dies den Vater Joſeph auf ſein Altentheil begleiten ſolle. Das kleine Fuhrwerk wurde in den nächſten Tagen ſchon verkauft.

„Dann hielten wir die Hochzeit; ganz in der Stille; denn Blutsfreunde hatten wir weiter nicht am Ort; nur der Hafenmeiſter, mein alter Schulkamerad, war als Trau-

zeuge mit zugegen. Liſei war, wie ihre Eltern, katholiſch; daß aber das ein Hinderniß für unſere Ehe ſein könne, iſt uns niemals eingefallen. In den erſten Jahren reiſte ſie wohl zur öſterlichen Beichte nach unſerer Nachbarſtadt, wo, wie du weißt, eine katholiſche Gemeinde iſt; nachher hat ſie ihre Kümmerniſſe nur noch ihrem Mann gebeichtet.

„Am Hochzeitsmorgen legte Vater Joſeph zwei Beutel vor mir auf den Tiſch, einen größeren mit alten Harzdritteln, einen kleinen voll Kremnitzer Ducaten.

„‚Du haſt nit danach fragt, Paul!‘ ſagte er. ‚Aber ſo völlig arm is doch mein Liſei dir nit zubracht. Nimm's! i brauch's allfurt nit mehr.‘ —

„Das war der Sparpfennig, von dem mein Vater einſt geſprochen, und er kam jetzt ſeinem Sohne beim Neubeginn ſeines Geſchäfts zu ganz gelegener Zeit. Freilich hatte Liſeis Vater damit ſein ganzes Vermögen hingegeben und ſich ſelbſt der Fürſorge ſeiner Kinder anvertraut; aber er war dabei nicht müßig; er ſuchte ſeine Schnitzmeſſer wieder hervor und wußte ſich bei den Arbeiten in der Werkſtatt nützlich zu machen.

„Die Puppen nebſt dem Theater-Apparat waren in einem Verſchlage auf dem Boden des Nebenhauſes untergebracht. Nur an Sonntagnachmittagen holte er bald die eine, bald die andere in ſein Stübchen herunter, revidirte die Drähte und Gelenke und putzte oder beſſerte dies und jenes an denſelben. Der alte Heinrich ſtand dann mit ſeiner kurzen Pfeife neben ihm und ließ ſich die Schickſale der Puppen erzählen, von denen faſt jede ihre eigene Geſchichte hatte; ja, wie es jetzt herauskam, der ſo wirkungsvoll geſchnitzte Kasper hatte einſt für ſeinen jungen Verfertiger ſogar den Brautwerber um Liſeis Mutter abgegeben. Mitunter wurden zur beſſeren Veranſchaulichung der einen oder anderen Scene auch wohl die Drähte in Bewegung geſetzt: Liſei und ich haben oftmals draußen an den Fenſtern ge-

ſtanden, die ſchon aus grünem Weinlaub gar traulich auf den Hof hinausſchauten; aber die alten Kinder drin waren meiſt ſo in ihr Spiel vertieft, daß ihnen erſt durch unſer Beifallklatſchen die Gegenwart der Zuſchauer bemerklich wurde. — — Als das Jahr weiter rückte, fand Vater Joſeph eine andere Beſchäftigung; er nahm den Garten unter ſeine Obhut, er pflanzte und erntete, und am Sonntage wandelte er, ſauber angethan, zwiſchen den Rabatten auf und ab, putzte an den Roſenbüſchen oder band Nelken und Levkojen an feine ſelbſtgeſchnitzte Stäbchen.

„So lebten wir einig und zufrieden; mein Geſchäft hob ſich mehr und mehr. Über meine Heirath hatte unſere gute Stadt ſich ein paar Wochen lebhaft ausgeſprochen; da aber faſt Alle über die Unvernunft meiner Handlungsweiſe einig waren und dem Geſpräche ſo die gedeihliche Nahrung des Widerſpruches vorenthalten blieb, ſo hatte es ſich bald ſelber ausgehungert.

„Als es dann abermals Winter wurde, holte Vater Joſeph an den Sonntagen auch wieder die Puppen aus ihrem Verſchlage herunter, und ich dachte nicht anders, als daß in ſolchem ſtillen Wechſel der Beſchäftigung ihm auch künftig die Jahre hingehen würden. Da trat er eines Morgens mit gar ernſthaftem Geſichte zu mir in die Wohnſtube, wo ich eben allein an meinem Frühſtück ſaß. ‚Schwiegerſohn,‘ ſagte er, nachdem er ſich wie verlegen ein paar Mal mit der Hand durch ſeine weißen Haarſpießchen gefahren war, ‚ich kann's doch nit wohl länger anſehen, daß ich alleweil ſo das Gnadenbrot an euerm Tiſch ſoll eſſen.‘

„Ich wußte nicht, wo das hinaus ſollte, aber ich fragte ihn, wie er auf ſolche Gedanken komme; er ſchaffe ja mit in der Werkſtatt, und wenn mein Geſchäft jetzt einen größeren Gewinn abwerfe, ſo ſei dies weſentlich der Zins ſeines eigenen Vermögens, das er an unſerem Hochzeitsmorgen in meine Hand gelegt habe.

„Er ſchüttelte den Kopf. Das reiche Alles nicht; aber eben jenes kleine Vermögen habe er zum Theil einſt in unſerer Stadt gewonnen; das Theater ſei ja noch vorhanden, und die Stücke habe er auch alle noch im Kopfe.

„Da merkte ich's denn wohl, der alte Puppenſpieler ließ ihm keine Ruhe; ſein Freund, der gute Heinrich, genügte ihm nicht mehr als Publicum, er mußte einmal wieder öffentlich vor verſammeltem Volke ſeine Stücke aufführen.

„Ich ſuchte es ihm auszureden; aber er kam immer wieder darauf zurück. Ich ſprach mit Liſei, und am Ende konnten wir nicht umhin, ihm nachzugeben. Am liebſten hätte nun freilich der alte Mann geſehen, wenn Liſei wie vor unſerer Verheirathung die Frauenrollen in ſeinen Stücken geſprochen hätte; aber wir waren übereingekommen, ſeine dahin zielenden Anſpielungen nicht zu verſtehen; für die Frau eines Bürgers und Handwerksmeiſters wollte ſich das denn doch nicht ziemen.

„Zum Glück — oder, wie man will, zum Unglück — war derzeit ein ganz reputirliches Frauenzimmer in der Stadt, die einſt bei einer Schauſpielertruppe als Souffleuſe gedient hatte und daher in derlei Dingen nicht unbewandert war. Dieſe — Kröpel-Lieſchen nannten ſie die Leute von wegen ihrer Kreuzlahmheit — ging ſofort auf unſer Anerbieten ein, und bald entwickelte ſich am Feierabend und an den Sonntagnachmittagen die lebhafteſte Thätigkeit in Vater Joſephs Stübchen. Während vor dem einen Fenſter der alte Heinrich an den Gerüſtſtücken des Theaters zimmerte, ſtand vor dem anderen zwiſchen friſch angemalten Couliſſen, die von der Zimmerdecke herunterhingen, der alte Puppenſpieler und exercirte mit Kröpel-Lieſchen eine Scene nach der anderen. Sie ſei ein dreimal gewürztes Frauenzimmer, verſicherte er ſtets nach ſolcher Probe; nicht einmal die Liſei hab es ſo ſchnell capirt; nur mit dem Singen ginge es nit gar ſo ſchön; ſie grunze mit ihrer Stimme immer in der

Tiefe, was für die ſchöne Suſanne, die das Lied zu ſingen habe, nicht eben harmonirlich ſei.

„Endlich war der Tag der Aufführung feſtgeſetzt. Es ſollte Alles möglichſt reputirlich vor ſich gehen; nicht auf dem Schützenhofe, ſondern auf dem Rathhausſaale, wo auch die Primaner um Michaelis ihre Redeübungen hielten, ſollte jetzt der Schauplatz ſein; und als am Sonnabendnachmittage unſere guten Bürger ihr friſches Wochenblättchen aus einander falteten, ſprang ihnen in breiten Lettern die Anzeige in die Augen:

„‚Morgen Sonntagabend ſieben Uhr auf dem Rathhausſaale Marionetten-Theater des Mechanikus Joſeph Tendler hieſelbſt. Die ſchöne Suſanna, Schauſpiel mit Geſang in vier Aufzügen.‘

„Es war aber damals in unſerer Stadt nicht mehr die harmloſe ſchauluſtige Jugend aus meinen Kinderjahren; die Zeiten des Koſakenwinters lagen dazwiſchen, und namentlich war unter den Handwerkslehrlingen eine arge Zügelloſigkeit eingeriſſen; die früheren Liebhaber unter den Honoratioren aber hatten ihre Gedanken jetzt auf andere Dinge. Dennoch wäre vielleicht Alles gut gegangen, wenn nur der ſchwarze Schmidt und ſeine Jungen nicht geweſen wären.“

Ich fragte Paulſen, wer das ſei, denn ich hatte niemals von einem ſolchen Menſchen in unſerer Stadt gehört.

„Das glaub ich wohl,“ erwiderte er, „der ſchwarze Schmidt iſt ſchon vor Jahren im Armenhaus verſtorben; damals aber war er Meiſter gleich mir; nicht ungeſchickt, aber liederlich in ſeiner Arbeit wie im Leben; der ſparſame Verdienſt des Tages wurde Abends im Trunk und Kartenſpiel verthan. Schon gegen meinen Vater hatte er einen Haß gehabt, nicht allein, weil deſſen Kundſchaft die ſeinige bei Weitem überſtieg, ſondern ſchon aus der Jugend her, wo er deſſen Nebenlehrling geweſen und wegen eines ſchlechten Streiches gegen ihn vom Meiſter fortgejagt worden war.

Seit dem Sommer hatte er Gelegenheit gefunden, dieſe Abneigung in erhöhtem Maße auch auf mich auszudehnen; denn bei der damals hier neu errichteten Kattunfabrik war, trotz ſeiner eifrigen Bemühung um dieſelbe, die Arbeit an den Maſchinen allein mir übertragen worden, in Folge deſſen er und ſeine beiden Söhne, die bei dem Vater in Arbeit ſtanden und dieſen an wüſtem Treiben womöglich überboten, ſchon nicht verfehlt hatten, mir ihren Verdruß durch allerlei Neckereien kund zu geben. Ich hatte indeſſen jetzt keine Gedanken an dieſe Menſchen.

„So war der Abend der Aufführung herangekommen. Ich hatte noch an meinen Büchern zu ordnen und habe, was geſchah, erſt ſpäter durch meine Frau und Heinrich erfahren, welche zugleich mit unſerem Vater nach dem Rathhausſaale gingen.

„Der erſte Platz dort war faſt gar nicht, der zweite nur mäßig beſetzt geweſen; auf der Gallerie aber hatte es Kopf an Kopf geſtanden. — Als man vor dieſem Publicum das Spiel begonnen, war anfänglich Alles in der Ordnung vorgegangen; die alte Lieſchen hatte ihren Part feſt und ohne Anſtoß hingeredet. — Dann aber kam das unglückſelige Lied! Sie bemühte ſich vergebens, ihrer Stimme einen zarteren Klang zu geben; wie Vater Joſeph vorhin geſagt hatte, ſie grunzte wirklich in der Tiefe. Plötzlich rief eine Stimme von der Gallerie: ‚Höger up, Kröpel-Lieſchen! Höger up!‘ Und als ſie, dieſem Rufe gehorſam, die unerreichbaren Discanttöne zu erklettern ſtrebte, da ſcholl ein raſendes Gelächter durch den Saal.

„Das Spiel auf der Bühne ſtockte, und zwiſchen den Couliſſen heraus rief die bebende Stimme des alten Puppenſpielers: ‚Meine Herrſchaft'n, i bitt g'wogentlich um Ruhe!‘ Kasperl, den er eben an ſeinen Drähten in der Hand hielt und der mit der ſchönen Suſanna eine Scene hatte, ſchlenkerte krampfhaft mit ſeiner kunſtvollen Naſe.

„Neues Gelächter war die Antwort. ‚Kasperl ſoll ſingen!‘ — ‚Ruſſiſch! Schöne Minka, ich muß ſcheiden!‘ — ‚Hurrah für Kasperl!‘ — ‚Nichts doch; Kasperl ſein Tochter ſoll ſingen!‘ — ‚Jawohl, wiſcht euch's Maul! Die iſt Frau Meiſterin geworden, die thut's halt nimmermehr!‘

„So ging's noch eine Weile durch einander. Auf einmal flog, in wohlgezieltem Wurfe, ein großer Pflaſterſtein auf die Bühne. Er hatte die Drähte des Kasperl getroffen; die Figur entglitt der Hand ihres Meiſters und fiel zu Boden.

„Vater Joſeph ließ ſich nicht mehr halten. Trotz Liſeis Bitten hat er gleich darauf die Puppenbühne betreten. — Donnerndes Händeklatſchen, Gelächter, Fußtrampeln empfing ihn, und es mag ſich freilich ſeltſam genug präſentirt haben, wie der alte Mann, mit dem Kopf oben in den Suffiten, unter lebhaftem Händearbeiten ſeinem gerechten Zorne Luft zu machen ſuchte. — Plötzlich unter allem Tumult fiel der Vorhang; der alte Heinrich hatte ihn herabgelaſſen.

— — „Mich hatte indeß zu Hauſe bei meinen Büchern eine gewiſſe Unruhe befallen; ich will nicht ſagen, daß mir Unheil ahnte, aber es trieb mich dennoch fort, den Meinigen nach. — Als ich die Treppe zum Rathhausſaal hinaufſteigen wollte, drängte eben die ganze Menge von oben mir entgegen. Alles ſchrie und lachte durch einander. ‚Hurrah! Kasper is dod; Lott is dod. Die Kamedie iſt zu End!‘ — Als ich aufſah, erblickte ich die ſchwarzen Geſichter der Schmidt-Jungen über mir. Sie waren augenblicklich ſtill und rannten an mir vorbei zur Thür hinaus; ich aber hatte für mich jetzt die Gewißheit, wo die Quelle dieſes Unfugs zu ſuchen war.

„Oben angekommen, fand ich den Saal faſt leer. Hinter der Bühne ſaß mein alter Schwiegervater wie gebrochen auf einem Stuhl und hielt mit beiden Händen ſein Geſicht bedeckt. Liſei, die auf den Knieen vor ihm lag, richtete ſich

da ſie mich gewahrte, langſam auf. ‚Nun, Paul,‘ fragte ſie, mich traurig anſehend, ‚haſt du noch die Curaſchi?‘

„Aber ſie mußte wohl in meinen Augen geleſen haben, daß ich ſie noch hatte; denn bevor ich noch antworten konnte, lag ſie ſchon an meinem Halſe. ‚Laß uns nur feſt zuſammenhalten, Paul!‘ ſagte ſie leiſe.

— — „Und, ſiehſt du! damit und mit ehrlicher Arbeit ſind wir durchgekommen.

— — „Als wir am anderen Morgen aufgeſtanden waren, da fanden wir jenes Schimpfwort ‚Pole Poppenſpäler‘ — denn ein Schimpfwort ſollte es ja ſein — mit Kreide auf unſere Hausthür geſchrieben. Ich aber habe es ruhig ausgewiſcht, und als es dann ſpäter noch ein paar Mal an öffentlichen Orten wieder lebendig wurde, da habe ich einen Trumpf darauf geſetzt; und weil man wußte, daß ich nicht ſpaße, ſo iſt es danach ſtill geworden. — — Wer dir es jetzt geſagt hat, der wird nichts Böſes damit gemeint haben; ich will ſeinen Namen auch nicht wiſſen.

„Unſer Vater Joſeph aber war ſeit jenem Abend nicht mehr der Alte. Vergebens zeigte ich ihm die unlautere Quelle jenes Unfugs und daß derſelbe ja mehr gegen mich als gegen ihn gerichtet geweſen ſei. Ohne unſer Wiſſen hatte er bald darauf alle ſeine Marionetten auf eine öffentliche Auction gegeben, wo ſie zum Jubel der anweſenden Jungen und Trödelweiber um wenige Schillinge verſteigert waren; er wollte ſie niemals wiederſehen. — Aber das Mittel dazu war ſchlecht gewählt; denn als die Frühlingsſonne erſt wieder in die Gaſſen ſchien, kam von den verkauften Puppen eine nach der anderen aus den dunklen Häuſern an das Tageslicht. Hier ſaß ein Mädchen mit der heiligen Genovefa auf der Hausthürſchwelle, dort ließ ein Junge den Doctor Fauſt auf ſeinem ſchwarzen Kater reiten; in einem Garten in der Nähe des Schützenhofes hing eines Tages der Pfalzgraf Siegfried neben dem hölli-

schen Sperling als Vogelscheuche in einem Kirschbaume. Unserem Vater that die Entweihung seiner Lieblinge so weh, daß er zuletzt kaum noch Haus und Garten bei uns verlassen mochte. Ich sah es deutlich, daß dieser übereilte Verkauf an seinem Herzen nagte, und es gelang mir, die eine und die andere Puppe zurückzukaufen; aber als ich sie ihm brachte, hatte er keine Freude daran; das Ganze war ja überdies zerstört. Und, seltsam, trotz aller aufgewendeten Mühe konnte ich nicht erfahren, in welchem Winkel sich die werthvollste Figur von allen, der kunstreiche Kasperl, verborgen hatte. Und was war ohne ihn die ganze Puppenwelt!

„Aber vor einem anderen, ernsteren Spiele sollte bald der Vorhang fallen. Ein altes Brustleiden war bei unserem Vater wieder aufgewacht, sein Leben neigte sich augenscheinlich zu Ende. Geduldig und voll Dankbarkeit für jeden kleinen Liebesdienst lag er auf seinem Bette. ‚Ja, ja,‘ sagte er lächelnd und hob so heiter seine Augen gegen die Bretterdecke des Zimmers, als sähe er durch dieselbe schon in die ewigen Fernen des Jenseits, ‚es is scho richtig g'wes'n: mit den Menschen hab ich nit immer könne firti werd'n; da droben mit den Engeln wird's halt besser gehen; und — auf alle Fäll, Lisei, i find ja doch die Mutter dort.‘

— — „Der gute kindliche Mann starb; Lisei und ich, wir haben ihn bitterlich vermißt; auch der alte Heinrich, der ihm nach wenigen Jahren folgte, ging an seinen noch übrigen Sonntagnachmittagen umher, als wisse er mit sich selber nicht wohin, als wolle er zu einem, den er doch nicht finden könne.

„Den Sarg unseres Vaters bedeckten wir mit allen Blumen des von ihm selbst gepflegten Gartens; schwer von Kränzen wurde er auf den Kirchhof hinausgetragen, wo unweit von der Umfassungsmauer das Grab bereitet war. Als man den Sarg hinabgelassen hatte, trat unser alter Propst an den Rand der Gruft und sprach ein Wort des Trostes

und der Verheißung; er war meinen seligen Eltern stets ein treuer Freund und Rather gewesen; ich war von ihm confirmirt, Lisei und ich von ihm getraut worden. Ringsum auf dem Kirchhofe war es schwarz von Menschen; man schien von dem Begräbnisse des alten Puppenspielers noch ein ganz besonderes Schauspiel zu erwarten. — Und etwas Besonderes geschah auch wirklich; aber es wurde nur von uns bemerkt, die wir der Gruft zunächst standen. Lisei, die an meinem Arme mit hinausgegangen war, hatte eben krampfhaft meine Hand gefaßt, als jetzt der alte Geistliche dem Brauche gemäß den bereit gestellten Spaten ergriff und die erste Erde auf den Sarg hinabwarf. Dumpf klang es aus der Gruft zurück. ‚Von der Erden bist du genommen,' erscholl jetzt das Wort des Priesters; aber kaum war es gesprochen, als ich von der Umfassungsmauer her über die Köpfe der Menschen etwas auf uns zufliegen sah. Ich meinte erst, es sei ein großer Vogel; aber es senkte sich und fiel gerade in die Gruft hinab. Bei einem flüchtigen Umblick — denn ich stand etwas erhöht auf der aufgeworfenen Erde — hatte ich einen der Schmidt-Jungen sich hinter die Kirchhofmauer ducken und dann davonlaufen sehen, und ich wußte plötzlich, was geschehen war. Lisei hatte einen Schrei an meiner Seite ausgestoßen, unser alter Propst hielt wie unschlüssig den Spaten zum zweiten Wurfe in den Händen. Ein Blick in das Grab bestätigte meine Ahnung: oben auf dem Sarge, zwischen den Blumen und der Erde, die zum Theil sie schon bedeckte, da hatte er sich hingesetzt, der alte Freund aus meiner Kinderzeit, Kasperl, der kleine lustige Allerweltskerl. — Aber er sah jetzt gar nicht lustig aus; seinen großen Nasenschnabel hatte er traurig auf die Brust gesenkt; der eine Arm mit dem kunstreichen Daumen war gegen den Himmel ausgestreckt, als solle er verkünden, daß, nachdem alle Puppenspiele ausgespielt, da droben nun ein anderes Stück beginnen werde.

„Ich ſah das Alles nur auf einen Augenblick, denn ſchon warf der Propſt die zweite Scholle in die Gruft: ‚Und zur Erde wieder ſollſt du werden!‘ — Und wie es von dem Sarg hinabrollte, ſo fiel auch Kasperl aus ſeinen Blumen in die Tiefe und wurde von der Erde überdeckt.

„Dann mit dem letzten Schaufelwurfe erklang die tröſtliche Verheißung: ‚Und von der Erden ſollſt du auferſtehen!‘

„Als das Vaterunſer geſprochen war und die Menſchen ſich verlaufen hatten, trat der alte Propſt zu uns, die wir noch immer in die Grube ſtarrten. ‚Es hat eine Ruchloſigkeit ſein ſollen,‘ ſagte er, indem er liebreich unſere Hände faßte. ‚Laßt uns es anders nehmen! In ſeiner Jugendzeit, wie ihr es mir erzähltet, hat der ſelige Mann die kleine Kunſtfigur geſchnitzt, und ſie hat einſt ſein Eheglück begründet; ſpäter, ſein ganzes Leben lang, hat er durch ſie, am Feierabend nach der Arbeit, gar manches Menſchenherz erheitert, auch manches Gott und den Menſchen wohlgefällige Wort der Wahrheit dem kleinen Narren in den Mund gelegt; — ich habe ſelbſt der Sache einmal zugeſchaut, da ihr noch Beide Kinder waret. — Laßt nun das kleine Werk ſeinem Meiſter folgen; das ſtimmt gar wohl zu den Worten unſerer heiligen Schrift: Und ſeid getroſt; denn die Guten werden ruhen von ihrer Arbeit.‘

— „Und ſo geſchah es. Still und friedlich gingen wir nach Hauſe; den kunſtreichen Kasperl aber und unſeren guten Vater Joſeph haben wir niemals wiedergeſehen.

— — „Alles das,“ ſetzte nach einer Weile mein Freund hinzu, „hat uns manches Weh bereitet; aber geſtorben ſind wir beiden jungen Leute nicht daran. Nicht lange nachher wurde unſer Joſeph uns geboren, und wir hatten nun Alles, was zu einem vollen Menſchenglück gehört. An jene Vorgänge aber werde ich noch jetzt Jahr um Jahr durch den älteſten Sohn des ſchwarzen Schmidt erinnert. Er iſt einer jener ewig wandernden Handwerksgeſellen geworden, die, ver-

lumpt und verkommen, ihr elendes Leben von den Geſchenken friſten, die nach Zunftgebrauch auf ihre Anſprache die Handwerksmeiſter ihnen zu verabreichen haben. Auch meinem Hauſe geht er nie vorbei.“

Mein Freund ſchwieg und blickte vor ſich in das Abendroth, das dort hinter den Bäumen des Kirchhofs ſtand; ich aber hatte ſchon eine Zeit lang über der Gartenpforte, der wir uns jetzt wieder näherten, das freundliche Geſicht der Frau Paulſen nach uns ausblicken ſehen. „Hab ich's nit denkt!“ rief ſie, als wir nun zu ihr traten. „Was habt ihr wieder für ein Langes abzuhandeln? Aber nun kommt ins Haus! Die Gottesgab ſteht auf dem Tiſch; der Hafenmeiſter is auch ſchon da; und ein Brief vom Joſeph und der alt Meiſterin! — — Aber was ſchauſt mi denn ſo an, Bub?“

Der Meiſter lächelte. „Ich hab ihm was verrathen, Mutter. Er will nun ſehen, ob du auch richtig noch das kleine Puppenſpieler-Liſei biſt!“

„Ja freili!“ erwiderte ſie, und ein Blick voll Liebe flog zu ihrem Mann hinüber. „Schau nur richti zu, Bub! Und wenn du es nit kannſt find'n, — der da, der weiß es gar genau!“

Und der Meiſter legte ſchweigend ſeinen Arm um ſie. Dann gingen wir ins Haus zur Feier ihres Hochzeitstages. —

Es waren prächtige Leute, der Paulſen und ſein Puppenſpieler-Liſei.

Nachwort.

Als bei Begründung der Zeitschrift „Deutsche Jugend“ auch meine Mitarbeiterschaft gewünscht wurde, vermochte ich, ungeachtet meiner Theilnahme für das so reich ausgestattete Unternehmen, dem Verlangen der Herren Herausgeber nach einer novellistischen Arbeit erst nach geraumer Zeit zu genügen.

Die Schwierigkeit der „Jugendschriftstellerei“ war in ihrer ganzen Größe vor mir aufgestanden. „Wenn du für die Jugend schreiben willst,“ — in diesem Paradoxon formulirte es sich mir — „so darfst du nicht für die Jugend schreiben! — Denn es ist unkünstlerisch, die Behandlung eines Stoffes so oder anders zu wenden, je nachdem du dir den großen Peter oder den kleinen Hans als Publicum denkst.“

Durch diese Betrachtungsweise aber wurde die große Welt der Stoffe auf ein nur kleines Gebiet beschränkt. Denn es galt einen Stoff zu finden, der, unbekümmert um das künftige Publicum und nur seinen inneren Erfordernissen gemäß behandelt, gleichwohl, wie für den reifen Menschen, so auch für das Verständniß und die Theilnahme der Jugend geeignet war.

Endlich wurde die vorstehende Erzählung geschrieben. — Ob nun darin die aufgestellte Theorie auch praktisch be-

thätigt worden, oder, wenn dies auch im Wesentlichen, ob nicht im Einzelnen hie und da die Phantasie mir einen Streich gespielt, so daß ich unbewußt dem zunächst bestimmten jungen Hörerkreise beim Erzählen gegenüber gesessen habe, — Beides wird der geneigte Leser besser als der Verfasser selbst zu beurtheilen im Stande sein.

Ein paar nicht eben erhebliche Stellen, welche in der Jugendzeitung, wenn auch unter Zustimmung des Verfassers, so doch nach dessen Überzeugung ohne zureichenden Grund, unterdrückt wurden, sind in dem vorstehenden Abdruck wieder hergestellt.

Waldwinkel.

Über dem Dache des Rathhauſes, das zugleich die Wohnung des ſtädtiſchen Bürgermeiſters bildete, kreuzten die erſten Schwalben in der Frühjahrsſonne; auf der Vorſtraße ſtanden die „Bürgermeiſtersbuben“ und ſuchten vergebens die Königin der Luft mit den Lehmkugeln ihres Puſtrohrs zu erreichen. Drinnen aber in ſeinem Geſchäfts- und Arbeitszimmer ſaß der Geſtrenge ſelbſt, der außer dem genannten Amte auch das eines Gerichtsdirectors und Polizeimeiſters in ſeiner Perſon vereinigte, vertieft in ein dickes Actenfascikel, nicht achtend des heiteren Glanzes, der durch die Fenſter zu ihm hereinſtrömte. Da wurde draußen flüchtig an die Thür gepocht, und auf das verdroſſene „Herein“ des Beamten trat ein brauner ſtattlicher Mann über die Schwelle, der indeß die erſte Hälfte der Vierziger ſchon erreicht haben mochte.

Der Bürgermeiſter erhob das rothe behagliche Geſicht aus ſeinen Acten, warf einen flüchtigen Blick auf den Eintretenden und ſagte, als er die feinere Kleidung desſelben bemerkt hatte, mit einer runden Handbewegung: „Wollen Sie gefälligſt Platz nehmen; ich werde gleich zu Ihren Dienſten ſein.“ Dann ſteckte er den Kopf wieder in die Acten.

Der Andere aber war einen Schritt näher getreten.

„Biſt du jetzt immer ſo fleißig, Fritz?“ ſagte er. „Du litteſt ehemals nicht an dieſer Krankheit.“

Der Bürgermeiſter fuhr empor, hakte die Brille von der Naſe und ſtarrte den Sprecher aus ſeinen kleinen gutmüthigen Augen an. „Richard, du biſt es!“ rief er. „Mein Gott, wie gut du mich noch kennſt! Und doch, mein Scheitel iſt kahl und der Reſt des Haares grau geworden! Ja, ja, ein ſolches Bürgermeiſteramt!“

Die kleine beleibte Geſtalt war hinter dem Actentiſch hervorgekommen. Voll Erſtaunen blickte er in das Antlitz des ihn faſt um Kopfeshöhe überragenden Freundes. „Das,“ ſagte er und tätſchelte mit ſeiner kurzen Hand über das noch glänzend braune Haar desſelben, „das iſt natürlich nur Perrücke; aber die Augen, dieſe unnatürlich jungen Augen, das ſind doch wohl noch die echten alten aus unſeren luſtigen Tagen!“

Der Gaſt ließ lächelnd dieſen Strom des Geplauders über ſich ergehen, während der Bürgermeiſter ihn neben ſich aufs Sopha niederzog. „Und nun,“ fuhr der Letztere fort, „wo kommſt du her, was biſt du, was treibſt du?“

„Ich, Fritz?“ erwiderte ſcherzend der Andere, „ich ſuche einen Inhalt für das noch immer leere Gefäß meines Lebens; oder vielmehr,“ fügte er etwas ernſter hinzu, „ich ſuche ihn nicht, ich leide nur ein wenig an dieſer Leere.“

Der Bürgermeiſter ſah ihm treuherzig in die Augen. „Du, Richard?“ ſagte er, „der auf der Univerſität alle Facultäten abgeweidet hat! Will doch ein alter Kamerad unter einem gewiſſen Anonymus ſogar deine Feder in einer botaniſchen Zeitſchrift entdeckt haben!“

„Wirklich, Fritz? — Er hat nicht fehl geſehen.“

Der kleine dicke Mann beſann ſich. „Du biſt noch ledig?“ fragte er. „Ja? noch immer? Hm! Du warſt ein Schwärmer, Richard! Weißt du noch, als wir Studenten auf der Dornburg tanzten? Du hatteſt derzeit die Braut zu Hauſe; du wollteſt nicht tanzen; du ſaßeſt in der

Ecke bei dem langen Waſſermann, der wegen ſeiner großen Stiefeln nicht tanzen konnte, und trankeſt nur Wein, ſehr viel Wein, Richard! Du wollteſt die ſeligen Tänze nicht entweihen, die du daheim mit ihr getanzt hatteſt!“

Der Andere war ein wenig ſtill geworden, während der Bürgermeiſter in plötzlicher Unruhe ſeine goldene Uhr aus dem Abgrund ſeiner Taſche zog. „Sag mir, Liebſter,“ begann er wieder, „du ſchenkſt mir doch den heutigen Tag?“

„Ich muß am Nachmittag noch weiter.“

„Immer noch der alte Meiſter Unruh?“

„Verzeih, die Extrapoſt iſt ſchon beſtellt! Ihr habt hier einige Meilen nördlich zwiſchen Haideſumpf und Wald noch eine wenig abgeſuchte Flora!“

„Aha!“ rief der Bürgermeiſter, „bei Föhrenſchwarzeck, wo die verrückten Junker wohnen, die weder einen Baum fällen, noch ein Stück Haide aufbrechen wollen!“

Der Gaſt nickte. „So ſagte man mir. Es ſoll dort in heimlichen Gründen noch allerlei ſonſt Verſchwundenes zu finden ſein.“

„Nun, Richard, da könnteſt du dich ja im Narrenkaſten einquartieren!“

„Im Narrenkaſten?“

„Freilich! Der Vater der jetzigen Herren hatte noch ſeine Specialtollheit! Da ihm ſein Schloß zu groß wurde, ſo baute er ſich hinaus zwiſchen Haide und Wald; ein Häuslein, alle Fenſter nach einer Seite und drum herum eine Ringmauer, zwanzig Fuß hoch! Und das Caſtellchen nannte er den ‚Waldwinkel‘, die Leute aber nennen's noch heut den ‚Narrenkaſten‘. Dort hat er mitten zwiſchen all dem Unkraut ſeine letzten Jahre abgelebt.“

Der Andere hatte aufmerkſam zugehört. „Wer wohnt denn jetzt darin?“ fragte er.

„Jetzt? Ich denke, Niemand; oder doch nur Eulen und Iltiſſe.“

— — Im Nebenzimmer ſchlug eine Uhr. Der Bürgermeiſter war aufgeſprungen. „Schon elf!“ ſagte er. „Weiß du, Alter! Ich habe noch einen gerichtlichen Actus vor mir; du warſt ja in der Verbindung unſer Schriftwart,“ und ſchmunzelnd fuhr er fort: „da du ſo eilig biſt, wir würden noch ein Plauderſtündchen mehr gewinnen, wenn du heute dieſes Amt noch einmal im Dienſte unſerer hochnothpeinlichen Gerichtsbarkeit verrichten wollteſt!“

Richard lachte. „Haſt du denn keinen Protokollführer?“

„Nein, Liebſter; da ich die Würde und das Salarium eines Stadtſecretarius ebenfalls in meiner Perſon vereinige, ſo muß ich auch die Laſten dieſes Amtes tragen, wenn nicht der Zufall einen ſo fähigen und gefälligen Freund mir in das Haus bringt.“

— — Einige Minuten ſpäter ſaßen beide am grünen Tiſch in dem nebenan liegenden Gerichtszimmer. „Du wirſt dich vielleicht noch des gelbhaarigen Theologen erinnern,“ ſagte der Bürgermeiſter, während er ſich mit behaglicher Würde in den etwas erhöhten Präſidentenſeſſel niederließ, „den wir ſeiner Zeit wohl nicht mit Unrecht den Denuncianten nannten! Wir haben ihn ſeit Jahren hier am Ort; der Herr Magiſter betreibt ein einträgliches Penſionat und ſteht bei Adel und Honoratioren in hohem Anſehen; man wollte ihn eben auch noch mit dem Gottesdienſt an unſerem Landeszuchthaus hier betrauen.“

„Was iſt mit ihm?“ fragte der improviſirte Actuarius, der ſchon ſeine Feder geſchnitzt und den gebrochenen Bogen vor ſich hingelegt hatte. „Ich entſinne mich eigentlich nur ſeines abgetragenen Frackes und ſeiner großen rothen Hände.“

„Du wirſt ihn gleich erſcheinen ſehen,“ ſagte der Bürgermeiſter, mit der einen Hand den über dem grünen Tiſch hängenden Glockenſtrang erfaſſend; „er hatte die Vormundſchaft über ein elternloſes Mädchen; ſie iſt jahrelang in ſeinem Hauſe geweſen, und er hat ſie theilweiſe mit durch

ſeine Schule laufen laſſen. Jetzt iſt er eines verſuchten Verbrechens gegen dieſes Mädchen auf das Kläglichſte verdächtig; es handelt ſich heut nur noch um eine Gegenüberſtellung beider.

Der Bürgermeiſter zog die Klingel, und der eintretende Gefangenwärter erhielt Befehl, den Magiſter vorzuführen.

Es war eine widerwärtige Erſcheinung, die ſich jetzt, dem an der Thür zurückbleibenden Gefängnißwärter vorbei, mit einem geſchmeidigen Bückling in das Zimmer hineinwand.

„Sie brauchen nicht zu weit vorzutreten!“ ſagte der Bürgermeiſter, und der Magiſter zuckte ſogleich um einige Fuß breit wieder rückwärts; gleich darauf erhob er ſeinen platten Kopf mit dem wie angeklebten Gelbhaar gegen die Zimmerdecke und begann ſich zu den ſchwerſten Eiden für ſeine Unſchuld zu erbieten.

Ohne darauf zu achten, zog der Bürgermeiſter aufs Neue die Glocke, und „Franziska Fedders“ trat herein.

Es war die ſchmächtige Geſtalt eines eben aufgeblühten Mädchens; ſie war nicht gerade hübſch zu nennen; den Kopf mit den aufgeſteckten dunkelblonden Flechten trug ſie etwas vorgebeugt, der Mund war vielleicht zu voll, die Naſe ein wenig zu ſcharf geriſſen; und als ſie jetzt ihre tiefliegenden grauen Augen aufſchlug, murmelte der Actuarius unwillkürlich vor ſich hin: „Scientes bonum et malum.“

Mit abgewandtem Kopf und mit Gluth übergoſſen, aber mit unverrückter Sicherheit wiederholte ſie jetzt die Hauptangaben ihrer früheren Ausſagen gegen ihren einſtigen Vormund, während dieſer ſeine knochigen Hände rang und ſeufzende Betheuerungen ausſtieß.

Als ſie geendet hatte, begann der Magiſter erſt andeutungsweiſe, dann immer deutlicher ſie eines Verhältniſſes mit ſeinem Gehülfen zu beſchuldigen; ſie ſeien verſchworen, ihn zu ſtürzen, um dann ſelbſt das einträgliche Penſionat zu übernehmen.

Mit offenem Munde und vorgestrecktem Halse horchte das Mädchen diesen Beschuldigungen. Richard, der die Feder hingelegt hatte, glaubte zu sehen, wie von der Gluth des Hasses ihre Augen dunkler wurden. Plötzlich warf sie den Kopf empor. „Sie lügen, Sie!“ rief sie, und wie eine scharfe Schneide fuhr es aus dieser jungen Stimme. Aber wie über sich selbst erschrocken, flogen ihre Blicke unstät und hülfesuchend umher, bis sie in den ernsten Männeraugen haften blieben, die so ruhig zu ihr hinüberblickten.

Der Magister hatte beide Arme zum Himmel aufgestreckt. „Sie! Du nennst mich Sie, Franziska! Du, die ich in der Liebe des Lammes —“ Er brach in sentimentale Thränen aus; er hatte etwas vom winselnden Affen an sich.

„Ich nenne Sie gar nicht mehr!“ sagte Franziska ruhig, und ihre Augensterne ruhten noch immer in denen des ihr fremden Mannes, als habe sie hier einen Halt gefunden, den sie nicht mehr zu verlassen wage.

— — Über dessen Seele fuhr es wie ein Traum: das stille Haus am Waldesrand tauchte vor seinem inneren Auge auf; ein einsamer Mann und ein verlassenes Mädchen wohnten dort. Sie waren nicht mehr einsam und verlassen; aber um sie her in der lauen Sommerluft war nur der schwimmende Duft der Kräuter, das Rufen der Vögel und fernab aus der stillen Lichtung der unablässige Gesang der Grillen. — —

Der Klang der Botenglocke schrillte durch das Zimmer. Als Richard aufblickte, sah er eben das Mädchen aus der Thür verschwinden, der Magister wurde vom Gefängnißwärter abgeführt. — — „Ein gescheidtes Rackerchen, diese Franziska,“ sagte der Bürgermeister, indem er das sauber abgefaßte Protokoll durch seine Namensunterschrift vollzog. „Schade, daß sie nichts in bonis hat; wir wissen nicht recht, wohin mit ihr; für den gewöhnlichen Mägdedienst hat sie zu viel, für eine höhere Stellung zu wenig gelernt.“

Sein Gaſt war im Zimmer auf und ab gegangen. „Freilich, ein anziehendes Köpfchen!“ ſagte er; aber ſeine Worte klangen tonlos, als ſei in der Tiefe die Seele noch mit Anderem beſchäftigt.

„Hm, Richard,“ fuhr der Bürgermeiſter, ſeine Acten zuſammenbindend, fort, „da ſtimmſt du mit unſerem Phyſikus; er meint — er hat mitunter ſolche Einfälle — die Augen ſeien ein halbes Dutzend Jahre älter als das Mädchen ſelbſt.“

„Und wer iſt jetzt ihr Vormund, Fritz?“

„Ihr Vormund? — Sie hat keinen Verwandten; wir hatten augenblicklich keinen Anderen, es iſt der Schuſtermeiſter an der Hafenecke; ſeit Beginn der Unterſuchung wohnt ſie auch bei ihm.“

— — Eine Stunde ſpäter ſah man den Gaſt des Bürgermeiſters aus einem kleinen Hauſe an der Hafenecke treten und durch eine gegenüberliegende Straße aus der Stadt hinausſchreiten.

Draußen vor den letzten Häuſern hielt ein offener Wagen. Ein großer, löwengelber Hund, den der auf dem Kutſcherſitze nickende Poſtillon an der Leine hatte, riß ſich los und ſprang, freudewinſelnd und mit der mächtigen Ruthe den Staub der Straße peitſchend, dem Kommenden entgegen.

„Leo, mein Hund, biſt du da? Ja, ich komme, ich komme ſchon!“ Ein lebensfroher Ton klang aus dieſen Worten, unter denen der Hund die Liebkoſungen ſeines Herrn entgegennahm.

Vor ihnen, im hellſten Sonnenſcheine, breitete ſich ein weites Tiefland aus, zu dem in Wellenlinien ſich der Weg hinunterſenkte. Bald ſaß der Wanderer auf dem Wagen, und während der Hund in großen Sätzen nebenher ſprang, rollte das Gefährte in den jungen Frühling hinaus, der blauen Waldferne zu, die in kaum erkennbaren Zügen den Horizont begrenzte.

* *
*

Oben in den Eichbäumen, die vor dem Kruge des Dorfes Föhrenſchwarzeck ſtanden, lärmten die Elſtern, welche ihr Neſt gegen zwei rothbrüſtige Thurmfalken zu vertheidigen ſuchten; die Gäſte in der Schenkſtube konnten kaum ihr eigenes Wort verſtehen.

„Weiß der Henker!“ rief der Krämer aus dem Nachbarſtädtchen, der eben mit dem gegenüberſitzenden Wirthe ſein Quartalgeſchäft gemacht hatte, „was Euch hier Alles für Raubzeug um die Ohren fliegt! Dürfen auch die Falken nicht geſchoſſen werden, Inſpector?“

Der alte graubärtige Mann in brauner Joppe, an den dieſe Worte gerichtet waren, nahm mit der kleinen Meſſingzange eine Kohle aus dem auf dem Tiſche ſtehenden Becken, legte ſie auf ſeine eben geſtopfte kurze Pfeife und ſagte dann, während er inmittelſt die erſten Dampfwolken ſtoßweiſe über den Tiſch blies: „Ich weiß nicht, Pfeffers, ich bin nicht für die Falken; da müßt Ihr den neuen Förſter fragen.“ Er ſchien, obſchon es noch in der Morgenfrühe war, ſchon weit im Feld umher geweſen und nur zu kurzer Raſt hier eingekehrt zu ſein; denn die hellen Schweißperlen ſtanden noch auf ſeiner Stirn, und ſeinen Strohhut hatte er vor ſich auf dem Schoße liegen.

„Ein neuer Förſter?“ fragte der Krämer. „Wo habt Ihr denn den herbekommen?“

„Weiß nicht genau,“ erwiderte der Alte; „da droben aus dem Reich, mein ich; aber ſchießen kann er wie gehext, und auf die Dirnen iſt er wie der Teufel!“

„Oho, Kasper-Ohm! Da nehmt Eure Ann-Margreth in Obacht!“

„Wird ſich ſchon von ſelber wehren, Pfeffers,“ meinte der Wirth.

Aber der Krämer hatte noch mehr zu fragen. „Hm, Inſpector!“ ſagte er, „Ihr bekommt ja allerlei Neues in Euren Wald; Eure Herren müſſen auf einmal ganz umgäng-

liche Leute geworden ſein! Habt Ihr denn wirklich den alten ‚Narrenkaſten‘ an einen Fremden, an einen ganz landfremden Mann vermiethet?“

„Diesmal trefft Ihr ins Schwarze, Pfeffers,“ ſagte der Alte, indem er einen ungeheuren, roh gearbeiteten Schlüſſel aus der Seitentaſche ſeiner Joppe hervorzog; „ein paar Wagen mit Ingut ſind ſchon geſtern aus- und eingepackt worden; hab des Teufels Arbeit damit gehabt und muß auch jetzt wieder hin, um Fenſter aufzuſperren und nach dem Rechten zu ſehen; meinen Phylax hab ich geſtern Abend hinter die hohe Hofmauer geſperrt, damit doch eine vernünftige Creaturenſeele bei all den Siebenſachen über Nacht bliebe.“

„Und woher iſt dieſer Miethsmann denn gekommen?“ fragte der Krämer wieder.

„Weiß nicht, Pfeffers; kümmert mich auch nicht,“ erwiderte der Alte; „kann's ſelbſt nicht klein kriegen. Aber der Herr ſoll ein Botanikus ſein; dergleichen Schlages liebt ja auch Alles, was wild zuſammenwächſt.“

Der Wirth, der inzwiſchen ſeine mit Kreide auf die Tiſchplatte geſchriebene Abrechnung mit dem Krämer noch einmal revidirt hatte, beugte ſich jetzt vor und ſagte, ſeine Stimme zu vertrautem Flüſtern dämpfend, obgleich Niemand außer den Dreien im Zimmer war: „Wißt Ihr noch, vor Jahren, als in den Blättern ſo viel von der großen Studentenverſchwörung geſchrieben wurde, als ſie die Könige all vom Leben bringen wollten, — da ſoll er mit dabei geweſen ſein!“

Der Krämer ließ einen langgezogenen Pfiff ertönen. „Da liegt's, Inſpector!“ ſagte er, „ich weiß, Ihr hört's nicht gern; aber die Junker, wenn ſie jung ſind, haben ſchon mitunter ſolche Mucken; Euer Junker Wolf iſt ja derzumalen auch bei dem Wartburgstanze mit geweſen.“

Der Alte ſagte nichts darauf; aber der Wirth wußte

noch Weiteres zu erzählen, als wenn ſeine klugen Elſtern ihm's von allen Seiten zugetragen hätten. — Hier aus der Gegend ſollte der Fremde ſein; aber drüben bei den Preußen hatte man ihn jahrelang in einem dunklen Kerkerloch gehalten; weder die Sonne noch die Sterne der Nacht hatte er dort geſehen; nur der qualmige Schein einer Thranlampe war ihm vergönnt geweſen; dabei hatte er ohne Kunde, ob Morgen oder Mitternacht, Tag aus Tag ein geſeſſen und viele dicke Bücher durchſtudirt.

„Aber Kasper-Ohm," ſagte der Krämer und hielt dem Wirthe ſeine offene Tabacksdoſe hin, „Ihr ſeid doch nicht etwa wieder in einen Grenzproceß verzwirnet?"

„Ich? Wie meint Ihr das, Pfeffers?"

„Nun, ich dachte, Ihr wärt wieder einmal in der Stadt bei dem Winkeladvocaten, dem Actuariatsſchreiber, geweſen, bei dem man für die Koſten die Lügen ſcheffelweis draufzu bekommt."

Kasper-Ohm nahm die dargebotene Priſe. „Ja, ja, Pfeffers," ſagte er, einen Blick durchs Fenſter werfend, „wenn ſie einen nicht in Frieden leben laſſen! Hört einmal, wie die armen Heiſters ſchreien!"

„Freilich, Kasper-Ohm. Aber wie ging's denn weiter mit dem Herrn Botanikus?"

„Mit dem? — Nun, glaubt es oder nicht! Eines Tages iſt er plötzlich zu Hauſe angekommen; aber es iſt für ihn doch immer noch zu früh geweſen; denn als er mit ſeinen blinden Augen über die Straße ſtolpert, wird er von einer Carriole zu Boden gefahren, die eben luſtig über das Pflaſter raſſelt."

„Das verdammte Gejage!" rief der Krämer.

„Ja, ja, Pfeffers; Ihr kennt das nicht, Ihr ſeid ein lediger Menſch; aber der Herr und die feine Dame, die darin ſaßen, konnten nicht zwiſchen die Pferdeohren hindurch ſehen; ſie hatten zu viel an ihren eigenen Augen zu beobachten."

„Und hatte er Schaden genommen, der arme Herr?“

„Nein, Pfeffers, nein, das nicht! Aber es iſt ſeine eigene Frau geweſen, die Dame, die mit dem Baron in der Carriole ſaß.“

Der Krämer ließ wieder ſeinen langen Pfiff ertönen. „Das iſt 'ne Sache; ſo iſt er verheirathet geweſen, als die Preußen ihn gefangen haben! Nun, die Frau wird er wohl nicht mit ſich bringen!“

„Sollte man nicht glauben,“ meinte Kasper-Ohm; „denn er ſoll ſich's noch einen meilenlangen Proceß haben koſten laſſen, um nur den Kopf aus dieſem Eheknoten frei zu kriegen.“

„Und der Baron, was iſt mit dem geworden?“

„Den Baron, Pfeffers? Den hat er todtgeſchoſſen, und dann iſt er in die weite Welt gegangen, um ſich all den Verdruß an den Füßen wieder abzulaufen. Nein, Freundchen, die feine Dame wird er wohl nicht mit her bringen, aber die alte taube Wieb Lewerenz aus Eurer Stadt, und das iſt auch eine gute Frau. Sie hat ihren Dienſt als Waiſenmutter quittirt und kommt nun auf ihre alten Tage in den Narrenkaſten.“

Der Inſpector war inzwiſchen aufgeſtanden. — „Schwatzt Ihr und der Teufel!“ ſagte er, indem er lachend auf die beiden Anderen herabſah; dann trank er ſein Glas aus und ſchritt, den ſchweren Schlüſſel in der Hand, zur Thür hinaus.

— — Unter dem Eichbaum durch, auf welchem der Falke von dem indeß eroberten Neſte auf ihn herabſah, ging er aus dem Gehöfte auf den Weg hinaus, welcher hier, vom Nordende des Dorfes, zwiſchen dicht mit Haſelnuß-büſchen bewachſenen Wällen auf die Hauptlandſtraße hinausführte. Schon auf der Mitte desſelben aber bog er durch eine Lücke des Walles nach links in einen Fußweg ein; in der ſchon drückenden Sonne ſchritt er auf dieſem über einige grüne, wellenförmig ſich erhebende Saatfelder einer mit

Eichenbuſch beſetzten Moorſtrecke zu, hinter welcher in breitem Zuge und noch in dem bläulichen Duft des Morgens ein aus Eichen und ſtattlichen Buchen gemiſchter Laubwald ſeine weichen Linien gegen den blauen Himmel abzeichnete. Der Alte trocknete mit ſeinem Tuch den Schweiß ſich von der Stirn, als er endlich in dieſe kühlen Schatten eintrat; über ihm aus einer hohen Baumkrone ſchmetterte eine Singdroſſel ihren Geſang ins weite Land hinaus.

Ein Viertelſtündchen mochte er ſo gewandert ſein, und der ihr umgebende Laubwald hatte inzwiſchen einem Tannenforſte Platz gemacht, als ſich, aus einem Seitenſteige kommend, zwei andere Wanderer zu ihm geſellten.

„Geht's denn recht hier nach dem Narrenkaſten?“

Ein Bauernburſche fragte es, der einem zwar einfach, aber ſtädtiſch gekleideten Mädchen ihren Koffer nachtrug.

Der Alte nickte. „Ihr könnt nur mit mir gehen.“

„Aber ich will zum Waldwinkel,“ ſagte das Mädchen.

„Wird wohl auf eins hinauslaufen. Wenn Sie im Waldwinkel was zu beſtellen haben, ſo iſt's ſchon richtig hier.“

„Ich gehöre dort zum Hauſe,“ erwiderte ſie.

Der Alte, der bisher ſeinen Weg ruhig fortgeſetzt hatte, wandte ſich nach ihr zurück, und ſeine Augen blickten immer munterer, während er ſich das junge Weſen anſah. „Nun,“ ſagte er, „die Frau Lewerenz hätte ich mir, ſo zu verſtehen, um ein paar Jährchen älter vorgeſtellt.“

Aber das Mädchen ſchien für ſolche Späße wenig eingenommen. Sie ſah ihn mit ihren grauen Augen an und ſagte: „Ich heiße Franziska Fedders. Die Frau Lewerenz wird wohl mit dem Herrn ſchon dort ſein.“

„Da irren Sie denn doch, Mamſellchen,“ meinte der Alte, indem er mit der einen Hand vor ihr den Hut zog und mit der anderen ihr den großen Schlüſſel zeigte; „die Herrſchaft kommt erſt heute Abend; aber Einlaß ſollen Sie drum doch ſchon bekommen.“

Sie ſtutzte; aber nur einen Augenblick ruhte der Zeigefinger an der Lippe. „Es iſt gut," ſagte ſie, „es paßte nicht anders mit dem Fuhrmann; laſſen Sie uns gehen, Herr Inſpector!"

Und ſo wanderten ſie auf dem ſchattigen, mit trockenen Tannennadeln beſtreuten Steige mit einander fort; immer rieſiger wurden die Föhren, die zu beiden Seiten aufſtiegen und ihre Zweige über ſie hinſtreckten. Plötzlich öffnete ſich das Dickicht; eine mit Wieſenkräutern bewachſene, muldenartige Vertiefung, gleich dem Bette eines verlaſſenen Fluſſes, zog ſich quer zu ihren Füßen hin, während jenſeits auf der Höhe wiederum ein Eichen- und Buchenwald ſeine Laubmaſſen ausbreitete. Nur ihnen gegenüber zeigte ſich eine Lücke, durch welche man bis zum Horizont auf ein braunes Haideland hinausblickte. Zur Linken dieſer Durchſicht aber, mit der anderen Seite ſich hart an den Wald hinandrängend, ragte ein altes Backſteingebäude, das durch ſein hohes Dach ein faſt thurmartiges Ausſehen erhielt; eine Mauer, über welcher nur die vier Fenſter des oberen Stockwerks ſichtbar waren, trat, von den beiden Ecken der Fronte auslaufend, in ovaler Rundung faſt an den Rand der Wieſenmulde hinaus.

Der Alte, der während des Gehens Franziska von ſeinen Einzugsmühen unterhalten hatte, war ſtehen geblieben und wies ſchweigend nach dem mit ſchwerem Metallbeſchlag bedeckten Thore, das ſich gegenüber in der Mitte der Mauer zeigte. Oberhalb desſelben in einer Sandſteinverzierung befand ſich eine Inſchrift, deren einſt vergoldete Buchſtaben bei dem ſcharfen Sonnenlichte auch aus der Ferne noch erkennbar waren. „Waldwinkel" buchſtabirte Franziska.

„Oho, Phylax!" rief der Inſpector. „Hören Sie ihn, Mamſellchen; er hat ſchon meinen Schritt erkannt!"

Aus dem verſchloſſenen Hofe drüben hatte ſich das Bellen eines Hundes hören laſſen; zugleich erhob ſich von

einem Eichenaſte, der aus dem Walde auf das Dach hinüberlangte, ein großer Raubvogel und kreiſte jetzt, ſeinen wilden Schrei ausſtoßend, hoch über dem einſamen Bauwerk.

Sie waren indeß auf der kaum noch ſichtbaren Fortſetzung des Waldſteiges in die Wieſenmulde hinabgegangen. Die nach Süden gelegene Frontſeite des immer näher vor ihnen aufſteigenden Gebäudes war von der Sonne hell beleuchtet, ſogar an den Drachenköpfen der Waſſerrinnen, welche unterhalb des Daches gegen den Wald hinausragten, ſah man die Reſte einſtiger Vergoldung ſchimmern. Von den beiden Wetterfahnen, mit welchen an den Endpunkten die kurze Firſt des Daches geziert war, hatte die eine ſich faſt ganz im grünen Laub verſteckt, während die andere ſich regungslos am blauen Himmel abzeichnete.

Und jetzt war das jenſeitige Ufer erſtiegen, und der Inſpector hatte den Schlüſſel in dem Bohlenthore umgedreht.

Ein ſchattiger, mit Steinplatten ausgelegter Hof empfing ſie, während der Pudel mit Freudenſprüngen an ſeinem Herrn emporſtrebte. — Zur Linken des Einganges war ein ſteinerner Brunnen, neben dem ein augenſcheinlich neu angefertigter mit Waſſer gefüllter Eimer ſtand; an der Mauer des Hauſes, an welcher eben der Sonnenſchein hinabrückte, wucherten hohe, mit Knospen überſäete Roſenbüſche; die zu beiden Seiten der Hausthür auf den Hof gehenden Fenſter wurden faſt davon bedeckt. „Der alte Herr," ſagte der Inſpector, „hat ſie ſelber noch gepflanzt."

Dann traten ſie über ein paar Stufen in das Haus. — Zur Linken des Flurs lag die Küche; zur Rechten ein einfenſteriges Zimmer, deſſen Ausrüſtung ſchon die künftige Bewohnerin erkennen ließ. Zwar das hohe Bettgerüſt dort entbehrte noch des Umhanges wie des ſchwellenden Inhalts; aber in der Ecke ſtanden Spinnrad und Haspel, und über der altfränkiſchen Commode hing ein desgleichen Spiegel-

chen, hinter welchem nur noch die kreuzweis aufgeſteckten Pfauenfedern fehlten. „Alſo, das iſt nicht Ihr Zimmer, Mamſellchen!“ ſagte der Alte, noch einmal einen Scherz verſuchend.

Als er keine Antwort erhielt, deutete er auf ſeinen Pudel, der luſtig die zum oberen Stockwerk führende Treppe hinaufſprang. „Folgen wir ihm!“ ſagte er; „dort hinten ſind nur noch die Vorrathskammern.“

Oben angekommen, ſchloß er die Thür zu einem mäßig großen Zimmer auf, das bis auf die Vorhänge völlig eingerichtet ſchien. Die beiden Fenſter, mit denen es über die Wieſenmulde auf den Tannenwald hinausſah, waren die mittleren von den vieren, welche ſie von drüben aus erblickt hatten. Vor dem zur Linken ſtand ein weich gepolſterter Ohrenlehnſtuhl, an der Seitenwand des anderen ein Schreibtiſch mit vielen Fächern und Schiebladen; neben dieſem, bereits im Ticktack ihren Pendel ſchwingend, hing eine kleine Kuckuksuhr, wie ſie ſo zierlich weit droben im Schwarzwalde verfertigt werden. Eine altmodiſche, aber noch wohlerhaltene Tapete, mit roth und violett blühendem Mohn auf dunkelbraunem Grund, bekleidete die Wände.

Schweigend, aber aufmerkſam betrachtete Franziska Alles, während ſie dem Alten die Fenſterflügel öffnen half.

Zu jeder Seite dieſes Blumenzimmers und durch eine Thür damit verbunden, lag ein ſchmaleres; beide nur mit einem Fenſter auf den Tannenwald hinausgehend. In dem zur Linken befanden ſich außer einigen Stühlen nur noch ein eiſernes Feldbett und ein paar hohe Reiſekoffer. Franziska warf nur einen flüchtigen Blick hinein, während ihr Führer ſchon die Thür des gegenüberliegenden geöffnet hatte.

„Und nun giebt's was zu leſen!“ rief dieſer. „Der Herr Doctor iſt ſelbſt hier außen geweſen und hat einen ganzen Tag da drinn geſeſſen.“

Und wirklich, es war eine ſtattliche Hausbibliothek, die

hier in ſauberem Einband auf offenen Regalen an den Wänden aufgeſtellt war. Aber während das Mädchen einen Band von Okens Iſis herauszog, der ihr aus des Magiſters Penſionat bekannt war, hatte der Alte dem Fenſter gegenüber ſchon eine weitere Thür erſchloſſen.

Das Zimmer, in welches ſie hineinführte, lag gegen Weſten und im Gegenſatz zu den ſonnigen Räumen der Vorderſeite noch in der Schattendämmerung des unmittelbar daran grenzenden Waldes.

„Sie müſſen nicht erſchrecken, Mamſellchen,“ ſagte der Alte, indem er auf ein Eiſengitter zeigte, womit das einzige Fenſter nach außen hin verſehen war. „Es iſt kein Gefängniß, ſondern auch nur ſo eine Liebhaberei vom alten Herrn geweſen.“

„Ich erſchrecke nicht ſo leicht,“ ſagte das Mädchen, indem ſie, ihm nach, über die Schwelle trat.

„Nun, ſo wollen wir den Burſchen Ihr Gepäck heraufbringen laſſen; denn dort das Bettchen und das Jungfernſpiegelchen hier auf der Commode werden doch wohl für Sie dahin beordert ſein.“

Als Franziska ihre Sachen in Empfang genommen und den Burſchen abgelohnt hatte, meinte der Alte: „Und jetzt, Mamſellchen, werd ich Sie ins Dorf zurück begleiten; es iſt zwar ein Stündchen Wandern, aber einen guten Eierkuchen wird Ihnen Kaspers Margreth ſchon zu Mittag backen, und gegen Abend wird der Herr Doctor dort zu Wagen einkehren, um von mir den Schlüſſel in Empfang zu nehmen.“

Allein das Mädchen ſchüttelte den Kopf. „Ich bin nun einmal hier; zu eſſen habe ich noch in meiner Reiſetaſche.“

Der Alte rieb ſich das bärtige Kinn mit ſeiner Hand. „Aber ich werde Sie einſchließen müſſen; ich muß dem Herrn Doctor ſelbſt den Schlüſſel überliefern.“

„Schließen Sie nur, Herr Inſpector!“

„Hm! — Soll ich Ihnen auch den Phylax hier laſſen?“

„Den Phylax? Weshalb das? Da könnt's am Ende doch noch auf eine Hungersnoth hinauslaufen.“

„Nun, nun; ich dachte nur, er iſt ſo unterhaltſam.“

„Aber ich habe keine Langeweile.“

„Ja, ja; Sie haben Recht.“

„Alſo, Herr Inſpector!“

„Alſo, Mamſellchen, ſoll ich ſchließen?“

Sie nickte ernſthaft; dann, ruhig hinter ihm herſchreitend, begleitete ſie den Alten auf den Hof hinab. Als dieſer aus der Ringmauer hinausgetreten und das ſchwere Thor hinter ihr abgeſchloſſen war, flog ſie behende in das Haus zurück. Mit dem Kopf an den Fenſterbalken lehnend, blickte ſie droben vom Wohnzimmer aus dem Fortgehenden nach, der eben durch die Kräuter an der jenſeitigen Höhe emporſchritt. Als er nebſt ſeinem Hunde drüben zwiſchen den Föhren verſchwunden war, trat ſie in die Mitte des Zimmers zurück; ſie erhob ihre kleine Geſtalt auf den Zehen, athmete tief auf, und langſam um ſich blickend, drückte ſie beide Hände auf ihr Herz. Ein zufriedenes Lächeln flog über das in dieſem Augenblicke beſonders ſcharf gezeichnete Geſichtchen.

Gleich darauf ging ſie durch die Bibliothek in ihre Kammer, wohin nun auch der Sonnenſchein den Weg gefunden hatte. Vor den Spiegel tretend, löſte ſie ihre ſchweren Flechten, daß das dunkelblonde Haar wie Wellen an ihr herabfluthete. So kniete ſie vor ihren Koffer hin, kramte zwiſchen ihren Habſeligkeiten und räumte ſie in die leeren Schubladen der Commode. Ein Käſtchen mit Saftfarben Pinſeln und Zeichenſtiften, einige Blätter mit nicht ungeſchickten Blumenmalereien waren dabei auch zum Vorſchein gekommen. Als Alles geordnet war, flocht ſie ſich das Haar aufs Neue und kleidete ſich dann ſo zierlich, als der mitgebrachte Vorrath es nur geſtatten wollte.

Wie beiläufig hatte ſie inzwiſchen ein paar Butterbrötchen aus ihrer Reiſetaſche verzehrt; jetzt, als müſſe ſie innerhalb dieſer Mauern jedes Fleckchen kennen lernen, ſchlüpfte ſie auf leichten Füßen noch einmal durch das ganze Haus; durch alle Zimmer, in die Küche, in den von dort hinabführenden Keller; dann ſtieg ſie auf einer bald von ihr erſpähten Treppe auf den Hausboden, über welchem hoch und düſter ſich das Dach erhob. Es huſchte etwas an ihr vorbei, es mochte ein Iltis oder ein Marder geweſen ſein; ſie achtete nicht darauf, ſondern tappte ſich nach einer der insgeſammt geſchloſſenen Luken und rüttelte daran, bis ſie aufflog. Es war die Hinterſeite des Daches, und unter ihr unabſehbar dehnte ſich die Haide aus, immer breiter aus dem Walde herauswachſend.

Hier in dem dunklen Rahmen der Dachöffnung kauerte ſie ſich nieder; nur ihre grauen Falkenaugen ſchweiften lebhaft hin und her, bald zur Seite über die in der Mittagsgluth wie ſchlummernd ruhenden Wälder, bald hinab auf die kargen Räderſpuren, welche über die Haide zu der ſoeben von ihr verlaſſenen Welt hinausliefen.

* * *

In der Zeit, die hierauf folgte, erfuhr das Wild in der Umgebung des „Narrenkaſtens“ eine ihm dort ganz ungewohnte Beunruhigung in der Stille ſeines Sommerlebens. Aus den Kräutern der jungen Tannenſchonung ſpringt plötzlich der Hirſch empor und ſtürmt, nicht achtend ſeines knoſpenden Geweihes, in das nahe Waldesdickicht; draußen im Moorgrund fliegen zwei ſtahlblaue Birkhähne gluckſend in die Höhe, die ſeit Jahren hier unbehelligt ihre Tänze aufführen durften; ſelbſt Meiſter Reinecke bleibt nicht ungeſtört.

In einem alten Rieſenhügel hat er ſein Malepartus aufgeſchlagen und ſitzt jetzt in der warmen Mittagsſonne vor

einem ſeiner Ausgänge, bald behaglich nach den über der Haide ſpielenden Mücken blinzelnd, bald auf ſeine jungen Füchslein ſchauend, die um ihn her ihre erſten Purzelbäume verſuchen. Da plötzlich ſtreckt er den Kopf und bewegt horchend ſeine ſpitzen Ohren; drüben, vom Saum des Buchenwaldes, hat die Luft einen ungehörigen Laut ihm zugetragen.

Einige Minuten ſpäter ſchreitet ein nicht mehr junger, aber kräftiger Mann über die Haide; ein großer, löwengelber Hund ſpringt ihm voraus und ſteckt die Schnauze in den Eingang des Hünengrabes, durch welchen kurz vorher der Fuchs und ſeine Brut verſchwunden ſind; doch ſein Herr ruft ihn zurück, und er gehorcht ihm augenblicklich. Sie kommen eben aus dem Walde; jetzt ſchreiten ſie weiter über die Haide; bald werden ſie zuſammen dort den Sumpf durchwaten. Sie ſind unzertrennlich, ſie thun das alle Tage; aber die Thiere brauchen ſich vor ihnen nicht zu fürchten; denn der Hund hat nur Augen für ſeinen Herrn und dieſer nur für die ſtille Welt der Pflanzen, welche, einmal aufgefunden, ſeiner Hand nicht mehr entfliehen können; heute ſind es beſonders die Mooſe und einige Zwergbildungen des Binſengeſchlechts, die er unbarmherzig in ſeine grüne Kapſel ſperrt.

Mitunter geht auch ein Mädchen an ſeiner Seite; doch dies geſchieht nur ſelten und bei kürzeren Wanderungen. Meiſtens iſt ſie drüben an der Wieſenmulde, hinter den hohen Mauern des „Waldwinkels“; dort geht ſie in Küch und Keller einer alten Frau zur Hand, deren gutmüthiges Geſicht ſchon durch die Einförmigkeit ſeines Ausdrucks eine langjährige Taubheit verrathen würde, wenn dies nicht noch deutlicher durch ein Hörrohr geſchähe, das ſie wie ein Jägerhörnchen am Bande über der Schulter trägt. Das Mädchen weiß, daß die Alte einſt die Wärterin ihres jetzigen Herrn geweſen iſt; ſie zeigt ſich ihr überall gefällig und ſucht ihr Alles an den Augen abzuſehen. — Anders ſteht ſie mit

dem Herrn ſelber; er hat keinen Blick wieder von ihr erhalten, wie damals in der Gerichtsſtube, als er der Actuar des Bürgermeiſters war, ſo ungeduldig er auch oft darauf zu warten ſcheint. Zuweilen, wenn ſie nach dem Mittagstiſche die Zimmer oben geordnet hat, was ſtets mit pünktlicher Sauberkeit geſchieht, ſitzt ſie auch wohl am Fenſter des kleinen Bibliothekzimmers und malt auf bräunliche Papierblättchen eine Riſpe oder einen Blüthenſtengel, den der Doctor allein oder ſie mit ihm aus der Wildniß draußen heimgebracht hat. Dieſer ſelbſt ſteht dann oft lange neben ihr und blickt ſchweigend und wie verzaubert auf die kleine, regſame Hand.

So war es auch eines Nachmittags, da ſchon manche Woche ihres Zuſammenlebens hingefloſſen war. Er hatte einen Strauß aus Wollgras und geſterntem Bärenlauch vor ihr zurecht gelegt, und ſie war emſig beſchäftigt, ihn aufs Papier zu bringen. Mitunter hatte er ein kurzes Wort zu ihr geſprochen, und ſie hatte ebenſo und ohne aufzublicken ihm geantwortet.

„Aber ſind Sie denn auch gern hieher gekommen?“ fragte er jetzt.

„Gewiß! Weshalb denn nicht? Bei dem Schuſter roch das ganze Haus nach Leder; und Bettelleute waren es auch.“

„Bettelleute? — Weshalb ſprechen Sie ſo hart, Franziska?“ — Es ſchien, als wenn er ihr zu zürnen ſuche; aber er vermochte es ſchon längſt nicht mehr. Eine Weile ließ er ſeine Augen auf ihr ruhen, während ſie eifrig an einem Blättchen fortſchattirte; als keine Antwort erfolgte, ſagte er: „Ich bin kein Bettelmann, aber einſam iſt es hier für Sie.“

„Das hab ich gern,“ erwiderte ſie leiſe und tauchte wieder den Pinſel in die Farbe.

Neben ihr auf dem Tiſche lagen mehrere fertige Blätt-

chen; er nahm eins derſelben, auf dem eine Blüthe der Cornus suecica gemalt war, und ſchrieb mit Bleiſtift darunter:

Eine andre Blume hatt ich geſucht —
Ich konnte ſie nimmer finden;
Nur da, wo zwei beiſammen ſind,
Taucht ſie empor aus den Gründen.

Er hatte das ſo beſchriebene Blatt vor ſie hingelegt; aber ſie warf nur einen raſchen Blick darauf und ſchob es dann, ohne aufzuſehen, wieder unter die anderen Blätter, indem ſie ſich tief auf ihre Zeichnung bückte.

Noch eine Weile ſtand er neben ihr, als könne er nicht fort; da ſie aber ſchweigend in ihrer Arbeit fortfuhr, ſo pfiff er ſeinem Hunde und ſchritt mit dieſem in den Wald hinaus.

* *
*

Es war ihm ſeltſam ergangen mit dem Mädchen. In augenblicklicher Laune, faſt gedankenlos, hatte er ſie in den Kreis ſeines Lebens hineingezogen; eine Zuthat nur, eine Bereicherung für die einförmigen Tage hatte ſie ihm ſein ſollen; — und wie anders war es nun geworden! Freilich, die alte Frau Wieb, für die trotz ihrer Taubheit die Welt kein ſtörendes Geheimniß barg, vermochte es nicht zu ſehen; aber ſelbſt der löwengelbe Hund ſah es, daß ſein Herr in den Bann dieſes fremden Kindes gerathen, daß er ihr ganz verfallen ſei; denn mehr wie je drängte er ſich an ihn und blickte ihn mit faſt vorwurfsvollen Augen an.

Lange waren ſie zweck- und ziellos mit einander umhergeſtreift; jetzt, da ſchon die Dämmerung in den Wald herabſank, lagerten Herr und Hund unweit des Fußſteiges unter einem großen Eichenbaum, in dem um dieſe Zeit die Nebelkrähen ſich zu verſammeln pflegten, bevor ſie zu ihren noch abgelegeneren Schlafplätzen flogen.

Der Doctor hatte den Kopf gegen einen moosbewachsenen Granitblock gelehnt, auf dem Franziska sich einige Male ausgeruht, wenn sie mit ihm von einem Ausfluge hier vorbeigekommen war. Seine Augen blickten in das Geäst des Baumes über ihm, wo Vogel um Vogel niederrauschte, wo sie durch einander hüpften und krächzten, als hätten sie die Chronik des Tages mit einander festzustellen; aber die schwarzgrauen Gesellen kümmerten ihn im Grunde wenig; durch seine Phantasie ging der leichte Tritt eines Mädchens, desselben, deren müde Füßchen noch vor Kurzem an diesem Stein herabgehangen hatten, gegen den er jetzt seinen grübelnden Kopf drückte.

Was hatte eine Bethörung über ihn gebracht, wie er sie nie im Leben noch empfunden hatte? — Alles Andere, was er ein halbes Leben lang wie ein unerträgliches Leid mit sich umhergeschleppt, es war wie ausgelöscht, er begriff es fast nicht mehr. War es nur der Taumel, nach einem letzten Jugendglück zu greifen? Oder war es das Geheimniß jener jungen Augen, die mitunter plötzlich in jähe Abgründe hinabzublicken schienen? — So Manches hatte er an ihr bemerkt, das seinem Wesen widersprach; es blitzten Härten auf, die ihn empörten, es war eine Selbständigkeit in ihr, die fast verachtend jede Stütze abwies. Aber auch das ließ ihm keine Ruhe; es war ein Feindseliges, das ihn zum Kampf zu fordern schien, ja, von dem er zu ahnen glaubte, es werde, wenn er es bezwungen hätte, mit desto heißeren Liebeskräften ihn umfangen.

Er war aufgesprungen; er streckte die Arme mit geballten Fäusten in die leere Luft, als müsse er seine Sehnen prüfen, um sogleich auf Leben und Tod den Kampf mit der geliebten Feindin zu bestehen.

Über ihm in der Eiche rauschten noch immer die Vögel durch einander; da schlug der Hund an, und die ganze Schar erhob sich mit lautem Krächzen in die Luft. Aber

aus dem Walde hörte er ein anderes Geräuſch; kleine leichte Schritte waren es, die eilig näher kamen, und bald gewahrte er zwiſchen den Baumſtämmen das Flattern eines Frauenkleides. Er drückte die Fauſt gegen ſeine Bruſt, als könnte er das raſende Klopfen ſeines Blutes damit zurückdrängen.

Athemlos ſtand ſie vor ihm.

„Franziska!“ rief er. „Wie blaß Sie ausſehen!“

„Ich bin gelaufen,“ ſagte ſie, „ich habe Sie geſucht.“

„Mich, Franziska? Es wird ſchon dunkel hier im Walde.“

Sie mochte die Antwort, nach der ihn dürſtete, in ſeinem Antlitz leſen; aber ſie ſagte einfach — und es war der Ton der Dienerin, welche ihrem Herrn eine Beſtellung ausrichtet: „Es iſt Jemand da, der Sie zu ſprechen wünſcht.“

„Der mich zu ſprechen wünſcht, Franziska?“

Sie nickte. „Es iſt der Vormund, der Schuſter,“ ſagte ſie beklommen, als fühle ſie das Pech an ihren Fingern.

„Ihr Vormund! Was kann der von mir wollen?“

„Ich weiß es nicht; aber ich habe Angſt vor ihm.“

„So kommen Sie, Franziska!“

Und raſch ſchritten ſie den Weg zurück.

— — Es war ein unterſetztes Männlein mit wenig intelligentem, ſtumpfnaſigem Antlitz, das in dem Stübchen der Frau Lewerenz auf ſie gewartet hatte. Richard führte ihn nach dem Wohnzimmer hinauf, wohin Franziska ſchon vorangegangen war.

„Nun, Meiſter, was wünſchen Sie von mir?“ ſagte er, indem er ſich auf den Seſſel vor ſeinem Schreibtiſch niederließ.

Der Handwerker, der trotz des angebotenen Stuhles wie verlegen an der Thür ſtehen blieb, brachte zuerſt in ziemlicher Verworrenheit einige Redensarten vor, mit denen er die Veranlaſſung ſeines heutigen Beſuches zum Voraus zu entſchuldigen ſuchte. Endlich aber kam er doch zur Hauptſache. Ein alter Bäckermeiſter, reich — ſehr reich und ohne

Kinder, wollte Franziska zu ſich nehmen; er hatte fallen laſſen, daß er ſie ſogar in ſeinem Teſtament bedenken werde, wenn ſie treulich bei ihm aushalte; für ihn, den Vormund, ſei es Gewiſſensſache, ein ſolches Glück für ſeine Mündel nicht von der Hand zu weiſen.

Richard hatte, wenigſtens ſcheinbar, geduldig zugehört. „Ich muß Ihre Fürſorglichkeit anerkennen, Meiſter," ſagte er jetzt, indem er gewaltſam ſeine Erregung unterdrückte; „aber Franziska wird nicht ſchlechter geſtellt ſein in meinem Hauſe; ich bin bereit, Ihnen die nöthigen Garantien dafür zu geben."

Der Mann drehte eine Weile den Hut in ſeinen Händen. „Ja," ſagte er endlich, „es wird denn doch nicht anders gehen."

„Und weshalb denn nicht?"

Er erhielt keine Antwort; der Angeredete blickte mürriſch auf den Boden.

Das Mädchen hatte während dieſer Verhandlung laut- und regungslos am Fenſter geſtanden. Als Richard jetzt den Kopf zurückwandte, ſah er ihre großen grauen Augen weit geöffnet; angſtvoll, in flehender Hingebung, alles Sträuben von ſich werfend, blickte ſie ihn an.

„Franziska!" murmelte er. Einen Augenblick war es todtenſtill im Zimmer.

Dann wandte er ſich wieder an den Vormund; ſein Herz ſchlug ihm, daß er nur in Abſätzen die Worte hervorbrachte. „Sie verſchweigen mir den wahren Grund, Meiſter," ſagte er; „erklären Sie ſich offen, wir werden ſchon zuſammen fertig werden."

Der Andere erwiderte nur: „Ich habe nichts weiter zu erklären."

Franziska, die mit vorgebeugtem Kopf und offenem Munde den Beiden zugehört hatte, war hinter des Doctors Stuhl getreten. „Soll ich den Grund ſagen, Vormund?"

fragte ſie jetzt; und aus ihrer Stimme klang wieder jener ſchneidende Ton, der wie ein verborgenes Meſſer daraus hervorſchoß.

„Sagen Sie, was Sie wollen!“ erwiderte der Handwerker, ſeine Augen trotzig auf die Seite wendend.

„Nun denn, wenn Sie es ſelbſt nicht ſagen wollen, — der Bäckermeiſter hat eine Hypothek auf Ihrem Hauſe; ich weiß, Sie werden jetzt von ihm gedrängt!“

Richard athmete auf. „Iſt dem ſo?“ fragte er.

Der Mann mußte es bejahen.

„Und wie hoch beläuft ſich Ihre Schuld?“

Es wurde eine Summe angegeben, die für die Verhältniſſe eines kleinen Handwerkers immerhin beträchtlich war.

„Nun, Meiſter,“ erwiderte Richard raſch; aber bevor er ſeinen Satz vollenden konnte, fühlte er wie einen Hauch Franziskas Stimme in ſeinem Ohr: „Nicht ſchenken! Bitte, nicht ſchenken!“ und ebenſo leiſe, aber wie in Angſt, fühlte er ſeinen Arm von ihr umklammert.

Er beſann ſich; er hatte ſie ſofort verſtanden.

„Meiſter,“ begann er wieder; „ich werde Ihnen das Geld leihen; Sie können es ſofort erhalten und brauchen mir nur einen Schuldſchein auszuſtellen. Verſtehen Sie mich wohl — ſo lange Ihre Mündel ſich in meinem Hauſe befindet, verlange ich keine Zinſen! Sind Sie das zufrieden?“

Der Mann hatte noch allerlei Bedenken, aber es war nur des ſchicklichen Rückzuges halber; nach einigem Hin- und Widerreden erklärte er ſich damit einverſtanden.

„So gedulden Sie ſich einen Augenblick! Ich werde Ihnen den erforderlichen Auftrag an meinen Anwalt mitgeben.“

Franziska hatte ſich aufgerichtet; Richard rückte ſeinen Seſſel an den Schreibtiſch. Man hörte die Feder kritzeln; denn die Hand flog, die jene Worte ſchrieb.

Raſch war der Brief verſiegelt und wurde von begierigen Händen in Empfang genommen.

Gleich darauf hatte Richard den Mann zur Thür geleitet; Franziska ſtand noch an derſelben Stelle. Wie gebannt, ohne ſich zu rühren, blickten beide auf die Thür, die ſich eben wieder geſchloſſen hatte; als käme es darauf an, ſich der ſchwerfälligen Schritte zu verſichern, die jetzt langſam die Treppe hinab verhallten. Einen Augenblick noch, und auch das Auf- und Zuſchlagen der Hausthür und nach einer Weile das des Hofthores klang zu ihnen herauf.

Da wandte er ſich gegen ſie. „Komm!“ ſagte er leiſe und öffnete die Arme.

Es mußte laut genug geweſen ſein; denn ſie flog an ſeine Bruſt, und er preßte ſie an ſich, als müſſe er ſie zerſtören, um ſie ſicher zu beſitzen. „Franzi! Ich bin krank nach dir; wo ſoll ich Heilung finden?“

„Hier!“ ſagte ſie und gab ihm ihre jungen rothen Lippen. — —

Ungehört von ihnen war die Zimmerthür zurückgeſprungen; ein ſchöner ſchwarzgelber Hundekopf drängte ſich durch die Spalte, und bald ſchritt das mächtige Thier ſelbſt faſt unhörbar in das Zimmer. Sie bemerkten es erſt, als es den Kopf an die Hüfte ſeines Herrn legte und mit den ſchönen braunen Augen wie anklagend zu ihm aufblickte.

„Biſt du eiferſüchtig, Leo?“ ſagte Richard, den Kopf des Thieres ſtreichelnd; „armer Kamerad, gegen die ſind wir beide wehrlos.“

— — Auch auf dieſen Abend war die Nacht gefolgt. Auf der Schwarzwälder Uhr hatte eben der kleine Kunſtvogel zehnmal unter Flügelſchlagen ſein „Kuckuk“ gerufen, und Richard holte den großen Schlüſſel aus ſeiner Schlafkammer, um, wie jeden Abend, das Hofthor in der Mauer abzuſchließen.

Als unten auf dem Flur Franziska aus der Küche trat,

haſchte er im Dunkeln ihre Hand und zog ſie mit ſich auf den Hof hinab. Schweigend hing ſie ſich an ſeinen Arm. So blickten ſie aus dem geöffneten Thor noch eine Weile in die Nacht hinaus.

Es ſtürmte; die Tannen ſauſten, hinter dem Wald herauf jagte ſchwarzes Gewölk über den bleichen Himmel; aus dem Dickicht ſcholl das Geheul des großen Waldkauzes. Das Mädchen ſchauderte. „Hu, wie das wüſt iſt!“

„Du, haſt du Furcht?“ ſagte er. „Ich dachte, du könnteſt dich nicht grauen.“

„Doch! Jetzt!“ Und ſie drängte ihren Kopf an ſeine Bruſt.

Er trat mit ihr zurück und warf den ſchweren Riegel vor die Pforte; von oben aus den Fenſtern fiel der Lampenſchimmer in den umſchloſſenen Hof hinab. „Der nächtliche Graus bleibt draußen!“ ſagte er.

Sie lachte auf. „Und auch der Vormund!“ raunte ſie ihm ins Ohr.

Er nahm ſie wie berauſcht auf beide Arme und trug ſie in das Haus. — Und auch hier drehte ſich nun der Schlüſſel, und wer draußen geſtanden hätte, würde es gehört haben, wie auf dieſen Klang der große Hund ſich innen vor der Hausthür niederſtreckte.

Bald war auch in den Fenſtern oben das Licht erloſchen, und das Haus lag wie ein kleiner dunkler Fleck zwiſchen unzähligen anderen in der großen Einſamkeit der Waldnacht.

* *
*

Franziska war mit dürftiger Kleidung in ihre neue Stellung eingetreten, und obgleich Richard bei ſeiner erſten Verhandlung mit dem Vormunde in dieſer Beziehung alle Fürſorge auf ſich genommen hatte, ſo war bei dem abwehrenden Weſen des Mädchens doch noch kein Augenblick ge-

kommen, in dem er Näheres hierüber hätte mit ihr reden mögen. Freilich war auch dies Gepräge der Armuth und nicht weniger die Scham, womit er ſie bemüht ſah, es ihm zu verdecken, nur zu einem neuen Reiz für ihn geworden; ein ſüßes, ſchmerzliches Licht ſchien ihm bei ſolchen Anläſſen von ihrem jungen, ſonſt ein wenig herben Antlitz auszuſtrahlen. — Jetzt aber durfte es ſo nicht länger bleiben.

Drei Meilen ſüdlich von ihrem Waldhäuschen lag eine große Handelsſtadt, und eines Morgens in der Frühe hielt draußen vor dem Thore ein leichter, wohlbeſpannter Wagen, um ſie dorthin zu bringen. Leo war im Hinterhauſe eingeſperrt worden. Frau Wieb, nachdem ſie von Beiden noch einige freundliche Worte durch ihr Hörrohr in Empfang genommen hatte, nickte munter nach dem Wagenſitz hinauf, und fort rollten ſie über die holperigen Geleiſe der Haide in die Welt hinaus.

Auf halbem Wege waren ſie in einem Dorfkruge abgeſtiegen. Als die Wirthin die beſtellte Milch brachte, fragte ſie, auf Richard zeigend: „Der Herr Vater nimmt doch auch ein Glas?“

„Freilich,“ wiederholte Franziska, „der Herr Vater nimmt das andere Glas.“

Mit übermüthiger Schelmerei blickte ſie zu ihm hinauf.

Es war noch früh am Vormittage, als ſie die große Stadt erreichten.

Zuerſt wurde für die Oberkleider eingekauft; klare, feingeblümte Stoffe für die heißen, weiche, einfarbige Wollenſtoffe für die kalten Tage. Die Anfertigung der Kleider wurde in demſelben Geſchäfte beſorgt, und Franziska mußte mit einer Schneiderin in ein anliegendes Cabinet gehen, um ſich die Maße nehmen zu laſſen. Zuvor aber waren von Richard, unter lebhafter Mißbilligung der Verkäufer, die einfachſten Schnitte zur Bedingung gemacht: „Fürs Haus und für den Wald!“ Und Franzi hatte die mitleidigen Blicke,

womit die jungen Herren des Ladens ſie über den Eigenſinn des „Herrn Vaters“ zu tröſten ſuchten, ohne eine Miene zu verziehen, über ſich ergehen laſſen.

Sie gaben ihre Adreſſe ab und gingen weiter.

Nachdem unterwegs Franziskas Malgeräth vervollſtändigt und bei einer Modiſtin zwei einfache, aber zierliche Strohhüte eingehandelt waren, traten ſie in ein Weißwaarengeſchäft. Bevor noch Franziska ein Wort darein reden konnte, hatte er ein Dutzend fertiger Hemden eingekauft.

„Sie ſind ein Verſchwender!“ ſagte ſie; „das hätt ich Alles ſelber nähen können.“

„Du haſt Recht!“ erwiderte er und kaufte das Zeug zu einem zweiten Dutzend.

„Wenn Sie ſo fortfahren, Richard, ſo gehe ich in keinen Laden mehr.“

„Nur noch zum Schuhmacher! — Aber was ſoll das ‚Sie‘? Biſt du mir böſe, Franzi?“

„Nein, du; aber du ſiehſt mir heut ſo vornehm aus.“

„Weiter!“ ſagte er.

Bald darauf ſtanden ſie in dem eleganteſten Schuhwaarenmagazin; und die Ladendame, nachdem ſie etwas herabſehend die unſcheinbare Geſtalt des Mädchens gemuſtert hatte, breitete gleichgültig einen Haufen Schuhwerk vor ihnen aus.

Ein Zug der Verachtung ſpielte um Franzis Lippen, als ſie auf dieſe Mittelwaare blickte; denn ſie beſaß eine Schönheit, welche an dieſem Orte als die höchſte gelten mußte, und deren ſie ſich vollſtändig bewußt war. Aber ſie ſetzte ſich gleichwohl auf den bereit ſtehenden Seſſel und zog ihr Kleid bis an die Knöchel in die Höhe.

Das Frauenzimmer, das mit dem Schuhwerk vor ihr hingekniet war, ſtieß einen Ruf des Entzückens aus. „Ah! Welch ein Aſchenbrödelfüßchen! Da muß ich Kinderſchuhe bringen.“

Wie eine Fürſtin ſaß Franzi auf ihrem Seſſel; Richard, der dieſen Sieg vorausgeſehen hatte, verſchlang den triumphirenden Blick, den ſie zu ihm hinaufſandte.

Die Ladendame aber erſchien ganz wie verwandelt; ihre Käufer waren offenbar plötzlich in die Ariſtokratie der Kundſchaft hinaufgerückt; ſie holte eifrig eine Menge zierlicher Stiefelchen von allen Farben und Arten aus den Glasſchränken hervor, die aber ſämmtlich nach dem Gebot der Mode mit hohen Abſätzen verſehen waren.

„Nein, nein,“ ſagte Richard lächelnd, „das mag für gewöhnliche Damenfüße gut genug ſein; Füße aus dem Märchen dürfen nicht auf ſolchen Klötzen gehen!“

„Sie haben Recht, mein Herr,“ ſagte die Ladendame, „aber für die gewöhnliche Kundſchaft müſſen wir uns nach der Mode richten.“ Dann kramte ſie wieder in ihren Schränken; und nun brachte ſie Stiefelchen, ſo leicht, ſo weich; die Elfen hätten darauf tanzen können; gleich das erſte Paar glitt wie angegoſſen über Franzis ſchlanke Füßchen.

Noch einige Paare wurden ausgeſucht, auch für die gemeinſchaftlichen Wanderungen zu hoch hinaufreichenden ledernen Waldſtiefelchen das Maß genommen; dann trieben die Beiden weiter durch die wimmelnde Menſchenfluth der großen Stadt. Sie hing an ſeinem Arm; er fühlte mit Entzücken jeden ihrer leichten Schritte, und unwillkürlich ging er immer raſcher, als wolle er den Vorübergehenden jeden Blick auf das bezaubernde Geheimniß dieſer Füßchen unmöglich machen, die nur ihm und keinem Anderen je gehören ſollten.

Mit ſinkendem Abend hielt der Wagen wieder vor dem Hauſe des Waldwinkels.

— — Einige Tage ſpäter brachte die Botenfrau große Packen aus der Stadt; alle Beſtellungen waren auf einmal eingetroffen. Franziska trug die Herrlichkeiten auf ihr Zimmer und ſchloß ſich darin ein. Als ſie nach geraumer Zeit in die Wohnſtube trat, ging ſie auf Richard zu, nahm ihn

ſchweigend um den Hals und küßte ihn; dann lief ſie in die Küche, um Frau Wieb heraufzuholen.

Es war aber nur noch ein Theil der Sachen und nur das Einfachſte, das jetzt, auf Bett und Commode ausgebreitet, der gutmüthigen Alten zur Bewunderung vorgezeigt wurde. Dagegen hatte Franziska derzeit nicht vergeſſen, Richard an den Einkauf eines guten Kleiderſtoffs und einer bunten Sonntagshaube für die Alte zu erinnern. Und jetzt, trotz deren Bitten, ſie möge ihr eigen Weißzeug darum nicht verſäumen, gab ſie keine Ruhe, bis ſie zu dem neuen Staat ihr Maß genommen hatte und anderen Tages ſchon zwiſchen zerſchnittenen Stoffen und Papiermuſtern in Frau Wiebs Kämmerchen am Schneidertiſche ſaß. So geſchickt wußte ſie es der alten Frau vorzuſtellen, daß ſie noch keineswegs zu alt ſei, um hier eine Roſette, dort eine Puffe oder Schleife angeſetzt zu bekommen, daß dieſe immer öfter aus ihrer Küche in die Zauberwerkſtatt hinüberlief und ihrem Herrn betheuerte, die Franziska mache ſie noch einmal wieder jung.

Richard ſchien kaum dies Treiben zu beachten; nur einmal, als er dem Mädchen auf dem Flur begegnete, da ſie eben mit allerlei Nähgeräth die Treppe herabgekommen war, hielt er ſie an und ſagte: „Aber Franzi, was ſtellſt du denn mit unſerer guten Alten auf? Sie wird ja eitel wie Bathſeba auf ihre alten Tage.“

Franziska ließ eine Weile ihre Augen in den ſeinen ruhen. „Laß nur,“ ſagte ſie dann, „die Alte muß auch ihre Freude haben!“ Und ſchon war ſie durch die Kammerthür verſchwunden.

* * *

Sie wohnten zwiſchen der Haide und dem Walde, in welche ſeit hundert Jahren keine Menſchenhand hineingegriffen hatte; rings um ſie her waltete frei und üppig die Natur.

Die Menſchen waren fern, nur die Bienen kamen und ſummten einſam über die Haide. Einmal zwar war der alte Inſpector eingekehrt und hatte wegen der nöthigen Feuerung mit der alten Frau Wieb einen Zwieſprach in deren Stübchen abgehalten; dann ein paar Tage ſpäter war ein mächtiges Fuder ſchwarzen Torfes durch den Wald daher gekommen und vor dem Hauſe abgeladen worden; einmal auch hatte der Krämer aus der Stadt mit ſeinen neugierigen Augen ſich herangedrängt, hatte glücklich ein Geſchäft gemacht, war dann aber mit der Weiſung entlaſſen worden, daß in Zukunft Alles brieflich ſolle beſtellt werden. Sonſt war Niemand da geweſen als die Botenfrau, die zweimal wöchentlich Briefe und Blätter, und was ihr ſonſt zu bringen aufgetragen war, unten in der Küche niederlegte. Einen Beſuch auf dem jenſeit des Waldes liegenden Schloſſe hatte Richard den Junkern zwar verſprochen, aber er wurde immer wieder hinausgeſchoben. So kam auch von dort Niemand herüber. Selbſt die Zeitungen, welche von draußen aus der Welt Kunde bringen ſollten, wurden ſeit Wochen ungeleſen in einem unteren Fache des Schreibtiſches aufgehäuft.

— — Aber an jedem Morgen faſt ſchritten jetzt die Beiden mit einander in die würzige Sommerluft hinaus; Franzi in ihren hohen ledernen Waldſtiefelchen, die Kleider aufgeſchürzt, über der Schulter eine kleine Botaniſirtrommel, die er für ſie hatte anfertigen laſſen. Meiſtens ſprang auch der große Hund an ihrer Seite; mitunter aber, wenn der Himmel mit Duft bedeckt war, wenn ſtill, wie heimlich träumend, die Luft über der Haide ruhte und der Wald wie dämmerndes Geheimniß lockte, dann wurde wohl der Löwengelbe, wenn er neben ihnen aus der Hausthür ſtürmte, in ſchweigendem Einverſtändniß von ihnen zurückgetrieben; haſtig warfen ſie dann das ſchwere Hofthor zurück und achteten nicht des Winſelns und Bellens, das von dem verſchloſſenen

Hofe aus hinter ihnen herſcholl. Eilig gingen ſie fort, und endlich zwiſchen Buſch und Haide erreichte es ſie nicht mehr. Nichts unterbrach die ungeheure Stille um ſie her, als mitunter das Gleiten einer Schlange oder von fern das Brechen eines dürren Aſtes; im Laube verſteckt ſaßen die Vögel, mit gefalteten Flügeln hingen die Schmetterlinge an den Sträuchern.

Am Waldesrande waren jetzt in ſeltener Fülle die tiefrothen Hageroſen aufgebrochen. Wenn gar ſo ſchwül der Duft auf ihrem Wege ſtand, ergriffen ſie ſich wohl an den Händen und erhoben ſchweigend die glänzenden Augen gegen einander. Sie athmeten die Luft der Wildniß, ſie waren die einzigen Menſchen, Mann und Weib, in dieſer träumeriſchen Welt.

— — Einmal, nach langer Wanderung, da die Sonne funkelte und ſchon ſenkrecht ihre Mittagsſtrahlen herabſandte, waren ſie unerwartet an den Rand des Waldes gekommen. Sanft anſteigend breitete ein unabſehbares Kornfeld ſich vor ihnen aus; es war in der Blüthezeit des Roggens; mitunter wehten leichte Duftwolken darüber hin; bis gegen den Horizont erblickte man nichts als das leiſe Wogen dieſer bläulich ſilbernen Fluthen.

Da klang von fern das Gebimmel einer Glocke; weit hinten, drüben aus dem Grunde, wo wohl das Schloß gelegen ſein mochte; gleich einem Rufen klang es durch die ſtille Mittagsluft, und wie hingezogen von den Lauten ſchritt Franziska in das wogende Ährenfeld hinein, während Richard, an einen Buchenſtamm gelehnt, ihr nachblickte. — Immer weiter ſchritt ſie; es wallte und fluthete um ſie her; und immer ferner ſah er ihr Köpfchen über dem unbekannten Meere ſchwimmen. Da überfiel's ihn plötzlich, als könne ſie ihm durch irgend welche heimliche Gewalt darin verloren gehen. Was mochte auf dem unſichtbaren Grunde liegen, den ihre kleinen Füße jetzt berührten? — Vielleicht war es

keine bloße Fabel, das Erntekind, von dem die alten Leute reden, das dem, der es im Korne liegen ſah, die Augen brechen macht! Es lauert ja ſo Manches, um unſere Hand, um unſeren Fuß zu fangen und uns dann hinabzureißen. — — „Franzi!“ rief er; „Franzi!“

Sie wandte den Kopf. „Die Glocke!“ kam es zurück. „Ich will nur wiſſen, wo die Glocke läutet!“

„Das gilt nicht uns, Franzi; das iſt die Mittagsglocke auf dem Schloß!“

Sie wandte ſich um und kam zurück. Er ſchloß ſie leidenſchaftlich in die Arme. „Weißt du nicht, daß es gefährlich iſt, ſo tief in ein Ährenfeld hineinzugehen?“

„Gefährlich?“ Sie ſah ihn ſeltſam lächelnd an. Dann tauchten ſie in ihren Wald zurück.

— — Ein ander Mal, nach einem ſchwülen Tage, waren ſie erſt ſpät am Nachmittag hinausgegangen. — Als der Abend ſchon tief herabſank, ruhten ſie am Ufer eines großen Waldwaſſers, das rings von hohen Buchen eingefaßt war. Zu ihren Füßen, trotz der regungsloſen Stille, ſchwankte das Schilf mit leiſem Rauſchen an einander; drüben hinter dem jenſeitigen Walde, der ſeine Schatten auf den Waſſerſpiegel warf, zuckte dann und wann ein Wetterſchein empor; Irisduft wehte über den See, und ein lautloſer Blitz erleuchtete ihn.

Er hatte ſich über ſie gebeugt und ließ es wie ein Spiel an ſich vorübergehen, wenn ihr blaſſes Antlitz aus dem Dunkel auftauchte und wieder darin verſchwand. „Weißt du,“ ſagte er, — „es heißt, man ſolle in den Augen eines Weibes noch mitunter das Schillern der Paradieſesſchlange ſehen. Eben, da der Blitz flammte, ſah ich es in deinen Augen.“

„Schillerte es denn ſchön?“ fragte ſie und hielt ihre Augen offen ihm entgegen.

„Bethörend ſchön.“

Und wieder flammte ein Blitz.

„Du bist ein Thor, Richard!“

„Ich glaube es selber, Franzi.“

Und er legte den Kopf in ihren Schoß, und zu ihr emporblickend, sah er wieder und wieder die Wetterscheine in ihren dunklen Augen zucken.

— — So floß die Zeit dahin. Eines Vormittags aber, als von den Fenstern des Wohnzimmers aus vor dem niederrauschenden Regen der Tannenwald nur noch wie eine graue Nebelwand erschien und die Drachenköpfe unaufhörlich Wasser von sich spieen, stand Richard sinnend und allein an seinem Schreibtische, nur mitunter wie abwesend in den trüben Tag hinausblickend.

Franzi trat herein; er hatte sie heute noch nicht gesehen; am Frühstückstische hatte er vergebens auf sie gewartet. Jetzt ging sie schweigend auf ihn zu, drückte ihre Augen gegen seine Brust und hing an seinem Halse, als sei sie nur ein Theil von ihm. Er legte seinen Arm um sie, aber er küßte sie nicht; seine Gedanken waren bei anderen Dingen. Er merkte es kaum, als sie plötzlich wieder aus seinem Arm und aus dem Zimmer sich hinweggestohlen hatte.

Als bald darauf wegen einer wirthschaftlichen Bestellung Frau Wieb ins Zimmer trat, fand sie ihren Herrn vor einer aufgezogenen Schiebl.de stehen, aus der er allerlei Papiere auf die Tischplatte hervorgekramt hatte. Es waren zum Theil Scheine, deren Vorlegung bei gewissen Lebensacten die bürgerliche Ordnung von ihren Mitgliedern zu verlangen pflegt.

„Sag mir, Wieb,“ rief er der Eintretenden zu, „in welcher Kirche bin ich denn getauft? Du bist ja damals dabei gewesen.“

„Wie?“ fragte die Alte und hielt ihr Hörrohr hin. „In welcher Kirche?“

„Nun ja; mir fehlt der Taufschein; man muß seine Papiere doch in Ordnung haben.“

Nachdem er noch einmal in das Hörrohr gerufen hatte, nannte ſie ihm die Kirche.

Aber er hörte ſchon kaum mehr darauf.

„Nein, nein!“ ſagte er mit leiſen, aber ſcharfen Lauten vor ſich hin, indem er wie abwehrend ſeine Hand ausſtreckte. „Wen geht's was an! Es ſoll mir Niemand daran rühren!“

Als er ſich umwandte, ſtand ſeine alte Wirthſchafterin noch im Zimmer; das Muſter der Tapete, das ſie mit Aufmerkſamkeit betrachtete, ſchien ſie feſtgehalten zu haben. Er fragte ſie: „Was ſiehſt du denn an den verblichenen Blumen, Wieb?“

Die Alte nickte. „Die ſitzen da nicht von ungefähr,“ erwiderte ſie. „Der Herr Inſpector, da er neulich wegen der Feuerung da war, hat es mir erzählt. Vergeſſen und Vergeſſenwerden, Herr Richard!

Wer lange lebt auf Erden,
Der hat wohl dieſe Beiden
Zu lernen und zu leiden!

Der alte Herr vom Schloſſe drüben — der Großvater iſt's geweſen von dem jetzigen — hat nur einen Sohn gehabt, den aber hat er faſt übermäßig geliebt und ihn nimmer, auch da er ſchon in die reiferen Jahre gekommen war, aus ſeiner Nähe laſſen wollen; der junge Herr wäre darüber faſt zum Hageſtolz geworden. Endlich gab's denn doch noch eine Hochzeit, und wie der Vater in ihn, ſo iſt der Sohn in ſeine junge Frau vernarrt geweſen. Der alte Herr aber hat es nicht verwinden können, daß ſeines Kindes Augen jetzt immer nur nach einer Fremden gingen; er hat den Beiden das Schloß gelaſſen und hat ſich in die Einſamkeit hinausgebaut. Die Tapete hier in dieſem Zimmer, wo er noch jahrelang gelebt, iſt derzeit von ihm ſelber ausgewählt; es ſeien die Blumen des Schlafes und der Vergeſſenheit, ſo ſoll er oft geſagt haben. — Haben Sie noch etwas zu befehlen, Herr Richard?“

Er hatte nichts.

Als die Alte hinausgegangen war, blickte auch er noch eine Weile auf die rothen und violetten Mohnblumen; dann fielen ſeine Augen auf ein Wandgemälde, das oberhalb der vom Flur hereinführenden Thür die Tapetenbekleidung des Zimmers unterbrach.

Es war eine weite Haidelandſchaft, vielleicht die an dem Waldwinkel ſelbſt belegene, hinter welcher eben der erſte rothe Sonnenduft heraufſtieg; in der Ferne ſah man, gleich Schattenbildern, zwei jugendliche Geſtalten, eine weibliche und eine männliche, die Arm in Arm, wie ſchwebend, gegen den Morgenſchein hinausgingen; ihnen nachblickend, auf einen Stab gelehnt, ſtand im Vordergrunde die gebrochene Geſtalt eines alten Mannes.

Als Richard jetzt von dem Bilde auf die Umrahmung desſelben hinüberblickte, trat ihm dort, halb verſteckt zwiſchen allerlei Arabesken, eine Schrift entgegen, die bei näherem Anſchauen in phantaſtiſchen Buchſtaben um das ganze Bild herumlief.

Dein jung Genoß in Pflichten
Nach dir den Schritt thät richten;
Da kam ein andrer junger Schritt,
Nahm deinen jung Genoſſen mit;
Sie wandern nach dem Glücke,
Sie ſchaun nicht mehr zurücke.

So lauteten die Worte. Lange ſtand Richard vor dem Bilde, das er früher kaum beachtet hatte.

Würde das Antlitz jenes einſamen Alten, wenn es ſich plötzlich zu ihm wendete, die Züge des Erbauers dieſer Räume zeigen, oder war dieſe Geſtalt das Alter ſelbſt, und würde ſie — nur eines vermeſſenen Worts bedurfte es vielleicht — ſein eigenes Angeſicht ihm zukehren? — Wehte nicht ſchon ein geſpenſtiſch kalter Hauch von dem Bilde zu ihm herab? — Unwillkürlich griff er ſich in Bart und Haar und richtete ſich raſch und ſtraff empor. — Nein,

nein; es hatte ihn noch nicht berührt. Aber wie lange noch, so mußte es dennoch kommen. Und dann? — —

Er wandte ſich langſam ab und trat an ſeinen Schreibtiſch. Die Papiere, die dort noch umher lagen, legte er in die Schublade zurück, aus der er ſie vorhin genommen hatte. — Draußen ſtrömte unabläſſig noch der Regen.

* * *

In den nächſten Tagen ſchien wieder die Sonne; nur der Wald war noch nicht zu begehen. Aber durch die Haide hatten Richard und Franziska am Nachmittage einen weiten Ausflug gemacht; auf dem Rieſenhügel, in welchem Meiſter Reinecke wohnte, hatten ſie ihr mitgenommenes Vesperbrot verzehrt, während Leo, der diesmal nicht zurückgetrieben war, an den Eingängen des geheimnißvollen Baues ſeine vergeblichen Unterſuchungen fortgeſetzt hatte.

Mit der Dämmerung waren ſie heimgekehrt. —

Als Franzi in das Wohnzimmer trat, ging ſie ſchon wieder in den leichten Stiefeln, die ſie ſtets im Hauſe zu tragen pflegte.

„Du biſt blaß," ſagte Richard; „es iſt zu weit für dich geweſen."

„O, nicht zu weit."

„Aber du biſt ermüdet, komm!" Und er drückte ſie in den großen Polſterſtuhl, der dicht am Fenſter ſtand.

Sie ließ ſich das gefallen und legte den Kopf zurück an die eine Seitenlehne; die ſchmächtige Geſtalt verſchwand faſt in dem breiten Seſſel.

„Wie jung du biſt!" ſagte er.

„Ich? — Ja, ziemlich jung."

Sie hatte ihr Füßchen vorgeſtreckt, und er ſah wie verzaubert darauf hinab. „Und was für eine Wilde du biſt," ſagte er; „da geht ſchon wieder quer über den Spann ein

Riß!“ Er hatte ſich gebückt und ließ ſeine Finger über die wunde Stelle gleiten. „Wieviel Paar ſolcher Dinger verbrauchſt du denn im Jahr, Prinzeßchen?“

Aber ſie legte nur ihren kleinen Fuß in ſeine Hand, löſte ihre ſchwere Haarflechte, die ſie drückte, ſo daß ſie lang in ihren Schoß hinabfiel, und ſtreckte ſich dann mit geſchloſſenen Augen in die weichen Polſter.

Im Zimmer dunkelte es allgemach; draußen in der Wieſenmulde ſtiegen weiße Dünſte auf, und drüben im Tannenwalde war ſchon die Schwärze der Nacht. — Da ſchlug draußen im Hofe der Hund an, und Franzi fuhr empor und riß ihre großen grauen Augen auf.

Nein, es war wieder ſtill; aber von jenſeit des Waldes kam jetzt mit dem Abendwind Muſik herübergeweht.

„Laß doch,“ ſagte Richard, „das kommt nicht zu uns.“

Aber ſie hatte ſich vollends aufgerichtet und ſah neugierig in die Abenddämmerung hinaus.

„Es iſt nur eine Hochzeit, Franzi; ſie werden mit der Ausſteuer drüben am Waldesrand herumfahren.

„Eine Hochzeit! Wer heirathet denn?“

„Wer? Ich glaube: des Bauervogts Tochter; ich weiß es nicht. Was kümmert es uns; wir kennen ja die Leute nicht.“

„Freilich.“

Sie ſtanden jetzt beide am Fenſter; er hatte den Arm um ſie gelegt, ſie lehnte den Kopf an ſeine Bruſt. Ein paar Mal, aber immer ſchwächer, wehten noch die Töne zu ihnen her; dann wurde Alles ſtill, ſo ſtill, daß er es hörte, wie ihr der Athem immer ſchwerer ging.

„Fehlt dir etwas, Franzi?“ fragte er.

„Nein; was ſollte mir fehlen?“

Er ſchwieg; aber ſie drängte ihr Köpfchen feſter an ſeine Bruſt. „Du!“ ſagte ſie, als brächte ſie es mühſam nur hervor.

„Ja, Franzi?“

„Du — warum heirathen wir uns nicht?“

Es durchfuhr ihn wie ein elektriſcher Schlag; eine Kette qualvoller Erinnerungen tauchte in ihm auf; die Welt ſtreckte ihre grobe Hand nach ſeinem Glücke aus.

„Wir, Franzi?“ wiederholte er ſcheinbar ruhig. „Wozu? — Was würde dadurch anders werden?“

„Freilich!“ Sie ſann einen Augenblick nach. „Aber wir lieben uns ja doch!“

„Ja, Franzi! Aber“ — er blickte ihr tief in die Augen, und ſeine Stimme ſank zu einem Flüſtern, als wage er die Worte nicht laut werden zu laſſen — „es könnte einmal ein Ende haben — plötzlich!“

Sie ſtarrte ihn an. „Ein Ende? — Dann müßte ich wohl fort von hier!“

„Müſſen, Franzi? Weh mir, wenn du es müßteſt!“

Sie ſchwiegen beide.

„Wie alt biſt du, Franzi?“ begann er wieder.

„Du weißt es ja, ich werde achtzehn.“

„Ja, ja, ich weiß es, achtzehn; ich bin ein Menſchenalter dir voraus. Über dieſen Abgrund biſt du zu mir hinübergeflogen, mußt du immer zu mir hinüber. — Es könnte ein Augenblick kommen, wo dir davor ſchauderte.“

„Was ſprichſt du da?“ ſagte ſie. „Ich verſtehe das nicht.“

„Verſtehe es nimmer, Franzi!“

Aber während ſie athemlos zu ihm emporblickte, zuckte es plötzlich um ihren jungen Mund; es war, als flöhe etwas in ihr Innerſtes zurück.

Hatten ſeine Worte die Schärfe ihres Blicks geweckt und ſah ſie, was ihr bisher entgangen war, einen Zug beginnenden Verfalls in ſeinem Antlitz? — Doch ſchon hatte ſie ſein Haupt zu ſich herabgezogen und erſtickte ihn faſt mit ihren Küſſen. Dann riß ſie ſich los und ging raſch hinaus.

Als ſie fort war, machte er ſich an ſeinem Schreibtiſche zu thun. Mit einem beſonders künſtlichen Schlüſſel öffnete er ein Fach desſelben, in welchem er ſeine Werthpapiere verwahrt hielt. Er nahm aus den verſchiedenen Päckchen einzelne hervor, ſchlug einen weißen Bogen darum und ſetzte eine Schrift darauf. Als das geſchehen war, nahm er einen zweiten, dem, womit er das Fach geöffnet hatte, völlig gleichen Schlüſſel, paßte ihn in das Schlüſſelloch und legte ihn dann neben die Papiere auf die Tiſchplatte.

Der Abend war ſchon ſo weit hereingebrochen, daß er Alles faſt im Dunkeln that; über den Tannen drüben war ſchon der letzte Hauch des braunen Abenddufts verglommen.

Als Franziska nach einer Weile mit der brennenden Lampe hereingetreten war und ſchweigend das Zimmer wieder verlaſſen wollte, ergriff er ihre Hand und zog ſie vor den Schreibtiſch.

„Kennſt du das, Franziska?“ fragte er, indem er einige der Papiere vor ihr entfaltete.

Sie blickte ſcharf darauf hin. „Ich kenne es wohl,“ erwiderte ſie; „es iſt ſo gut wie Geld.“

„Es ſind Staatspapiere.“

„Ja, ich weiß; ich habe bei dem Magiſter einmal zu ſolchen ein Verzeichniß machen müſſen.“

Er zeigte ihr ein Convolut, worauf in friſcher Schrift ihr Name ſtand, und nannte ihr den Betrag, der darin enthalten war. „Es iſt dein Eigenthum,“ ſagte er.

„Mein, das viele Geld!“ Sie blickte mit ſcharfen Augen auf das verſchloſſene Päckchen.

„Verſteh mich, Franzi,“ begann er wieder; „ſchon jetzt iſt es dein; am allermeiſten aber“ — und er verſchlang die junge Geſtalt mit ſeinen Blicken — „in dem Augenblicke, wo du ſelber nicht mehr mein biſt. Du wirſt dann völlig frei ſein; du ſollſt es jetzt ſchon ſein.“

Er ſah ſie an, als erwartete er von ihr eine Frage, eine Bitte um Erklärung; da ſie aber ſchwieg, ſagte er in einem Tone, der wie ſcherzend klingen ſollte: „Da du jetzt eine Capitaliſtin biſt, ſo muß ich dir auch den nöthigen Eigenthumsſinn einzupflanzen ſuchen.“

Und er nahm eine von den Zeitungen, die umherlagen, zog die Geliebte auf ſeinen Schoß und begann die Rubrik der Courſe mit ihr durchzugehen. Dann aber, als ſie ihm aufmerkſam zuzuhören ſchien, lachte er ſelbſt über ſein ſchulmeiſterliches Bemühen. „Es iſt ſpaßhaft! Du und Staatspapiere, Franzi! Du haſt natürlich kein Wort von alle dem verſtanden!“

Aber ſie lachte nicht mit ihm; ſie war von ſeinem Schoße herabgeglitten und begann eingehende Fragen über das eben Gehörte an ihn zu richten.

Er ſah ſie verwundert an. „Du biſt gefährlich klug, Franzi!“ ſagte er.

„Magſt du lieber, daß ich's nicht verſtehe, wenn du mich belehrſt?“

„Nein, nein; wie ſollte ich!“ — —

Sie wollte gehen, aber er rief ſie zurück. „Vergiß den Schlüſſel nicht!“ Und indem er ſie an den Schreibtiſch führte, ſetzte er hinzu: „Dieſes Fach enthält jetzt mein und auch dein Eigenthum. Möge es nie getrennt werden!“

Sie hatte indeſſen eine Schnur von ihrem Halſe genommen, woran ſie eine kleine goldene Kapſel mit den Haaren einer früh verſtorbenen Schweſter auf der Bruſt trug, und war eben im Begriff, daneben auch den Schlüſſel zu befeſtigen; aber ihre geſchäftigen Hände wurden zurückgehalten.

„Nein, nein, Franzi,“ ſagte er. „Was beginnſt du!“ — Er hatte das Mädchen zu ſich herangezogen und küßte ſie mit Leidenſchaft. — „Leg ihn fort, weit fort! zu deinen

anderen Dingen. Was denkſt du denn! Soll ich den Caſſenſchlüſſel an deinem Herzen finden?“

Sie wurde roth. „Was du auch gleich für Gedanken haſt!“ ſagte ſie und ſteckte den Schlüſſel in die Taſche.

* *
*

Es war in der erſten Hälfte des Auguſt. Schwül waren die Tage; trübſelig in der Mauſer ſaßen die Vögel im Walde, nur einzelne prüften ſchon das neue Federkleid zum weiten Abſchiedsfluge; aber deſto ſchöner waren die Nächte mit ihrer erquickenden Kühle. Draußen im Waldwaſſer, wo vordem die Iris blühten, wie auf dem Hofe in der Tiefe des offenen Brunnens ſpiegelten ſich jetzt die ſchönſten Sterne; im Nordoſten des nächtlichen Himmels ergoß die Milchſtraße ihre breiten, leuchtenden Ströme.

Richard hatte während einiger Tage den nächſten Umkreis des Waldwinkels nicht verlaſſen; ein Körperleiden aus den Jahren ſeiner Kerkerhaft, die nicht nur im Kopfe des Winkeladvocaten ſpukte, war wieder aufgetaucht und hatte wie eine lähmende Hand ſich auf ihn gelegt.

Jetzt ſaß er, die linde Nacht erwartend, auf einer Holzbank, welche draußen vor der Umfaſſungsmauer angebracht war; an ſeiner Seite lag ſein löwengelber Hund. Stern um Stern brach über ihm aus der blauen Himmelsferne; er mußte plötzlich ſeines Jugendglücks gedenken. — Wo — was war Franziska zu jener Zeit geweſen? — Ein Nichts, ein ſchlafender Keim! Wie lange hatte er ſchon gelebt! — — Die Thalmulde entlang begann ein kühler Hauch zu wehen; er hätte wohl lieber nicht in der Abendluft dort ſitzen ſollen.

Da ſchlug der Hund an und richtete ſich auf. Gegenüber aus den Tannen ließen ſich Schritte vernehmen, und bald erſchien die ſchlanke Geſtalt eines Mannes, raſch auf

dem Fußſteige hinabſchreitend. „Ruhig, Leo!“ ſagte Richard, und der Hund legte ſich gehorſam wieder an ſeine Seite.

Der Fremde war indeſſen näher gekommen, und Richard erkannte einen jungen Mann in herkömmlicher Jägertracht, mit dunklem krauſem Haar und kecken Geſichtszügen; ſehr weiße Zähne blinkten unter ſeinem ſpitzen Zwickelbärtchen, als er jetzt, leichthin die Mütze rückend, „guten Abend“ bot.

„Sie wünſchen etwas von mir?“ ſagte Richard, indem er ſich erhob.

„Von Ihnen nicht, mein Herr; ich wünſchte das junge Mädchen in Ihrem Hauſe zu ſprechen.“

Es war eine Zuverſichtlichkeit des Tons in dieſen Worten, die Richard das Blut in Wallung brachte. „Und was wünſchen Sie von ihr?“ fragte er.

„Wir jungen Leute haben auf Sonntag einen Tanz im Städtchen drüben; ich bin gekommen, um ſie dazu einzuladen.“

„Darf ich erfahren, wem ſie dieſe Ehre danken ſollte? Ihrer Sprache nach ſind Sie nicht aus dieſer Gegend.“

„Ganz recht,“ erwiderte in ſeiner unbekümmerten Weiſe der Andere; „ich verwalte nur während der Vacanz die erledigte Förſterei der Herrſchaft.“

„Aber Sie irren ſich, Herr Förſter; die junge Dame, die in meinem Hauſe lebt, beſucht nicht ſolche Tänze.“

„O, mein Herr, es iſt die anſtändigſte Geſellſchaft!“

„Ich zweifle nicht daran.“

Der Andere ſchwieg einen Augenblick. „Ich möchte doch die junge Dame ſelber fragen!“

„Es wird nicht nöthig ſein.“

Richard wandte ſich nach der Pforte. Da der Förſter auf ihn zutrat, als wollte er ihn zurückhalten, ſtreckte der Hund ſeinen mächtigen Nacken und knurrte ihn drohend an.

„Bemühen Sie ſich nicht weiter, Herr Förſter!“ ſagte Richard.

Ein ſcharfer Blitz fuhr aus den Augen des jungen Geſellen; er biß in ſeinen Zwickelbart; dann rückte er, wie zuvor, leichthin die Mütze und ging, ohne ein Wort zu ſagen, den Fußſteig, den er gekommen war, zurück. Auf halbem Wege wandte er ſich noch einmal und warf einen Blick nach den Fenſtern des Waldwinkels; bald darauf verſchwand er drüben in dem ſchwarzen Schatten der Tannen.

— Während der Hund, wie zur Wache, noch unbeweglich an dem Rand der Wieſenmulde ſtand, war Richard ins Haus zurückgegangen. Als er oben in das Wohnzimmer trat, ſah er Franziska am Fenſter ſtehen, die Stirn gegen eine der Glasſcheiben gedrückt; ein Staubtuch, das ſie vorher gebraucht haben mochte, hing von ihrer Hand herab.

„Franzi!“ rief er.

Sie kehrte ſich, wie erſchrocken, zu ihm.

„Sahſt du den jungen Menſchen, Franzi?“ fragte er wieder. „Es war derſelbe, der uns in letzter Zeit ein paar Mal im Oberwald begegnet iſt.“

„Ja, ich bemerkte es wohl.“

„Haſt du ihn ſonſt geſehen?“

In Richards Stimme klang etwas, das ſie früher nie darin gehört hatte. Sie blickte ihn forſchend an. „Ich?“ ſagte ſie. „Wo ſollte ich ihn ſonſt geſehen haben?“

„Nun — er war ſo gütig, dich zum Tanz zu laden.“

„Ach! Tanzen!“ Und ein Blitz von heller Jugendluſt ſchoß durch ihre grauen Augen.

Er ſah ſie faſt erſchrocken an. „Was meinſt du, Franzi?“ ſagte er. „Ich habe ihn natürlich abgewieſen.“

„Abgewieſen!“ wiederholte ſie tonlos, und der Glanz in ihren Augen war plötzlich ganz erloſchen.

„War das nicht recht, Franzi? Soll ich ihn zurückrufen?“

Aber ſie winkte nur abwehrend mit der Hand. — Ohne ihn anzuſehen, doch mit jenem ſcharfen Klang der Stimme,

der ſich zum erſten Mal jetzt gegen ihn wandte, fragte ſie nach einer Weile: „Haſt du je getanzt, Richard?“

„Ich, Franzi? Warum fragſt du ſo? — Ja, ich habe einſt getanzt.“

„Nicht wahr, und es iſt dir eine Luſt geweſen?“

„Ja, Franzi,“ ſagte er zögernd, „ich glaube wohl, daß ich es gern gethan.“

„Und jetzt,“ fuhr ſie in demſelben Tone fort, „jetzt tanzeſt du nicht mehr?“

„Nein, Franzi; wie ſollte ich? das iſt vorbei. — Aber du nimmſt mich ja förmlich ins Verhör!“

Er verſuchte zu lächeln; aber als er ſie anblickte, ſtanden die grauen Augen ſo kalt ihm gegenüber. „Vorbei!“ ſagte er leiſe zu ſich ſelber. „Der Schauder hat ſie ergriffen; ſie kommt nicht mehr herüber.“

Er ließ es ſtill geſchehen, als ſie nach einer Weile an ſeinem Halſe hing und ihm eifrig ins Ohr flüſterte: „Vergieb! Ich habe dumm geſprochen! Ich will ja gar nicht tanzen.“

* * *

Richards Unwohlſein hatte in einigen Wochen ſo zugenommen, daß er das Zimmer nicht verlaſſen konnte. Ein Arzt wurde nicht zugezogen, da ihm aus früheren Zufällen die Behandlung ſelbſt geläufig war; ſogar Frau Wiebs aus Wachs und Baumöl gekochte Salben wurden unerbittlich zurückgewieſen. Beſſer wußte Franziska es zu treffen. Sie ſaß neben ſeinem Lehnſtuhl, wo er, an einem künſtlich von ihr aufgebauten Pulte, einen Aufſatz über hier aufgefundene ſeltene Doldenpflanzen begonnen hatte; ſie holte ihm die betreffenden Exemplare aus dem mit ihrer Hülfe angelegten Herbarium oder aus der Bibliothek die Bücher, deren er bedurfte; ſie ſuchte darin die einſchlagenden Stellen für ihn auf und las ſie vor. „Wenn ich noch einmal Profeſſor

werde," ſagte er heiter, „welch einen Famulus beſitz ich ſchon!" Aber ſie war nicht nur ſein Famulus, ſie war auch das Weib, deren ſtille Nähe ihm wohlthat, die ſchweigend ſeine Hand, wenn ſie von der Arbeit ruhte, in die ihre nahm, die ihm die Polſter und den Schemel rückte und ihm mit ſanfter Stimme den Troſt auf baldige Geneſung zuſprach.

Heute — es war am Nachmittag — hatte er ſie fortgeſchickt, um ein buntes Lippenblümchen aufzuſuchen, das nach ſeiner Rechnung ſich jetzt erſchloſſen haben mußte; am Waldwaſſer, das ſie beide zu allen Tageszeiten oft beſucht hatten, ſtanden hier und da die Pflänzchen. — Er ſelbſt war in ſeinem Lehnſeſſel bei der begonnenen Arbeit zurückgeblieben; auf allen Stühlen um ihn her lagen Bücher und Blätter, von Franziskas Hand vor ihrem Weggange ſorgſam nahe gerückt und geordnet. Eben hatte er eine ihrer Zeichnungen hervorgeſucht, die nach ſeiner Abſicht dem Aufſatze beigedruckt werden ſollte; aber ſeine Gedanken gingen über das Blatt nach der Malerin ſelbſt, die jetzt dort drüben der Wald vor ihm verbarg. Ihre hingebende Sorge an ſeinem Krankenſtuhle wollte ihm auf einmal faſt unheimlich ſcheinen; denn — er konnte es ſich nicht verhehlen — Franzi hatte ſich in der letzten Zeit ihm zu entziehen geſucht; ſie war faſt wieder ſcheu geworden wie ein Mädchen. Sollte dies demüthige Dienen ein Erſatz ſein? Es war etwas Müdes in ihrem ganzen Thun und Weſen.

Richard hatte den Kopf zurückgelehnt und blickte aus dem Fenſter, in deſſen Nähe ſeine Krankenſtatt aufgeſchlagen war. Durch die klare Luft flog eben ein Zug von Wandervögeln; als der verſchwunden war, fielen ſeine Augen auf einen Vogelbeerbaum, der drüben vor den Tannen an der Wieſenmulde ſtand; eine Schar von Droſſeln tummelte ſich flatternd und kreiſchend zwiſchen den ſchon rothen Traubenbüſcheln, die in dem ſcharfen Strahl der Nachmittagsſonne aus dem Grün hervorleuchteten.

Fern aus dem Walde hallte ein Schuß.

„Bartholomäustag!“ ſagte Richard bei ſich ſelbſt. „Die Junker haben ihre Jagd eröffnet. — Wenn nur Franzi ſchon zurück wäre!“

Eine ungeduldige Sehnſucht nach ihr ergriff ihn. Er hatte ihr etwas verſagt, woran ſie nur einmal und nie wieder erinnert hatte; aber es ſchien ihm plötzlich klar geworden, dies Verſagen drückte ſie. Wenn er nur erſt geſund wäre! Sie konnten hier nicht ewig bleiben; auch er fühlte jetzt mitunter eine Beklommenheit in dieſer Stille, einen Drang, an den Dingen da draußen wieder friſchen Antheil zu nehmen. Dann, wenn ſie unter Menſchen lebten, mußte ſchon Alles nachgeholt ſein; was er ihr und ſich ſelber einſt entgegengeſetzt hatte, er ſchalt es kranke Träume, die den Dünſten des öden Moors entſtiegen ſeien. Nein, nein! Sein junges Weib zur Seite, wollte er wieder ins volle Leben hinaus; ein ganz froher Mann, befreit von allem grauen Spinngewebe der Vergangenheit. „Franzi, ſüße Franzi!“ rief er und ſtreckte beide Arme nach ihr aus.

Aber ſie kam noch nicht.

Er verſuchte es, ſeine Arbeit wieder aufzunehmen, er blätterte in den umherliegenden Büchern, er ſchrieb eine Zeile, dann legte er die Feder wieder hin. — Von den Eichbäumen, die zu Weſten der Umfaſſungsmauer ſtanden, fielen die Schatten ſchon über den ganzen Hof; nur ſeitwärts durch die oberen Scheiben drang noch ein Sonnenſtrahl ins Zimmer. Da ſah er es drüben aus den Tannen ſchimmern; Franziska trat aus dem Dunkel und ſchritt langſam auf dem Fußſteige hin; ein paar Mal blieb ſie wie aufathmend ſtehen, während ſie durch die Wieſenmulde heraufkam.

Als ſie dann zu ihm ins Zimmer getreten war, legte ſie einen Strauß von blauem Enzian und Haideblüthen vor ihm hin; auch ein Stengel jenes Lippenblümchens war dabei,

aber die Knospen waren noch nicht erſchloſſen; vergebens — ſo ſagte ſie — habe ſie ſich überall nach einer aufgeblühten Pflanze umgeſehen; aber morgen oder übermorgen werde ſie gewiß ſchon eine bringen können.

Ihre Augen glänzten, ihre Wangen waren heiß. Er ergriff ihre Hand und wollte ſie an ſich ziehen.

„Du haſt wohl ſehr weit umher geſucht?“ ſagte er.

Aber er fühlte ein leiſes Widerſtreben. „O, ziemlich weit! Es war ein wenig feucht, ich muß die Schuhe wechſeln.“

„So thue das erſt, komm aber bald zurück! Ich habe faſt um dich geſorgt.“

„Um mich? Das war nicht nöthig.“

„Ja, Franzi, wenn man krank im Lehnſtuhl ſitzt! — Ich hörte ſchießen, drüben vom Waldwaſſer her. Haſt du es nicht gehört?“

„Ich? Nein, ich hörte nichts.“ Sie hatte im ſelben Augenblicke den Kopf gewandt. „Ich komme gleich zurück,“ ſagte ſie, ohne umzuſehen, und ging raſch zur Thür hinaus.

Als ſie gegangen war, kam der Hund herein, der es bald gelernt hatte, mit ſeiner breiten Pfote die Zimmerthür zu öffnen. Er legte den Kopf auf ſeines Herrn Schoß und blickte ihn wie fragend mit den braunen Augen an. Richard ließ ſeine Hand liebkoſend über den Rücken des ſchönen Thieres gleiten.

„Sei ruhig, Leo!“ ſagte er, „wir beide bleiben doch beiſammen!“ — Er theilte mit den Fingern das ſeidenweiche Haar unter dem Behang des Kopfes. „Laß ſehen! Haſt du denn die Narbe noch? — Das war ein wilder Strauß mit dem lombardiſchen Strauchdieb damals! So tolle Wege gehn wir nun nicht mehr! — Aber ſchön wird doch auch die neue Fahrt mit deiner jungen Herrin, wenn ſie mit ihren lichten Falkenaugen in die vorüberfliegende Landſchaft blickt, und du, mein Hund, voran in weiten Sprüngen, wie

einſtens, da wir noch allein die Welt durchſtreiften! Denn hinaus wollen wir wieder, weit hinaus, und du, mein Thier — gewiß, wir bleiben bei einander!"

Er hatte ſich hinabgebeugt, aber Leo ſchloß wie beruhigt ſeine Augen, und nur die Fahne des mächtigen Schweifes bekundete in ſanften Bewegungen die Zufriedenheit ſeines Innern. So ſaßen ſie ſtill beiſammen, wie ſie es ſonſt ſo oft gethan, Tags an der offenen Landſtraße, wie Abends im behaglichen Quartier. Der reichbegabte Mann und die ſcheinbar ſo weit von ihm getrennte Creatur — in dieſem Augenblicke legte ſich das Gefühl der gegenſeitigen Treue wie erquickender Thau auf beider Haupt.

— — Richard war nicht dazu gekommen, Franzi ſeinen ſo freudig gefaßten Entſchluß mitzutheilen; auch als ſie bald darauf wieder eintrat, und ſelbſt in den folgenden Tagen, gelangte er nicht dazu. — Franzi ging wiederholt in den Wald hinaus. Sie brachte ihm die erſchloſſene Blume, um derenwillen ſie zuerſt hinausgegangen war; ſie brachte auch andere, die zu ſeiner Arbeit in Beziehung ſtanden; jedesmal hatte ſie etwas Neues vorzulegen. In der Vaſe, welche auf dem Schreibtiſche ſtand, ordnete ſie faſt täglich einen neuen Strauß von Gräſern und wilden Blumen, zwiſchen denen jetzt auch ſchon Zweige mit rothen und ſchwarzen Beeren glänzten

Wenn ſie ihn verlaſſen hatte, fühlte er eine Unruhe, die er ſich ſelber zu geſtehen ſchämte. Denn was konnte ihr geſchehen hier im Walde! — Einen Schuß hatte er nicht wieder gehört; die Jagd mußte, wenn ſie überhaupt betrieben wurde, nach einem entfernteren Theile des Reviers verlegt ſein.

Aber allmählich und immer raſcher fühlte er ſich geneſen; bald ging er im Hauſe, bald mit Leo oder Franzi auch ſchon draußen in der nächſten Umgebung desſelben umher; mit vollen Zügen athmete er die klare, würzige Herbſtluft.

Und jetzt erfaßte ihn aufs Neue eine Ungeduld, bevor noch hier die Blätter fielen, seine Pläne zu verwirklichen. Mit raschem Entschluß setzte er sich an den Schreibtisch und theilte seinem Freunde, dem Bürgermeister, seine Absicht nebst einer dessen Persönlichkeit entsprechenden Begründung mit, zugleich kündigte er seinen Besuch auf die nächsten Tage an. Neben ihm unter dem Briefbeschwerer lag die jüngst verfaßte Arbeit, in sauberer Reinschrift von Franziskas Hand und fertig zur Versendung an die Redaction einer botanischen Zeitschrift. Alles sollte noch heute die Botenfrau zur Post bringen.

Als er die Abhandlung hervorzog, um sie einzusiegeln, kreuzte beim flüchtigen Einblick ein Gedanke seinen Kopf, der ihn antrieb, noch einmal ein in seiner Bibliothek befindliches Fachwerk nachzuschlagen.

Gleich, nachdem er das Zimmer verlassen hatte, kam Franziska durch die Außenthür herein. Als sie den offenen, frisch geschriebenen Brief auf dem Tische liegen sah, trat sie auf leisen Sohlen näher; vorsichtig reckte sie den Kopf, und ihre Augen flogen darüber hin, als wollten sie die Schrift einsaugen. Ein paar Secunden stand sie noch, ihre Finger fuhren an die Zähne, ein heftiges Erschrecken lag auf ihrem Antlitz. Dann, als nebenan in der Bibliothek sich Schritte rührten, entfloh sie aus dem Zimmer, aus dem Hause und draußen über den Hof; an die Mauer gedrückt, lief sie in die Haide hinaus, die an der Rückseite des Gebäudes lag. Eine Weile saß sie hier zwischen dem Eichengebüsch auf dem Boden, die Hände um die Kniee gefaltet; ihre Blicke flogen von den Wetterfahnen des Hauses, welche goldschimmernd in der Morgensonne aus dem Laub hervorragten, nach dem Wald hinüber und vom Wald zurück zu dem alten Gemäuer, das dort so friedlich in dem Grün der Bäume stand. Plötzlich sprang sie auf; die ganze schmächtige Gestalt bebte, aber ihre Augen blickten entschlossen nach dem Walde hin-

über. Durch das Gebüſch der Haide lief ſie ſeitwärts an der Wieſenmulde entlang. Als ſie beim Zurückblicken das Haus nicht mehr gewahren konnte, ging ſie durch die wuchernden Kräuter in dieſelbe hinab und verſchwand dann jenſeits zwiſchen den Stämmen der Waldbäume.

— Als ſie nach reichlich einer Stunde wieder ins Haus trat, ſchien jede Spur einer Aufregung aus ihrem Angeſicht verſchwunden.

„Biſt du endlich da, Franzi?“ ſagte Richard, der ihr auf dem Flur entgegenkam; „ich ſuche dich ſeit einer Stunde.“

Franziska drückte ihm leicht die Hand. „Verzeih, daß ich dir's nicht ſagte. Mir war der Kopf benommen, ich mußte einen Gang ins Freie machen.“

Er legte ihren Arm in ſeinen. „Komm!“ ſagte er und zog ſie mit ſich die Treppe hinauf nach dem Wohnzimmer.

Hier faßte er ſie an beiden Händen und blickte ſie lang und liebevoll mit ſeinen ernſten Augen an.

Sie ſenkte den Kopf ein wenig und fragte: „Was haſt du, Richard? Du biſt ſo feierlich.“

„Franzi,“ ſagte er, „gedenkſt du wohl noch der Hochzeitsmuſik, die Abends vom Waldesrand zu uns herüberwehte?“

Sie nickte, ohne aufzuſehen.

„Und jener Worte, die ich damals zu dir ſprach? — Ich war ein Thor, Franzi; die ungewohnte Einſamkeit hatte mir den Muth gelähmt. Doch jetzt bin ich ein eigenſüchtiger Menſch; ich kann nicht anders, ich muß dich halten, unauflöslich feſt, auch wenn du gehen wollteſt! Ich ertrag's nicht länger, daß du frei biſt. — Das iſt Selbſterhaltung, Franzi, ich kann nicht leben ohne dich.“

Immer inniger ruhten ſeine Augen auf ihr, immer mehr hatte er ſie an ſich gezogen.

Bebend hing ſie in ſeinen Armen. „Wann,“ ſagte ſie, „wann denkſt du, daß es ſein ſollte?“

„Macht's dich beklommen, Franzi?“ — Er legte ſeine Hand auf ihre dicke ſeidene Flechte und drückte ihren Kopf zurück, daß er ihr Antlitz ſehen konnte. „Ich hab dich überraſcht, beſinne dich! — Wir brauchen keine Hochzeitsmuſik; in dieſer Stille, wo du mein geworden biſt, mag auch die Außenwelt ihr Recht bekommen. Die alte gute Wieb, ihr Freund, der Inſpector; wir brauchen keine anderen Zeugen! Und übermorgen reiſe ich zu deinem Vormund, zu unſerem Freund, dem Bürgermeiſter; die paar Tage noch biſt du Strohwittwe; dann, Franzi, dann verlaſſen wir uns nicht mehr.“

Er ſchwieg.

Sie öffnete die Lippen; aber es war, als wenn die Worte nicht hinüber wollten. „Und wann,“ ſagte ſie endlich, „wirſt du wiederkommen?“

„Am Sonnabend reiſe ich; am Dienstag bin ich wieder da. Dann hoff ich Alles mitzubringen: die nöthigen Scheine, die Licenz, das Hochzeitskleid. — — Ja, Franzi, die Tage deiner Freiheit ſind gezählt! Du wirſt mir doch indeß nicht etwa fortgeflogen ſein?“ —

Mit dem glücklichſten Lächeln blickte er ſie an. „Und nun geh, mein geliebtes Weib! Ich hab noch Mancherlei für uns zu ordnen.“

* *
*

Die letzte Nacht vor der Abreiſe war gekommen. — Die drei Bewohner des Waldwinkels befanden ſich in ihren Schlafgemächern; Leo, der treue Wächter, lag, wie ſtets um dieſe Zeit, unten im Flur quer vor der Hausthür hingeſtreckt. Im Hauſe war Alles ſtill, wenn nicht mitunter ein Huſten der alten Frau Wieb aus deren Gardinenbett hervorbebte oder droben im Wohnzimmer der Uhrenkuckuk von Stunde zu Stunde die Stationen der Nacht in die ſchweigenden Räume hinausrief. — Draußen aber wühlte der

Wind in den Bäumen; die Wetterfahnen kreiſchten auf dem Dache, und allerlei Stimmen ſchwebten, wenn der Sturm zu neuem Zuge den Athem anhielt, aus dem Walde herüber.

— — Horch! Klang da nicht ein Fenſter? Das einzige an der Weſtſeite des Hauſes, wo die Eichenzweige die Mauer faſt berühren?

Nein, nur in den Lüften brauſte es ſtärker; es ſchien ſich weiter nichts zu rühren; die alte Frau Wieb huſtete; oben rief der Kuckuk: eins! — Die Nacht rückte weiter; nichts, was nicht ſonſt auch da war, ließ ſich hören. Die wenigen Sterne, die durch die vorüberjagenden Wolken blinkten, erblichen nach und nach.

— — In der erſten Dämmerung ſtand Franziska vor Richards Bette. Er ſchlief noch; ſie kniete nieder und küßte ſeine Hand, die über den Rand des Bettes herabhing; und als er die Augen aufſchlug, ſagte ſie: „Du mußt aufſtehen, Richard; der Wagen wird bald da ſein!“

„Franzi!“ rief er, die Augen zu ihr aufſchlagend, und nach einer Weile, da der Nebel des Schlafs von ſeiner Stirn gewichen war, ſetzte er hinzu: „Haſt du den Eulenſchrei gehört heut Nacht? Auf der Uhr drinnen rief es juſt zu eins.“

Sie zuckte leiſe in den Schultern. „Das hören wir ja jede Nacht,“ ſagte ſie leiſe.

„Nein, nein, Franzi; es war nicht der Waldkauz, den wir hier herum haben; es klang ganz anders, ſeltſam! Ich zweifelte zuerſt, ob's auch nur einer ſeiner Vettern ſei; drunten vom Flur herauf hörte ich, wie Leo ſich aufrichtete und einige Male hin und wieder ging.“

„Ich hab es nicht bemerkt,“ ſagte ſie leiſe.

„Dann haſt du feſt geſchlafen, Franzi; denn das Thier muß in einem der nächſten Bäume hier geſeſſen haben.“

Sie ſaßen noch beim Frühſtück mit einander, aber Franzi

brachte kaum ein Krümchen über ihre Lippen. Dann ſtieg er in den Wagen. „Vergiß es nicht; drei Tage!“ rief er ihr noch zurück, und fort rollte das Gefährte über die Haide; mit lautem Bellen ſprang der Hund voraus.

Lange ſtand ſie und blickte mit unbeweglichen Augen hinterher, bis nur noch die dunkle Linie des Steppenzuges ſich am Horizonte abhob.

* * *

Am Nachmittag trat Richard zu ſeinem Freunde, dem Bürgermeiſter, in das Zimmer.

„Nun, Waldmenſch!“ rief dieſer, ihm drohend die kleine runde Hand entgegenſchüttelnd, „was treibſt du denn für Streiche?“

„Du haſt alſo meinen Brief erhalten?“

„Freilich! Wie du einen alteriren kannſt! Es ſind natürlich lauter Scherze!“

„Ich bin im vollen Ernſt zu dir gekommen.“

„Höchſt merkwürdig!“ ſagte der Bürgermeiſter; „romantiſch, ganz romantiſch! — Ich wette, du weißt noch nicht einmal, wer Vater und Mutter zu dem Mädchen geweſen ſind.“

„Was geht das mich an!“

„Nun, nun; du brauchſt aber doch einen Taufſchein —“

„Ich brauche noch mehr, Fritz! Vielleicht gar deine obervormundſchaftliche Hülfe, wenn der wackere Schuſter ſeine Mündel etwa wieder bei einem reichen Bäcker ſollte in Verſorgung geben wollen.“

„Meine Hülfe, Richard? Nein, nein; wo denkſt du hin? Das ginge denn doch gegen mein Gewiſſen.“

Richard lächelte. „Aber du biſt ja nicht *mein* Obervormund; iſt dir der Mann nicht gut genug für deine Mündel?“

„Bei Gott, du haſt Recht, Richard! Mir war in dieſem Augenblick, als ſeiſt du noch mein Leibfuchs. Da werd ich freilich nichts dagegen machen können.“ Der Bürgermeiſter hatte ſeine goldene Brille von der Naſe genommen, putzte die Gläſer mit ſeinem gelbſeidenen Schnupftuche und ſah dabei den Freund kopfſchüttelnd aus ſeinen kleinen Augen an. „Hm, ſolch ein Schwärmer!“ ſagte er; „es iſt doch ſeltſam, daß eure Sorte immer — —“

Aber Richard ergriff den kleinen guten Mann bei beiden Händen. „Du disputirſt ſie mir nicht ab,“ ſagte er innig. „Laß gut ſein, Fritz; ſprich lieber, wie ſteht es mit dem Herrn Magiſter?“

„Er ſitzt!“ erwiderte der Bürgermeiſter mit einem höchſt fröhlichen Erwachen ſeiner Stimme.

„Aber ſein Proceß?“

„Still; weck ihn nicht! Der ſchläft.“

„Und Franziska?“

„Wird nicht mehr beunruhigt werden. Die Acten ſind eingeſandt; das Urthel kommt ſchon zu ſeiner Zeit.“

„Nun, Fritz, ſo hilf mir und laß uns Alles raſch beſorgen!“

— — Und Alles wurde beſorgt; ſchon am nächſten Vormittage hatte Richard die Licenz und alle nöthigen Scheine in ſeinen Händen. Es war ſein Plan geweſen, die Reiſe noch auf jene Großſtadt auszudehnen; aber wieder befiel ihn eine faſt angſtvolle Sehnſucht und trieb ihn nach dem Wald zurück; die beabſichtigten Einkäufe ließen ſich ja auch am beſten in Gemeinſchaft mit Franziska machen.

So befahl er denn die Heimkehr.

„Friſch zu, Kutſcher,“ ſagte er; „es gilt ein doppeltes Trinkgeld.“

Der Kutſcher brauchte ſeine Peitſche; noch am Nachmittag erreichten ſie das Dorf; aber auf dem holperigen Steinpflaſter lief ein Rad von der Achſe, und zur Ausbeſſerung

bedurfte es einer halbstündigen Arbeit in der Dorfschmiede. Richard, von Leo begleitet, war nach dem Krug hinübergegangen. Bei seinem Eintritt in die Außendiele stieß der Hund ein dumpfes Knurren aus, und in demselben Augenblick ging der junge Förster, der eben aus der Gaststube trat, ohne Gruß an ihm vorüber aus der Hausthür; nur ein flüchtiger Blick der blanken Augen hatte ihn gestreift.

Richard blieb unwillkürlich stehen. Als er durch die offene Hausthür wahrnahm, daß der Andere den Hof verlassen hatte, ging auch er wieder hinaus und sah ihn eilig auf dem nach Norden führenden Landwege dahinschreiten. Der Mensch war ihm verhaßt; er wußte selber kaum, weshalb er hier am Wege stand ihm nachzublicken.

Er wandte sich rasch wieder nach dem Hause. Dort hörte er von der Gaststube aus lebhaftes und vielstimmiges Gespräch, wovon er bei seiner ersten Einkehr nichts bemerkt hatte. Als er mit seinem Hunde eintrat, fand er viele Gäste an den Tischen sitzen, denn es war Sonntagnachmittag. Aber das Gespräch verstummte plötzlich; statt dessen kam der Wirth ihm entgegen und erkundigte sich geflissentlich nach seiner Reiseungelegenheit. Von einem der Tische her hörte er noch den Namen des Försters, den er zufällig erfahren hatte; doch der Sprecher erhielt von seinem Nachbar einen Stoß mit dem Ellenbogen; und allmählich kam wieder ein lautes Gespräch in Gang, wie es die Bauern über Ernte und Fruchtpreise um solche Jahreszeit zu führen pflegen.

Endlich war die Achse hergestellt, und der Wagen rollte fort. Richard saß in sich versunken; eine unklare, unbehagliche Stimmung hatte ihn ergriffen, er konnte sich nicht freuen auf die Heimkehr; formlose gespenstische Gebilde aus irgend einem fernen grauen Nebel drangen auf ihn ein. Wenn er nur erst da wäre, nur erst Franziskas Antlitz wiedersähe!

Und weiter ging es, und immer näher kam er zu den

Wäldern. Schon rumpelte der Wagen zwiſchen dem Eichenbuſch über den harten Haideboden, und endlich ſtieg das Dach des Hauſes vor ihm auf, und er ſah die Wetterfahnen in der Abendſonne ſchimmern.

Aber dort, was ſeitwärts aus dem Schatten des Waldes trat, das war ſie ja ſelbſt; ihr helles Kleid, ihr Strohhütchen, ganz deutlich hatte er es erkannt. Sie ſchien den Wagen nicht bemerkt zu haben, denn ſie ſchlug die Richtung nach dem Hauſe ein; aber er beugte ſich vor und rief über die Haide: „Franzi! Franzi!“ — Da blieb ſie ſtehen, und als er noch einmal gerufen hatte, wandte ſie ſich und kam langſam näher. Endlich konnte er ihr Antlitz ſehen; die Augen ſtanden ſo groß und dunkel über den blaſſen Wangen; er meinte, ſie noch niemals ſo geſehen zu haben. Bevor der Wagen hielt, war er ſchon hinabgeſprungen und ſchloß ſie in die Arme. „Gott ſei gedankt!“ rief er und athmete auf, als fiele eine Bergeslaſt von ſeiner Bruſt; „mir war, als könnt ich dich verloren haben!“

Sie ſagte nur: „Was du für Träume haſt!“

Aber während ihr Kopf an ſeinem Herzen lag, waren ihre Augen auf den an ihrer Seite ſtehenden Hund gefallen. Der hatte die Naſe nach dem Walde ausgeſtreckt, der Richtung nach, in welcher Franzi ihn ſoeben verlaſſen hatte, und ſchnoberte immer heftiger in der Luft umher. Faſt mechaniſch griff ihre kleine Hand in das metallene Halsband des Thieres. „Laß uns heim, Richard,“ ſagte ſie haſtig; „und halte den Hund, damit er nicht wie neulich nach den Rehen jagt.“

Er ſah nicht hin, er hatte nur Augen für die junge Geſtalt, die er in ſeinen Armen hielt, die er wie ein Kind jetzt in den Wagen hob. Dann pfiff er ſeinem Hunde, und bald hatten ſie die kurze Strecke bis zum Hauſe zurückgelegt.

Er fand dort Alles in gewohnter Ordnung; die alte Wieb trat im ſauberſten Sonntagsanzug ihm entgegen, voll

Freude über ſeine unerwartet ſchnelle Heimkehr. Aber er ſagte ihr, daß der Wagen ſchon auf morgen wieder beſtellt ſei, daß er in der großen Stadt zu thun habe und daß Franziska mit ihm reiſen werde. Und dieſer flüſterte er zu: „Du biſt es doch zufrieden, Franzi? Wir gehen wieder zu der entzückten Ladendame; kleine ſeidene Stiefelchen ſoll ſie dir anmeſſen! Du ſollſt dir Alles ſelber ausſuchen — doch nein! Du biſt zu anſpruchslos, du würdeſt doch nur Kleider für dich kaufen. — Ich aber — in weißen Duft will ich dich hüllen, ſo leicht wie ein Nichts, ſo zart, daß auch eine Wolke davon das Leuchten einer Roſe nicht verbergen könnte.“

Er ſah es nicht, wie ſie die weißen Zähnchen auf einander biß und wie ihre Lippen zitterten.

„Nun, Franzi,“ fuhr er fort, „was meinſt du, biſt du es zufrieden?“

Sie zog ſchweigend ſeine Hand an ihre Lippen; dann ſagte ſie mit jenem ſcharfen Klang der Stimme: „Ich meine, daß du wieder einmal verſchwenden willſt, und daß du dich täuſcheſt über mich arme Dirne, die ich bin.“

„Und ich meine, daß du jetzt die Thörin biſt.“

* * *

Der Abend kam. Richard hatte wie gewöhnlich das äußere Bohlenthor und die Hausthür abgeſchloſſen; vor der letzteren auf dem Hausflur lag der Hund, der große Schlüſſel zu dem erſteren hing an dem Thürpfoſten in ſeinem Schlafgemache. Dann legte er ſanft den Arm um Franzis Leib, die müßig am Fenſter des Wohnzimmers ſtand und nach dem dunklen Wald hinüberſchaute, und führte ſie durch die Bibliothek bis an die Schwelle ihrer Kammer. Sie war ihm wie eine unberührte Braut, er überſchritt die Schwelle nicht. „Schlaf ſüß, meine Franzi!“ ſagte er. „Mir iſt au

einmal wieder, als ſtünde das Glück mir noch in ungewiſſer Ferne.“

Sie hatte ſchon die Thür geöffnet; da riß er ſie noch einmal an ſich. „Gute Nacht, gute Nacht, Franzi!“

Dann war ſie fort; nur ihre kleinen, leichten Schritte hörte er noch hinter der geſchloſſenen Thür.

Langſam ging er durch das Wohnzimmer. Im Vorübergehen hob er die brennende Kerze, welche er dort vom Tiſch genommen hatte, gegen das alte Thürbild und warf einen flüchtigen Blick darauf; dann trat er in ſein Schlafgemach.

Und bald, nach den Ermüdungen dieſer letzten Tage, lag er in feſten Schlaf geſunken. Weder das Rauſchen der Wälder draußen in der dunklen Herbſtnacht, noch der Zeitruf des kleinen Kunſtvogels aus der nebenan liegenden Stube drang in die Tiefe ſeines Schlummers. Schon war die höchſte Stufe der Nacht erklommen; zwölfmal hatte es drüben von der Uhr gerufen; er ſchlief traumlos weiter, und weiter rückte die Nacht. Eins rief es von der Uhr; — dann zwei; — dann drei! Da kamen die Träume; und was am Tage nur wie beängſtigender Nebel vor ſeinem Blick geſchwommen, jetzt wurde es zu farbigen Geſtalten, von grellem oder fahlem Licht beleuchtet, das keiner Zeit des Tages angehörte. — Wie bleich ihm Franzi in den Armen hing! Und ſeltſam, immer wollten ihre Augen ihn nicht anſehen! Aber dort hinter den Bäumen ſtand der Jäger. — — Stöhnend warf er ſich umher auf ſeinem Lager; aus ſeinem Munde brachen heftige, zuſammenhangsloſe Laute. Plötzlich fuhr er empor und ſaß aufgerichtet in den Kiſſen; der Nachhall irgend eines Schalles lag in ſeinen Ohren; und jetzt ſchon wußte er es, vom Hofe drunten mußte es gekommen ſein. Im ſelben Augenblicke ſtand er auch am Fenſter; kaum die erſte graue Dämmerung war angebrochen; aber dennoch ſah er es, wie eben das ſchwere Hofthor zuſchlug. Wie noch im Traume hatte er eine ſeiner beiden

Piſtolen von der Wand geriſſen; eine Fenſterſcheibe klirrte, und klatſchend fuhr die Kugel drunten in das Bohlenthor.

Dann blieb Alles ſtill. Er riß die andere Piſtole von der Wand, und ohne Kleidung, im nackten Hemde, ſtürzte er aus dem Zimmer; im Hinausgehen griff er nach dem Haken an der Thür, aber der Schlüſſel fehlte.

„Leo, Leo!“ rief er auf der Treppe draußen. „Mein Hund, wo biſt du?“ — Nichts regte ſich. Noch einmal rief er und ſtieg dann in den noch dunklen Hausflur hinab.

Da wurden ſeine Füße durch etwas aufgehalten, was nicht weichen wollte; als er ſich bückte, fuhr ſeine Hand über langes, ſeidenweiches Haar. — Er ſtieß einen lauten Schrei aus. Noch einmal bückte er ſich; dann rannte er — er wußte ſelbſt nicht weshalb — in die Kammer ſeiner alten Dienerin; aber die taube alte Frau lag ruhig athmend in ihrem Bette; er nahm das auf dem Tiſche ſtehende Licht, zündete es an und trat wieder auf den Flur hinaus. Da lag ſein Hund, die Beine ſteif geſtreckt, die braunen Augenſterne groß und offen. Er warf ſich nieder und leuchtete mit der Kerze dicht hinan; ein bläulicher Flor ſchien den Glanz der Augen zu bedecken; kalt und wie in ſtummer Klage ſtarrten ſie ihn an. — — Auf einmal war ihm, als würden die Mauern durchſichtig, als ſähe er zwei jugendliche Geſtalten über die Haide fliehen und im brennenden Morgenſchein verſchwinden.

Er ſprang auf und ſtand im nächſten Augenblicke in Franziskas Kammer. — Sie war leer, das Bett nur leicht berührt; man ſah, ſie hatte nur zu flüchtiger Raſt ſich auf die Decke hingeſtreckt; das Kiſſen zeigte noch den Eindruck, wo ſie ihren Arm geſtützt hatte. Er hätte es nicht laſſen können, er legte ſeine Hand hinein, als liebkoſte er noch dieſe letzte Spur ihres Lebens. Da klirrte durch eine zufällige Berührung die Waffe in ſeiner anderen Hand, und jäh ſchoß ein neuer Gedankenſtrom durch ſeinen Kopf. Schon

war er draußen auf der Treppe; aber er kam nicht weiter. — Was wollte er denn noch? — Schon einmal waren seine Hände roth geworden. Langsam stieg er die Treppe hinauf nach seiner Schlafkammer; er hängte die Schußwaffe an ihren Platz; dann kleidete er sich völlig an. Als er fertig war, trat er in das Wohnzimmer, zog die Vorhänge der Fenster auf und öffnete dann mit seinem Schlüssel das Fach des Schreibtisches, worin die Werthpapiere ihren Platz hatten.

Er wußte vorher schon, was er finden würde. Was ihm gehörte, lag unberührt; das Päckchen mit Franziskas Namen war verschwunden. — Eine Weile suchte er noch nach einem Zettelchen von ihrer Hand, einem Wort des Abschieds oder was es immer sei; er räumte das ganze Fach aus, aber es fand sich nichts. —

Durch die Fenster brach der erste Morgenschein und ließ das alte Thürbild aus der Dämmerung hervortreten. Als er zufällig den Blick dahin warf, überkam ihn ein wunderlicher Sinnentrug; der einsame Alte dort am Wege hatte ja den Kopf gewandt und sah ihn an.

Die Sonne stieg höher, an den Tapeten leuchteten die Blumen der Vergessenheit. Richard hatte die Augen noch immer nach dem Bilde. Es war sein eigenes Angesicht, in das er blickte.

* *
*

Der October war ins Land gekommen. Im Kruge zu Föhrenschwarzeck saßen eines Nachmittags der Wirth und der kleine Krämer aus der Stadt sich gegenüber. Der ganze Tisch war voll von Kreidezahlen; sie hatten wieder einmal Quartalstag gehalten, das Facit war gezogen und genehmigt worden; die noch übrige Zeit gehörte vergnüglicheren Gesprächen, und sie waren auch schon in vollem Gange.

Kasper-Ohm begann soeben von dem Boden der ge-

meinen Wirklichkeit emporzuſteigen. „Ihr mögt mir's glauben," ſagte er geheimnißvoll, „es iſt ſein eigen Blut geweſen; freilich hat er's nicht Wort haben wollen, denn ſie iſt auf den Namen Fedders getauft und bei einem Magiſter aufgezogen worden; ſogar einen eigenen Vormund hat er ihr von Gerichtswegen ſetzen laſſen!"

„Kasper-Ohm!" ſagte der kleine Krämer, „Ihr ſeid wieder einmal bei Eurem Advocaten in der Stadt geweſen!"

„Nun, nun, Pfeffers, glaubt's oder glaubt's nicht! Der Vormund iſt ſelbſt bei mir eingekehrt geweſen; da, wo Ihr jetzt ſitzt, hat er geſeſſen und ſeinen Schnaps getrunken; ſie haben's drüben im Narrenkaſten eben mitſammen fertig gehabt, daß das arme Kind einen reichen Bäckermeiſter freien ſollte, ſo einen alten wurmſtichigen Mehlkneter; denn ſie iſt was wild geweſen, und die alte Waiſen-Wieb hat nicht recht mehr mit ihr hauſen können. — Nun, Pfeffers, was ſoll man dazu ſagen, daß ſie lieber mit dem ſchwarzen Krauskopf — —" Er nickte dem Krämer zu und blies bedeutſam durch ſeine ausgeſpreizten Finger.

„Das iſt eine gewaltige Geſchichte, die Ihr da erzählt, Kasper-Ohm," meinte der Andere, „und ſtimmt nicht ganz mit dem Kalender; denn der Doctor iſt bei der Geburt des Mädels ja ſchon drei Jahr außer Landes geweſen! Aber laßt uns einmal anſtoßen und freut Euch, daß der Krauskopf Eure Ann-Margareth nicht auch noch mitgenommen hat; denn er ſah mir juſt nicht aus, als wenn er lange mit einer Einzigen zufrieden wäre."

Kasper-Ohm lachte und blickte durch die Fenſterſcheiben. „Da kommt auch der Inſpector!" ſagte er.

Der Genannte war eben in Begleitung ſeines Pudels unter der alten Eiche durchgegangen, in deren Wipfel jetzt das leere Neſt zwiſchen den ſchon gelichteten Zweigen ſichtbar war.

Der Wirth empfing ihn an der Stubenthür. „Nun,

Herr Inſpector!“ rief er munter, „Alles wieder auf dem alten Stand?“

„Ausgekehrt und abgeſchloſſen!“ erwiderte der Alte, indem er den großen Schlüſſel zum Außenthor des Waldwinkels auf den Tiſch und ſich ſelbſt auf einen Stuhl warf. „Geſtern ging das letzte Fuder nach der Stadt, um dort unterm Hammer weggeſchlagen zu werden; all das ſchöne Ingut! Die alte Lewerenz bekommt das ganze Geld dafür.“

„Und der Herr Doctor?“ fragte der Wirth. „Wo iſt denn der geblieben?“

„Weiß nicht,“ ſagte der Alte, „kümmert mich auch nicht; — fort — in die weite Welt.“

Der kleine Pfeffers nahm den Schlüſſel von der Tiſchplatte und hielt ihn über den Köpfen der beiden Anderen: „Wer bietet auf den Narrenkaſten? — Nummer eins: der alte Herr; Nummer zwei: der Herr Botanicus; — wer bietet zum dritten auf den Narrenkaſten?“

„Laßt die Poſſen, Pfeffers!“ ſagte der Alte und nahm ihm den Schlüſſel aus der Hand. „Mir thut's nur leid um den Löwengelben; ich ſag Euch, es war ein Capitalvieh; er ging noch über meinen Phylax.“

Ein ſtiller Muſikant.

Ja, der alte Muſikmeiſter! — Chriſtian Valentin hieß er. — Zuweilen in der Dämmerſtunde, wenn ich vor meinem Ofenfeuer träume, wandelt auch ſeine hagere Geſtalt in dem abgetragenen ſchwarzen Tuchröckchen an mir vorüber; und wenn er dann gleich all dem anderen Beſuch, den ich ſchweigend und ungeſehen hier empfange, allmählich wieder meinem Blick entſchwindet, zurückwandelnd in den dichten Nebel, aus dem er kurz zuvor emporgetaucht iſt, ſo zittert oft etwas in meinem Herzen, als müßte ich die Arme nach ihm ausſtrecken, um ihn zu halten und ihm ein Wort der Liebe auf ſeinem einſamen Wege mitzugeben. — —

In einer norddeutſchen Stadt hatten wir beide mehrere Jahre neben einander gelebt, und der kleine Mann mit dem dürftigen blonden Haar und den blaßblauen Augen war ebenſo oft geſehen als unbeachtet an mir vorübergegangen, bis ich eines Tages in dem Laden eines Antiquars mit ihm zuſammentraf. Von dieſem Augenblick an begann unſere Bekanntſchaft; wir waren beide Bücherſammler, wenn auch Jeder in ſeiner eigenen Art. Bei meinem Eintritt hatte ich eine illuſtrirte Ausgabe von Hauffs „Lichtenſtein“ in ſeiner Hand bemerkt, worin er, am Ladentiſche lehnend, ſich mit Behagen zu vertiefen ſchien.

„Das iſt ein liebes Buch, das Sie da haben,“ ſagte ich

gleichſam als Erwiderung ſeines Grußes, mit dem er trotz ſeines eifrigen Blätterns mich empfangen hatte.

Er blickte mich an. „Wirklich!“ ſagte er mit einem Aufleuchten ſeiner blaſſen Augen, und ein wahres Kinderlächeln verklärte ſein ſonſt wenig ſchönes Antlitz; „lieben Sie es auch? Das freut mich; ich kann es immer wieder leſen!“

Wir kamen nun ins Geſpräch, und ich erzählte ihm, daß ich im vorigen Jahre den Ort der Dichtung beſucht und zu meiner Freude die Büſte des Dichters auf einem Felſenvorſprunge neben der von ihm verherrlichten Burg geſehen hätte. Aber er war keineswegs damit zufrieden. „Eine Büſte nur?“ ſagte er. „Dem Mann hätten ſie doch wohl ein ganzes Standbild ſetzen können!“

„Sie lachen über mich!“ ſetzte er gleich darauf mit derſelben beſcheidenen Freundlichkeit hinzu. „Nun freilich, mein Geſchmack mag wohl eben nicht der höchſte ſein.“

— — Ich lernte ihn ſpäter näher kennen. Sein Geſchmack war keineswegs ein niedriger; aber wie er in der Muſik bei ſeinem Haydn und ſeinem Mozart blieb, ſo waren es in der Poeſie die klaren Frühlingslieder Uhlands oder auch wohl die friedhofſtillen Dichtungen Hölty's, die ich aufgeſchlagen auf ſeinem Tiſche zu finden pflegte.

Wenn wir nach dieſer Zeit uns wieder bei dem Antiquar oder auch nur auf der Straße trafen, ſo pflegten wir wohl noch ein Stückchen Weges mit einander zu verplaudern, und ich erfuhr nun, daß er hier in ſeiner Vaterſtadt als Clavierlehrer lebe, aber nur in den Häuſern des mittleren Bürgerſtandes oder in mittelloſen Beamtenfamilien ſeine Stunden gebe; auch verhehlte er mir nicht, daß ſein Erwerb nur zu einer beſcheidenen Wohnung ausreiche, welche er dicht vor der Stadt in dem Hauſe eines Bleichers ſchon ſeit Jahren inne habe. „Ei was!“ ſagte er, „es iſt ſchon recht für einen alten Junggeſellen; man ſoll ſich nur keine dummen Gedanken machen! Wenn ſie nicht mit Wäſche zugedeckt iſt,

ſehe ich aus meinen Fenſtern auf die ſchöne grüne Bleichwieſe; ich hab als Knabe ſchon darauf geſpielt, wenn ich unſeren Mägden die ſchweren Zeugkörbe dort hinaustragen half; und auch der Apfelbaum, der damals ſo oft für mich geſchüttelt wurde, ſteht noch ganz auf ſeiner alten Stelle."

Und in der That, ich fand das Stübchen ſo übel nicht, als ich eines Nachmittags nach einem gemeinſamen Spaziergange mit ihm dort eintrat; die Wieſe war auch eben wäſchefrei und ſandte ihren grünen Schein ins Fenſter. An der Wand über dem Sopha hingen zwei der bekannten Leſſingſchen Waldlandſchaften, aus dem Nachlaſſe ſeines Vaters, wie er mir erzählte; über dem offen ſtehenden, wohlerhaltenen Clavier hing, umgeben von einem dichten Immortellenkranz, ein weiblicher Profilkopf in trefflicher Kreidezeichnung. Als ich betrachtend davor ſtehen blieb, trat er zu mir und begann faſt ſchüchtern: „Ich muß es Ihnen wohl ſagen, denn ſie würden es ſonſt kaum glauben, daß dieſes edle Antlitz meiner lieben Mutter einſt gehörte; aber es iſt wirklich ſo."

„Ich glaube es gern!" erwiderte ich; denn ſein Antlitz ſtand vor mir, wie es mir nun ſchon oft von Freundlichkeit verklärt erſchienen war.

Und als habe er meine Gedanken errathen, ſetzte er hinzu: „Lächeln hätten Sie ſie ſehen ſollen: das Bild iſt doch nur todt."

Als wir ſpäter auf ſeine Lieblingscomponiſten zu ſprechen kamen, griff er gleichſam zur Erläuterung dann und wann ein paar Tacte aus dieſem oder jenem Satz auf den Taſten; da ich ihn dann aber erſuchte, nun doch weiter zu ſpielen, wurde er faſt verlegen und ſuchte mir auszuweichen; endlich, als ich dringender wurde, ſagte er ängſtlich: „O, bitten Sie mich nicht darum, ich ſpiele ſeit vielen Jahren ſchon nicht mehr."

„Aber hier!" erwiderte ich und wies auf eine Partitur

der Jahreszeiten, die aufgeſchlagen auf dem Pulpete lag, „das können Ihre Schüler doch nicht ſpielen.“

Er nickte eifrig. „Ja, ja; aber das leſe ich nur; man muß ſo etwas haben bei dem ſteten Elementarunterricht; — es iſt rieſig, wie ein Menſch das Alles ſo hat ſchreiben können!“ Und er ſchlug begeiſtert die Blätter in dem großen Notenbuche hin und her.

Als ich nach einiger Zeit fortging, ſah ich draußen an ſeiner Zimmerthür einen Zettel mit Oblaten angeklebt, worauf einige Tacte aus einem Mozartſchen Ave verum in etwas ſtakigen Noten hingeſchrieben waren; bei ſpäterer Wiederholung meines Beſuches bemerkte ich, daß dieſer Zettel von Zeit zu Zeit erneuert wurde und entweder mit dem Spruch eines Schriftſtellers oder, was meiſtens der Fall war, mit ein paar Tacten aus irgend einem älteren Tonwerke beſchrieben war. Als ich ihn dann einmal wegen dieſer Seltſamkeit befragte, ſah ich wieder jenes Kinderlächeln in ſeinem Antlitz aufleuchten. „Iſt das nicht ein guter Gruß,“ ſagte er herzlich, „wenn man müde in ſein kleines Heim zurückkehrt!“

* *
*

Wir hatten ſolcherweiſe ſchon längere Zeit in einem gewiſſen Verkehr geſtanden, ohne daß ich Näheres von ihm erfahren hätte; da war es eines Herbſtabends, als ich ihn beim Schein der Straßenlaterne, die eben angezündet wurde, aus dem Thorweg eines großen Hauſes kommen ſah. Da ich nichts vorhatte, als nach angeſtrengter Arbeit mich durch ein weniges Straß-Auf- und Abgehen zu erfriſchen, ſo rief ich ihn an, und er nickte freundlich, da er mich erkannte.

„Seit wann, lieber Freund,“ fragte ich, „geben Sie denn bei Präſidentens Stunde?“

Er lachte. „Ich? Sie ſcherzen wohl! Nein, die Stunden hat der junge Leipziger Doctor. Sie kennen ihn doch!

Ein excellenter Muſiker; er hat mir neulich wohl über eine Stunde vorgeſpielt; ich verſichere Sie, ein herrlicher junger Mann!“

„Kennen Sie ihn ſchon ſo genau?“ fragte ich lächelnd.

„O nein, nicht weiter; aber ein ſolcher Muſiker muß auch ein guter Menſch ſein!“

Dagegen war nichts einzuwenden.

„Können Sie ein wenig mit mir ſchlendern?“ fragte ich.

Er nickte und ging ſchon die Straße mit mir hinab. „Ich gab ſoeben meine letzte Stunde,“ ſagte er; „der Tochter eines Schullehrers, der dort hinten auf dem Hofe wohnt. Das iſt auch ſo ein goldenes Herz und ein Muſikgenie dazu.“

„Aber laſſen Sie die Kinder nicht in Ihre Wohnung kommen? Es iſt ja nicht ſo weit dahin.“

Er ſchüttelte lachend den Kopf. „Nein, nein, das dürfte ich wohl nicht verlangen! Aber ſie freilich, ſie kommt auch zu mir heraus; nur iſt ſie eben jetzt aus einer ſchweren Krankheit aufgeſtanden. Sie fängt ſchon an, den Mozart zu tractiren; und eine Stimme hat ſie! — Aber das iſt fürs Erſte noch zu früh, denn ſie zählt erſt dreizehn Jahre.“

„Sie geben alſo auch Geſangunterricht?“ fragte ich. „Da werden Sie der Einzige hier ſein, der das verſteht!“

„Ei, Gott bewahre!“ erwiderte er; „aber bei ihr, da der Schulmeiſterstochter die großen Meiſter unerſchwinglich ſind, möchte ich es gleichwohl doch verſuchen, wenn Gott uns Leben ſchenkt. — Ich habe früher einmal mit einer alten ausgebrauchten Sängerin unter einem Dache gewohnt, die einſt zu Mozarts Zeiten eine Rolle geſpielt und auch ihm ſelber wohl zu Dank geſungen hatte. Ihre arme alte Kehle war freilich jetzt nicht viel beſſer als eine Thürangel; ja, ein muthwilliges Mädchen — es war die Tochter meines damaligen Wirthes,“ ſetzte er leiſe hinzu — „meinte ſogar, ſie gleiche der unſeres geſangliebenden Hausthieres und

nannte die gute Alte ſtets ‚Signora Katerina‘; aber Signora Katerina wußte gleichwohl, was Geſang war, und wir beide haben manches fürchterliche Duo mit einander ausgeführt. Sie konnte nie genug davon bekommen; ich aber lernte dabei nach und nach ihre ganze Geſangsmethode kennen. ‚Merken Sie wohl auf, Monſieur Valentin!‘ pflegte ſie zu ſagen, hob ſich dabei auf den Zehen und faßte mit den Fingerſpitzen der einen Hand in ihre ſtets nicht eben ſaubere Tüllhaube: ‚So wollte es der große Maëſtro!‘ Und dann ſchoß mit ungemeiner Sicherheit und oft überraſchenden Accenten eine Coloratur zu irgend einer Mozartſchen Arie aus dem alten dürren Halſe. — Hatte ich nach ihrer Meinung meine Sachen gut gemacht, dann zog ſie wohl ihr ſtets gefülltes kryſtallenes Naſchdöschen aus der Taſche und ſteckte mir mit eigenen dürren Fingern eine Pfeffermünzpaſtille in den Mund. — Gott hab ſie ſelig, meine alte Freundin!“ ſagte er mit plötzlich weicher Stimme. „Wer weiß! Vielleicht kann noch ein junges Leben von dieſen letzten Anſtrengungen einer Greiſin profitiren; denn“ — und er klopfte mit dem Finger gegen ſeine Stirn — „hier hab ich Alles wohl verwahrt, wie es einſt der unſterbliche Meiſter von der jungen Primadonna geſungen haben wollte.“

— — „Sie haben mir,“ begann ich, da mein Freund jetzt ſchwieg, „noch nie von Ihrer Jugendzeit geſprochen. Wurde in Ihrem Elternhauſe auch Muſik getrieben?“

„Freilich,“ erwiderte er; „weshalb wäre ich denn ſonſt ein Muſiker geworden!“

„Nur deshalb, lieber Freund? Das glaube ich Ihnen nicht.“

„Nun, nun; es mag auch wohl mein wirklicher Beruf geweſen ſein; aber eine Kopfſchwäche hat mich immer ſehr behindert; o, Sie denken nicht, wie ſehr! — Als ich in einer Dorfkirche zum erſten Male die Orgel hörte, brach ich

in Schluchzen aus, daß man es gar nicht ſtillen konnte. Das war nicht die Gewalt der Muſik; denn eine Thürſchelle, die unverſehens über mir läutete, hatte ganz dieſelbe Wirkung; — es war mein armer ſchwacher Kopf, den ich ſchon als Knabe zwiſchen meinen Schultern trug.“ — Er blieb einen Augenblick ſtehen, und ich hörte ihn ſeufzen, als wenn er eine Trauer niederkämpfe.

„Mein Vater,“ fuhr er nach einer Weile fort, „wußte von ſolchen Dingen nichts; er war ein Mann auf den Punkt, ein angeſehener, vielbeſchäftigter Advocat in dieſer Stadt. Meine liebe Mutter verlor ich ſchon in meinem zwölften Jahre; ſeitdem lebte ich mit ihm allein; denn meine Geſchwiſter waren älter als ich und alle ſchon von Hauſe fort. Außer ſeinen Acten und einer ausgewählten geſchichtlichen Bücherſammlung, die ich trotz aller Ermahnung nicht zu benutzen verſtand, hatte er nur eine Liebhaberei, und das war die Muſik; ja, ich kann wohl ſagen, daß ich meinen hauptſächlichſten Unterricht von ihm erhalten habe. — Es wäre vielleicht beſſer von einem Anderen geſchehen. — — Sie werden mich nicht mißverſtehen! Mir fehlt nicht das dankbare Gedächtniß für ſeine liebevollen Mühen; aber er wurde, wenn meine Kopfſchwäche mich befiel, leicht ungeduldig, heftig, was mich doch nur ganz verwirrte. Ich habe derzeit viel dadurch gelitten; jetzt weiß ich's wohl, er konnte nicht dafür; bei ſeinem raſchen Sinn konnte er nicht verſtehen, was in mir vorging; er ſah darin nichts als eine angeborene Trägheit, die nur aufgerüttelt werden müſſe. Aber an einem Tage — ich ſtand ſchon vor der Confirmation — da kam ihm dennoch das Verſtändniß. O mein guter Vater, ich werde das nie vergeſſen!“ Er ſtreckte die Arme aus und ließ ſie wieder ſinken; dann fuhr er fort: „Wir ſaßen im Wohnzimmer am Clavier und ſpielten eine vierhändige Sonate von Clementi. Ich hatte am vorhergehenden Abend noch ſpät an einem ſchwierigen Capitel der

Harmonielehre geſeſſen und hatte davon, wie meine ſelige Mutter zu ſagen pflegte, einen ‚dünnen‘ Kopf in den anderen Tag hinübergenommen. Mitten im Rondo der Sonate verwirrten ſich meine Gedanken, ich griff wiederholt falſch, und mein Vater rief heftig: ‚Wie iſt das möglich! Du haſt das ja ſchon zwanzigmal geſpielt!‘ — Er ſchlug die Blätter zurück, und wir begannen den Satz von Neuem; aber es half nicht, ich kam über die verhängnißvolle Stelle nicht hinüber. Da ſprang er auf und warf ſeinen Stuhl zurück. — — Ich weiß nicht, wie es in anderen Familien zugeht — bei all ſeiner Heftigkeit, ich hatte nie von meinem Vater einen Schlag erhalten. Es mag ihm wohl ſonſt noch etwas im Gemüth gelegen haben; denn jetzt, da ich ſchon faſt kein Knabe mehr war, wurde er ſo von ſeinem Zorne hingeriſſen.

„Die Noten waren vom Pulpet herab auf den Fußboden gefallen; ich hob ſie ſchweigend auf; meine Wange brannte, und in der Bruſt quoll es mir auf, als ſolle das Blut über meine Lippen ſtürzen; aber ich ſetzte mich wieder zurecht und legte meine zitternden Hände auf die Taſten. Auch mein Vater ſaß wieder neben mir, und ohne daß ein Wort oder auch nur ein Blick zwiſchen uns gewechſelt wäre, ſpielten wir die Sonate weiter. Ich weiß auch noch ſehr wohl — und ich habe mich ſpäter oft ſelbſt gefragt, ob wohl der große Schmerz für Augenblicke meine Kraft ſo wunderbar belebt habe — aber es wurde mir plötzlich leicht, die Noten wurden wie von ſelbſt zu Tönen, als wären gar keine weißen und ſchwarzen Taſten mehr dazwiſchen, die meine unbeholfene Hand zu treffen hatte.

„‚Siehſt du,‘ ſagte mein Vater; ‚wenn du nur willſt!‘

„Die Sonate war zu Ende; er legte, da es jetzt ſo ungewöhnlich glückte, gleich noch ein anderes Muſikſtück aufs Pulpet, das ich allein zu ſpielen hatte. — Ich fing auch tapfer an; aber da mein Vater nicht ſelbſt mitſpielte, ſon-

dern, mich ſcharf beobachtend, neben mir ſtand, ſo wurde ich verwirrt und mühte mich vergebens, die mich ſo plötzlich überkommene Sicherheit feſtzuhalten. Vielleicht auch, daß jener herbe Zauber überhaupt nicht weiter reichte! Es ſchwamm ſchon wieder wie Nebel um mich her, meine alte Angſt befiel mich, und — da gingen die Gedanken hin; wie fliegende Vögel, die ſchon weit von mir in der grauen Luft verſchwanden.

„Ich ſpielte nicht mehr. ‚Schlage mich nicht, Vater,‘ rief ich und ſtieß mit beiden Händen gegen ſeine Bruſt; ‚es fehlt mir etwas; es iſt in meinem Kopf; ich kann ja nicht dafür!‘

„Mein Vater, da ich ſo zu ihm aufblickte, ſah mich heftig an; aber ich mag wohl todtenblaß geweſen ſein; ich hatte ohnedies nur wenig Farbe.

„‚Spiele es noch einmal für dich!‘ ſagte er ruhig. Dann verließ er mich, und ich hörte, wie er den Gang hinauf nach ſeinem Zimmer ging.

„Aber ich konnte nicht ſpielen. Eine Troſtloſigkeit überfiel mich, wie ich ſie nie empfunden hatte; ein Mitleid mit mir ſelber, als müſſe es mir die Seele fortſchwemmen. Über dem Clavier hing das Bildniß meiner Mutter, welches Sie neulich bei mir geſehen haben. Ich weiß noch, wie ich meine Hände dahin ausſtreckte und in kindiſchem Unverſtand einmal über das andere wiederholte: ‚Ach, hilf mir, Mutter! O meine liebe Mutter, hilf mir!‘ Dann legte ich den Kopf in meine Hände und weinte bitterlich.

„Wie lange ich ſo geſeſſen habe, weiß ich nicht. Schon länger hatte ich es draußen auf dem Hausflur gehen hören, aber ich hatte mich nicht gerührt, obgleich ich wußte, daß hier vorne Niemand außer mir im Hauſe war; endlich, da von draußen an die Thür geklopft wurde, ſtand ich auf und öffnete. Es war ein mir bekannter Handwerker, der meinen Vater in einer Geſchäftsſache zu ſprechen wünſchte. —

‚Sind Sie krank, junger Herr?‘ fragte der Mann. Ich ſchüttelte den Kopf und ſagte: ‚Ich werde fragen, ob es paßt.‘

„Als ich in meines Vaters Zimmer trat, ſtand er an einem ſeiner großen Bücherregale; ich hatte ihn oft ſo geſehen, das eine oder andere Buch hervorziehend, darin blätternd und es dann wieder an ſeinen Platz ſtellend; aber heute war es anders, er hatte den Arm auf eines der Borte geſtützt und ſeine Augen mit der Hand bedeckt.

„‚Vater!‘ ſagte ich leiſe.

— „‚Was willſt du, Kind?‘

„‚Es iſt Jemand da, der dich zu ſprechen wünſcht.‘

„Er antwortete nicht darauf; er nahm die Hand von den Augen und rief leiſe meinen Namen.

„Dann lag ich an meines Vaters Bruſt; zum erſten Mal in meinem Leben. Ich fühlte, daß er zu mir ſprechen wollte; aber er ſtreichelte nur mein Haar und ſah mich bittend an. ‚Mein armer, lieber Junge!‘ war Alles, was er über ſeine Lippen brachte. Ich ſchloß die Augen; mir war, als ſei ich nun vor aller Lebensnoth geborgen. — Trotz meiner Mutter Tod vergaß ich immer wieder, daß Alles ſtirbt und wechſelt.

„Aber es war eine glückliche Zeit, die ich von nun an noch zu Hauſe verlebte; mein Vater war nie wieder heftig gegen mich, eine Mutter hätte nicht zarter mit mir umgehen können; auch der Frühling brach damals in einer Schönheit an, wie ich mich deſſen nicht wieder zu erinnern meine. — Hinter der Stadt zwiſchen Hecken und Wällen war ein wüſter Platz, wo einſt ein Gartenhaus geſtanden hatte, um den ſich aber Niemand mehr zu kümmern ſchien. Von den Blumen, die dort einſt gepflegt ſein mochten, ſah man nur noch die Veilchen, die hier ſchon in den erſten Frühlingstagen blühten. Ich ging oft dahin; auch ſpäter, wenn in der Hecke ſich der Hagedorn mit ſeinem Blumenſchnee be-

deckte, oder wenn Alles ausgeblüht hatte und nur noch die Hänflinge und der Emmerling durch die Büſche ſchlüpften. Manche Stunde habe ich hier im Graſe gelegen; es war ſo ſtill und feierlich; nur die Blätter und die Vögel ſprachen. — Aber niemals ſah ich dieſen Ort in ſolcher Schönheit wie in jenem Frühling. Gleich mir waren auch die Bienen ſchon ins Feld hinausgezogen; wie Muſik wob und ſummte es über tauſend Veilchenkelchen, die wie ein blauer Schein aus Gras und Moos hervorbrachen. Mein ganzes Schnupftuch pflückte ich voll; mir war wie ein Seliger in dieſem Duft und Sonnenſchein. Dann ſetzte ich mich ins Gras, nahm etwas Bindfaden, den ich immer bei mir führte, und begann gleich einem Mädchen einen Kranz zu binden; über mir im Blauen ſang ſo herzkräftig eine Lerche. ‚Du liebe, ſchöne Gotteswelt!‘ dachte ich; und dann gerieth ich ſogar ins Verſemachen. Freilich, es waren nur kindiſche Gedanken in den hergebrachten Reimen; aber mir war ſehr froh dabei zu Sinne.

— — „Als ich nach Hauſe kam, hing ich den Kranz in meines Vaters Stube; ich weiß noch wohl, wie glücklich ich mich fühlte, daß ich mir jetzt ſolche Allotria bei ihm erlauben durfte.

— „Noch eines muß ich ſagen! Später, in ſeinem Nachlaß, fand ich ein Sparkaſſenbuch auf meinen Namen und über eine große Summe; die erſte Poſt derſelben war, wie das Datum auswies, an jenem unglücklich-glücklichen Tage von ihm belegt worden. Es hat mich ſehr erſchüttert, als ich das Buch bei ſeinem Teſtamente fand; zum Glück bedurfte ich der Unterſtützung nicht.“

— — Wir waren eben aus entlegeneren Gaſſen, die wir bei unſerem Geſpräche unwillkürlich aufgeſucht hatten, wieder in eine der Hauptſtraßen eingebogen. Während ich faſt verſtohlen den ſchon alternden Mann an meiner Seite betrachtete, legte er plötzlich die Hand auf meinen Arm.

„Wollen Sie es einmal anſehen!“ ſagte er. „Hier wohnten wir, als meine Eltern lebten; es war unſer eigenes Haus; aber nach unſeres Vaters Tode mußte es verkauft werden.“

Als ich aufblickte, ſah ich, daß die ſtattliche Fenſterreihe des oberen Stockwerks hell erleuchtet war.

„Ich hätte einmal ein paar ſchöne Unterrichtsſtunden dort bekommen können,“ begann er wieder; „aber ich mochte es mir nicht zu Leide thun; ich fürchtete, ich könne einmal auf der Treppe drinnen einem armen blaſſen Jungen begegnen, einem Menſchen, aus dem nicht viel geworden iſt.“ — —

Er ſchwieg.

„Sprechen Sie nicht ſo!“ ſagte ich. „Ich habe bisher geglaubt, Sie ſeien nicht weniger glücklich als wir anderen Menſchen.“

„Nun ja!“ verſetzte er faſt verlegen und lüftete ein paar Mal ſeinen grauen Filzhut; „ich bin's ja auch, ich bin's ja auch! Es war nur ſo ein Einfall; ich weiß ſonſt wohl, daß man ſich keine dummen Gedanken machen ſoll!“

Schon längſt hatte ich bemerkt, daß dieſe letzte Phraſe ihm gleichſam als Riegel diente, um alle vergeblichen Hoffnungen und Wünſche von ſich abzuſperren.

— — Eine Viertelſtunde ſpäter befanden wir uns auf meinem Zimmer, wohin ich ihn, mein Abendbrot zu theilen, eingeladen hatte. Während ich mich bemühte, über meiner Spiritusmaſchine ein Kännchen nordiſchen Punſches zu brauen, ſtand er an meinem Bücherbrett und beſichtigte mit offenbarem Vergnügen die hübſche Reihe meiner Chodowiecki-Ausgaben. „Aber eine fehlt Ihnen doch!“ ſagte er. „Die Bürgerſchen Gedichte mit dem langen Subſcribentenverzeichniß! Es iſt ſchon ein Spaß, unter all den alten Herrſchaften die eigenen Urgroßväter aufzuſuchen; von den Ihrigen würden Sie gewiß auch darunter finden.“ Er ſah mich mit ſeinem herzlichen Lächeln an. „Ich habe das Buch zu-

fällig doppelt; wollen Sie ſich das eine Exemplar gelegentlich bei mir abholen?“

Ich nahm das dankend an. Und bald ſaßen wir neben einander im Sopha, die dampfenden Gläſer vor uns, er aus meiner längſten Pfeife rauchend, die er ſtatt der vor ihm liegenden Cigarren ſich erbeten hatte. — Als er den Probeſchluck gethan, hielt er das Glas noch in der Hand und ſagte darauf hinnickend: „Das tranken wir zu Hauſe immer am Neujahrsabend; einmal als Knabe trank ich mir ſogar einen argen Rauſch darin, ſo daß mir viele Jahre ein Widerwille gegen dieſes edle Kunſtgebräu geblieben iſt. Aber jetzt — jetzt ſchmeckt es wieder!“ Er that einen behaglichen Zug und ſetzte ſein Glas dann auf den Tiſch.

Wir rauchten, wir plauderten, und das Geſpräch ging hin und her. — „Nein,“ ſagte er, „die Dinger, die man Conſervatorien nennt, gab es derzeit wohl noch nicht in unſerem Deutſchland; ich ward zu einem tüchtigen Claviermeiſter in die Lehre gethan und habe mich dort ein paar Jahre lang mit Theorie und Technik redlich abgearbeitet. Außer mir war noch Einer da, der ſchon nach kurzer Zeit den Hofpianiſtentitel in der Taſche hatte; und doch, wenn ich bisweilen ſo ſaß und ſeinem Spiele zuhörte, hab ich mir's nicht ausreden können, daß ich, Chriſtian Valentin, das Alles noch viel beſſer machen würde, wenn — ja, wenn nur die Finger und die Gedanken bei mir ſo fix zuſammen gegangen wären. Sie ſehen,“ ſetzte er hinzu, indem er mit dem Daumen und kleinen Finger ein paar weite Spannungen auf der Tiſchdecke machte, „daran liegt es nicht; das ſind die ſchulgerechten Clavicymbelſchläger.“

„Vielleicht,“ warf ich ein, „ſind Sie gegen ſich ſelber zu gewiſſenhaft geweſen; den gröberen Naturen kommt niemals etwas zwiſchen Finger und Gedanken.“

Er ſchüttelte den Kopf. „Es iſt doch anders; und wenn auch — ich kann das nicht regieren. — — Bevor ich mich

hier dauernd niederließ, habe ich längere Zeit in einer anderen Stadt als Muſiklehrer gelebt; und da man keine Concertvorträge von mir verlangte, ſo habe ich dort vielleicht das Meinige geleiſtet. Auch war es mir trotz des damals überall nur mäßigen Honorars ſchon in den erſten Jahren gelungen, ein Sümmchen für die Zukunft hinzulegen; ob für ein einſames Junggeſellenalter, oder ob — —"

Er nahm ſein Glas und leerte es auf einen Zug. „So," ſagte er, „nun habe ich mir Muth getrunken! Ihnen erzähl ich's gern; ja, mir iſt, als könnt ich Ihnen noch einmal meinen Mozart ſpielen!"

Er hatte meine beiden Hände ergriffen; ſeine blaſſen Wangen waren leicht geröthet. — „Ich wohnte damals bei einem Buchbindermeiſter," begann er wieder, „der nebenbei ein kleines Antiquariat betrieb; o manches liebe Büchlein iſt damals in meine Bibliothek gewandert! Wer mich aber auslachte, wenn ich mit ſolch einem Scharteklein wie mit einem koſtbaren Raube nach meinem Zimmer hinaufſtolperte, das war die eigene Tochter meines Antiquars; ſie trug den ſchönen Namen ‚Anna'; aber ſie hielt nicht viel von Büchern. Deſto lieber ſang ſie; Volkslieder und Opernarien — Gott weiß, woher ihre jungen Ohren das Alles aufgefangen hatten! Und eine Stimme war das! Signora ‚Katerina', die im ſelben Hauſe ein Manſardenſtübchen inne hatte, war in ſtetiger Entrüſtung, daß dieſer ‚Kindskopf' ſich nicht von ihr wollte in die Schule nehmen laſſen. ‚Monſieur Valentin!' rief ſie einmal, als die Anna nach einer langen Ermahnung lachend vor ihr ſtand; ‚ſehen Sie dieſes Mädchen! Sie hat das Glück im Hauſe, aber ſie ſtößt es mit ihren kleinen Füßen von ſich, und dann — ja, ja, Kindchen; unverſehens kommt das Alter! Wie ich hier vor Ihnen ſtehe, ich hätte Fürſten und Excellenzen heirathen können!'

„‚Und ich,' ſagte der Kindskopf, ‚kann noch einen Prinzen heirathen; und ich thu's gewiß, wenn er erſt in ſeiner

goldenen Kutſche vorgefahren kommt! Aber, Signora, können Sie mir das nachmachen?‘ — Und nun ſang ſie mit der unglaublichſten Zungenfertigkeit eines jener aus ſinnloſen Silben zuſammengefügten Reimgeſetze; vor- und rückwärts, hinauf und hinunter. ‚Sehen Sie, Signora, das ſind Naturgaben!‘

„Die alte Kunſtſängerin würdigte ſie auf ſolchen Übermuth meiſt keiner Antwort; auch jetzt wickelte ſie ſich ſchweigend in ihren rothen Shawl, den ſie ſelbſt im Hauſe nie von ihren Schultern ließ, und ſtieg mit würdevoll erhobener Naſe nach ihrem Manſardenſtübchen hinauf.

„Als ſie fort war, legte Ännchen die Hände auf den Rücken, und ſo vor mir ſtehend wie ein Vogel auf dem Zweige, hub ſie aufs Neue an zu ſingen. ‚Schwäbiſche, bairiſche Dirndel, juchhe!‘ Gleich einer Leuchtkugel ſtieg das Juchhe in die Luft! — Dann ſah ſie mich mit ihren braunen Augen an und fragte treuherzig: ‚Das iſt aber doch ſchön? Nicht wahr, Herr Valentin?‘

„Wir befanden uns auf meiner Stube, wohin Ännchen mir immer mein Abendbrot heraufbrachte. Ich hatte mich ans Clavier geſetzt. ‚Singen Sie weiter, Ännchen!‘ ſagte ich; und ſo, während ich eine einfache Begleitung ſpielte, ſang ſie das Lied zu Ende, und dann ein zweites, ein drittes, und ich weiß nicht, wie viele ihrer hübſchen und thörichten Lieder noch. Ich weiß nur, mir war unſäglich wohl dabei. — ‚Nein, wie iſt's nur menſchenmöglich,‘ rief das liebe Kind; ‚kennen Sie denn alle meine Lieder? Aber wiſſen Sie was, Herr Valentin? Das hat durchs ganze Haus geſchallt! Die Signora Katerina ſitzt gewiß droben ganz in ihren Shawl verwickelt!‘

— — „Seit jenem Tage gab es in Ännchens Kopfe keine muſikaliſche Unmöglichkeit mehr für mich; ja, allmählich beſtrickte auch mich ſelbſt die einfältige Bewunderung und machte mich ganz zuverſichtlich; einmal, da ſie eben

von mir gegangen war, ſetzte ich mich ſogar hin und berechnete eifrig meine Vermögensumſtände. Was ſoll ich's Ihnen lang erzählen! Das Mädchen, der Kindskopf, ſpukte mir plötzlich durch alle meine Gedanken. Aber — da kamen die Liedertafeln in die Mode!"

„Die Liedertafeln?" fragte ich verwundert, benutzte aber zugleich die Pauſe, um das Glas meines Freundes wiederum aus dem belebenden Quell zu füllen, den ich vor uns über dem blauen Flämmchen glühend erhielt.

„Leider, die Liedertafeln!" wiederholte er, indem er heftig an ſeiner Pfeife ſog und große Dampfringe vor ſich hinſtieß. „Sie ſind mir niemals recht geweſen, der ewige Männergeſang! Es iſt, als ob ich jahraus, jahrein nur immer in den unteren Octaven ſpielen wollte! Auch war gar bald der Geruch der Bierbank von ihnen unzertrennlich. — Gleichwohl konnte ich nicht umhin, die mir angetragene Direction der neuen Liedertafel zu übernehmen. Es war eine bunte Geſellſchaft: Handwerker, Kaufleute, Beamte; ſogar ein Nachtwächter, der ein ordentlicher Mann und ein außerordentlicher Baſſiſt war, wurde aufgenommen. Und das mit Recht; denn die Kunſt ſcheint mir ſo heilig, daß die Erdenunterſchiede in ihr keine Geltung haben können. — —

— „Ich muß ſagen, daß die Übungen derzeit mit Ernſt und Eifer vor ſich gingen; während die eine Stimme geübt wurde, ſtanden die anderen nicht zu ſchwatzen, ſondern hatten hübſch das Buch vor der Naſe und buchſtabirten in Gedanken ihre Stimme mit. Solcherweiſe hatten wir denn auch ſchon zwei unſerer Winterconcerte glücklich hinter uns; da, einige Tage vor dem dritten, erkrankte der Haupt-Tenorſänger — ein weißer Rabe mit dem hohen b — ohne den mehrere mühſam eingeübte Nummern ganz unmöglich wurden.

„Ich ging umher und ſann, wie die Lücken auszufüllen ſeien; aber Ännchen hatte längſt für mich beſchloſſen: ‚Laſſen Sie ihr Clavier in den Saal tragen und ſpielen Sie ſelber

etwas! Was wollen Sie Ihre ſchöne Muſik immer nur an mich dummes Ding und da droben an unſere alte Kunſtfigur verſchwenden!‘

„Ich drohte ihr zwar mit dem Finger; aber es wurde dennoch ſo, wie ſie es wollte.

„Zu meinem Vortrage hatte ich mir die Mozartſche Phantaſie-Sonate gewählt, die damals noch nicht ſo von allen Muſikſchülern abgeleiert war. Morgens vor und Abends nach meinen Unterrichtsſtunden ſaß ich eifrig übend am Clavier; und wenn ich ſo allein mich in das Werk vertiefte, war mir mitunter, als nicke mir der große Meiſter zu, und ich hörte ordentlich ſeine Stimme: ‚Schon recht, ſchon recht, lieber Valentin! So hab ich mir's gedacht, ganz gerade ſo!‘ — — Einmal, da ich eben das Adagio geſchloſſen hatte, ſtand plötzlich die Signora Katerina in der offenen Stubenthür und lachte gläſern mit ihrer zerbrochenen Sopranſtimme, was mir damals höchſt abſcheulich klang; aber ſie behauptete, noch immer lachend, ich habe ſelber und gar laut und andachtsvoll jene ermuthigenden Worte ausgerufen. Dann wieder klopfte ſie mir die Wangen mit ihrer vollberingten mageren Hand. ‚Nun, nun, caro amico,‘ ſagte ſie, ‚der große Meiſter ſelbſt iſt nicht mehr da; aber ſeine Schülerin iſt zugegen geweſen, und die ruft: bravo bravissimo! Aber jetzt auch da capo! Wir werden Einiges zu bemerken haben!‘

„Und jetzt, während ich das Adagio wiederholte, ſtand ſie, leiſe Winke und Worte gebend, hinter meinem Stuhl; Sie glauben nicht, was für Muſik in dieſer alten Seele ſteckte! — — Und dennoch hatten faſt Alle Mühe, das Lachen zu verbeißen, wenn einmal in Anderer Gegenwart die Wuth des Geſanges ſie befiel. Nur mich wandelte nie dergleichen an; mich erfüllte dieſe Wirkung, die ſie mit all ihrer Kunſt nur noch allein hervorzubringen vermochte — ich kann nicht ſagen, mit Erbarmen — denn deſſen bedurfte

ſie nicht — als vielmehr mit einem unerklärlichen Gefühl des Schreckens; faſt als ſei ich es ſelber, der dadurch preisgegeben wurde. — Sie freilich ahnte nichts von alledem; ſtolz wie eine Königin, mit ihrem rothen Kaſchmirſhawle ſich drapirend, ſtellte ſie ſich in die Mitte des Zimmers und ſchmetterte ihre großen Arien herunter. Ja, ich muß geſtehen, wenn wir beide allein waren, ſo hörte auch ich, in meinem Trieb zu lernen, mehr ihre Seele als ihre Kehle ſingen; denn was ſie ausdrücken wollte und was ich bald genug herauszuhören verſtand, ſchien mir faſt immer das Rechte.

„Und ſo ſaß ich auch jetzt am Vorabend des Concertes als ihr gehorſamer und aufmerkender Schüler am Clavier; es ſtörte mich ſelbſt nicht, als ich draußen kleine bekannte Tritte die Treppe heraufkommen hörte; ja, ich ſah nur kaum die ſtrenge Handbewegung der Signora, mit der das leiſe eintretende Ännchen an die Thür verwieſen wurde. — Aber wie hergezogen war ſie allmählich näher gekommen, und bald, beide Arme in ihr Schürzchen gewickelt, lehnte ſie neben mir auf dem Clavier, und ich fühlte, wie ſie mich mit ihren großen braunen Augen unverwandt betrachtete. Ich ſpielte voll Begeiſterung weiter. Als ich zu Ende war, ſtieß Ännchen einen tiefen Seufzer aus. ‚Das war ſchön!‘ ſagte ſie. ‚Mein Gott, Herr Valentin, was können Sie doch ſpielen!‘ — Die Signora legte wie ſegnend die beringte Hand auf meinen Kopf. ‚Mein Lieber, Sie werden einen ſchönen Succeß erringen!‘ Und im ſelben Augenblicke fühlte ich auch eine Pfeffermünzpaſtille zwiſchen meinen Zähnen.

„Sie hatten gut reden: ein harmloſes Kind, das im Bewundern ſeine Freude fand, die alte muſikaliſche Seele, die mir ſtudiren half, dann noch Ännchens Wachtelhund, der kleine ſchwarzgefleckte Polly, der, wie ich jetzt bemerkte, mäuschenſtill auf der Thürſchwelle geſeſſen hatte — das war ein Publicum, wie ich es brauchen konnte. — Aber ſpäter, vor all den fremden Menſchen!

„Freilich eine Beruhigung hatte ich: der berühmte Orgelſpieler, den man zur Prüfung der neuen Kirchenorgel herberufen hatte, ſollte erſt am Tage nach dem Concert eintreffen; ja, ich will es nur geſtehen, ich ſelber hatte eine kleine Liſt gebraucht, um die Dinge ſo zu ſchieben.

— — „Etwas beklommener als ſonſt betrat ich am anderen Abend unſeren Concertſaal; er war ſo gedrängt voll, daß ſelbſt einzelne Damen nicht zum Sitzen gelangen konnten. Aber die Geſänge, mit denen wir nun den Anfang machten, gingen beſcheidenen Anſprüchen nach vortrefflich; denn war auch unſer Tenor geſchwächt, ſo beſaßen wir immerhin noch Kräfte, um die mancher große Verein uns hätte beneiden können; ſchon der Nachtwächter und unſer dicker Schulrector waren ein paar Füllebäſſe, die in alle Ritzen quollen, welche die dünneren Stimmen offen gelaſſen hatten. Es wurde lebhaft applaudirt; das ſingende und das hörende Städtchen waren im beſten Einverſtändniß.

„So rückte denn das Programm allmählich bis zur Phantaſie-Sonate vor. Der Beifall nach Ludwig Bergers ſchönem Liede ‚Als der Sandwirth von Paſſeyer‘ verhallte eben, als ich mich ans Clavier ſetzte; und eine erwartungsvolle Stille war eingetreten. Mit ein paar tiefen Athemzügen ſchlug ich die Noten auf; dann warf ich darüber hin einen flüchtigen Blick in den Saal; aber die vielen Geſichter, die mich alle anſtarrten, übten eine Art von Schrecken auf mich aus. Da zum Glück entdeckte ich auch Ännchens braune Augen, die groß und freudig zu mir hinblickten; und im ſelben Augenblicke hatte das vielköpfige Ungeheuer ſich in ein mir hold geneigtes Weſen umgewandelt. Muthig ſchlug ich ein paar Accordfolgen an, um den Beginn meines Spieles anzukündigen; und dann: ‚O heiliger Meiſter, ich will ſie ihnen ſchon ans Herz legen, deine goldenen Töne! Alle, Alle ſollen durch dich ſelig werden!‘ So flog es durch mich hin; und ich begann meinen Mozart, das Ada-

gio zuerſt. — — Ich glaube wirklich, ich habe damals gut geſpielt; denn mich erfüllte nichts als die Schönheit des Werkes und der begeiſterte Drang, die Freude des Verſtändniſſes auch Anderen mitzutheilen; meine alte Meiſterin hätte mich gelobt, ſo denke ich noch jetzt; aber ſie beſuchte niemals eine öffentliche Aufführung.

„Schon war ich auf der letzten Seite des Andantino, als hie und da ein Flüſtern aus dem Saale mir zwiſchen meine Töne drang. Ich erſchrak; ſie hörten nicht! Das lag an mir; am Mozart konnte es nicht liegen! — — Mit einem Gefühl von Unbehagen begann ich das Allegro der Sonate; um ſo mehr, da ich eine Stelle im zweiten Theile beſonders hatte üben müſſen. Aber ich beruhigte mich; es gab ja Menſchen, denen nur Trompetenmuſik verſtändlich war; was gingen ſie mich an! Nur Eines ſtörte mich; der dicke Schulrector war während meines Spieles mir immer näher auf den Leib gerückt. Er konnte allerlei böſe Abſichten hegen: er wollte vielleicht die Lichter putzen, wobei die große meſſingene Lichtſchere auf die Taſten fallen konnte, oder gar mir die Notenblätter umwenden, was ich durchaus von keinem Anderen leiden konnte! Ich eilte mich, die zweite Blattſeite herunterzuſpielen, damit nur ſeine dicke Hand mir nicht zu früh in meine Noten griffe. Das half; der Rector blieb wie gebannt auf ſeinem Platze ſtehen; ſchon hatte ich umgeſchlagen und ſpielte ganz muthig auf die heikle Stelle los; — da hörte ich unten die Thür des Saales knarren und konnte nicht umhin, zu ſehen, wie überall die Köpfe ſich nach rückwärts wandten. Wieder wurde geflüſtert, und mehr noch als zuvor: — ich wußte nicht weshalb, aber der Athem ſtand mir ſtill. Da hörte ich neben mir ganz deutlich eine Stimme ſagen: ‚Aber ich dachte, er käme erſt morgen; wie hübſch, daß er heut ſchon da iſt!‘ — Er war alſo dennoch angekommen! — Es war ein betäubender Schlag, der mich getroffen hatte. — Was konnte ich dem

Manne, dem großen Künſtler, mit meinem Spiel noch bringen! — Wo dort unten im Saale mochte er jetzt ſtehen oder ſitzen? — Aus all den Hunderten von Geſichtern ſtarrten mich ſeine Augen an; und nun — ich fühlte es — neigte er das Ohr, um jeden meiner Töne aufzufangen. Eine wahre Jagd von Angſtgedanken raſte durch meinen Kopf; noch ein paar Tacte verſuchten es meine plötzlich wie gelähmten Finger; dann überfiel mich eine rathloſe Gleichgültigkeit, zugleich eine ſeltſame Entrückung in längſt vergangene Zuſtände. Mir war auf einmal, als ſtehe das Clavier auf ſeinem alten Platz im elterlichen Wohnzimmer; auch mein Vater ſtand plötzlich neben mir; und ſtatt in die Taſten griff ich nach ſeiner Schattenhand.

„Was weiter geſchah, weiß ich kaum. Als ich mich wieder auf mich ſelbſt beſann, ſaß ich auf einem Stuhl in dem hinter dem Podium des Saales befindlichen Zimmer, in dem wir unſere Überkleider abzulegen pflegten. Ich ſei krank geworden — ſo war mir, als hätte ich drinnen noch geſagt.

„Ein Licht mit langer Schnuppe brannte auf dem Tiſche; die matt erleuchteten Wände des Zimmers, die vielen dunkeln Kleider, die überall umherlagen: es ſah recht öde aus. — So hatte ich einſt als Knabe geſeſſen, nur nicht ſo ganz vernichtet; auch fühlte ich, daß jetzt meine Augen trocken waren, und Niemand pochte an, der mich zu meinem Vater ſchicken wollte. Ich war ja jetzt ein Mann — — ‚Mein armer, lieber Junge!‘ — — wie lange war er todt, der dieſe Worte einſt geſprochen hatte!

„Da drang aus dem Saale drüben ein wirres Stimmgetöſe zu mir her. — Ich weiß nicht, hatte ich es vorhin nur nicht gehört, oder war es eben erſt hervorgebrochen; aber wie jähes Entſetzen fiel es mich an; es jagte mich aus dem Zimmer, aus dem Hauſe. Barhaupt, ohne Mantel rannte ich auf die Straße hinaus und weiter, ohne umzu-

ſehen, durch das Thor ins Freie. Der Stadt zunächſt ſtanden alte Lindenalleen; dann kam die breite, wüſte Landſtraße. Ich wanderte immer weiter, ohne Zweck, ohne Gedanken; nur die Angſt vor der Welt, vor den Menſchen fieberte mir im Gehirn.

„Weit hinter der Stadt führte die Straße über eine Anhöhe, die nach der einen Seite jählings in die Tiefe ſchoß. Unten ging ein reißendes Waſſer; es rauſchte fortwährend neben mir dahin. Ich weiß noch wohl, im Oſten ſtand die ſchmale Mondſichel; ſie leuchtete nicht, aber ſie zeichnete ſich ſcharf vom dunklen Nachthimmel ab; es war faſt finſter auf der Erde. — Als ich den höchſten Punkt erreicht hatte, bemerkte ich einen großen Feldſtein, der dort oberhalb des Waſſers unter einem Baume lag; ich wußte nicht weshalb, aber ich ſetzte mich darauf. Es war noch früh im März; die Zweige über mir waren noch nackt und ſchlugen im Nachtwind an einander; dann und wann fielen Tropfen in mein Haar und rieſelten kühl über mein Geſicht. Aber hinter mir in der Tiefe rauſchte das Waſſer, unaufhörlich, eintönig, zum Schlaf verlockend wie ein Wiegenlied.

„Ich hatte den Kopf gegen den feuchten Stamm gelehnt und lauſchte der verführeriſchen Melodie der Wellen. ‚Ja,‘ dachte ich, ‚ſchlafen! Wer nur ſchlafen dürfte!‘ — Und wie Stimmen tauchte es auf und rief zu mir empor: ‚Ach, unten, da unten die kühle Ruh!‘ Immer beſtrickender in Schuberts ſüßen, ſchwermüthigen Tönen drang es mir ans Herz. — Da hörte ich Schritte aus der Ferne, und plötzlich, wie wach geworden, ſprang ich auf. Ich war ja nicht jener lyriſche Müllergeſell des Schubertſchen Geſanges, ich war eines tüchtigen, praktiſchen Mannes Sohn; an ſo etwas durfte ich auch jetzt nicht denken!

„Und immer näher von der Gegend der Stadt her kamen die Schritte auf mich zu; daneben erkannte ich noch andere trippelnde wie von einem kleinen Hunde. Ich zwei-

felte nicht mehr, ſie war es, ihr kleiner Wachtelhund begleitete ſie; es gab noch eine Menſchenſeele, die mich nicht vergeſſen hatte! Das Herz ſchlug mir in den Hals hinauf; ich weiß nicht, war's vor Freude oder war's die Angſt, daß ich mich dennoch täuſchen könne. Aber da kam ſchon aus dem Dunkel wie ein Lichtſtrahl ihre liebe Stimme: ‚Herr Valentin! Sind Sie es denn, Herr Valentin?'

„Und beſchämt erwiderte ich: ‚Ja, Ännchen, ich bin es freilich! — Wie kommen Sie hierher?'

„Sie ſtand ſchon vor mir und legte die Hand auf meinen Arm. ‚Ich — ich habe in der Stadt gefragt; man hatte Sie aus dem Thore gehen ſehen.'

„‚Aber das iſt kein Weg für Sie; ſo allein auf der wüſten Straße!'

„‚Ich hatte ſolche Angſt; Sie waren krank geworden. Mein Gott, warum ſind Sie nicht nach Haus gegangen?'

„‚Nein, Ännchen,' ſagte ich, ‚ich bin nicht krank geworden; das war eine von den Lügen, welche die Noth oder die Scham uns auf die Lippen treibt. Ich hatte nur etwas übernommen, wozu mir Gott die Fähigkeit verſagt hat.'

„Da ſchlangen ſich zwei junge Arme um meinen Hals, und Ännchens übermüthiges Köpfchen lag ſchluchzend an meiner Bruſt. — ‚Und wie Sie ausſehen!' flüſterte ſie, ‚Sie haben keinen Hut auf dem Kopfe, keinen Mantel!'

— „‚Ja, Ännchen — ich habe das wohl vergeſſen, da ich fortging.'

„Und die kleinen Hände umſchloſſen mich noch feſter. — Es war ſo ſtill im weiten dunklen Felde; der kleine Hund hatte ſich zu unſeren Füßen gelagert. Wenn eines Menſchen Auge uns jetzt erblickt hätte, er würde geglaubt haben, es ſei ein Bund fürs Leben hier geſchloſſen worden. Und es war doch nur ein Abſchied." —

Der ſtille Mann blickte bei dieſen Worten in ſein Glas, das er vorhin ergriffen hatte, als könnten aus deſſen Grunde

die Träume ſeiner Jugend auferſtehen. — Durch das Fenſter, deſſen einer Flügel offen ſtand, tönte aus der Luft herab der Schrei eines vorüberziehenden Vogels.

Er blickte auf. „Hörten Sie das?“ ſagte er. „Ein ſolcher Schrei von Wandervögeln trieb uns auch in jener Nacht nach Hauſe. Wir gingen dann den ganzen Weg noch Hand in Hand.

— — „Am anderen Morgen ſtieg auch die alte Signora Katerina aus ihrem Manſardenkäfich zu mir herab. Sie war völlig außer ſich. ‚Und vor dieſen Kleinſtädtern!‘ rief ſie. ‚Sie wiſſen nur nicht aufzutreten, Monſieur Valentin! Sehen Sie, ſo — ſo trat ich zu meinen Zeiten vor die Lampen!‘ Und ſofort ſtand ſie, mit ihrem Shawl drapirt, in einer heroiſchen Attitude vor mir da. ‚Ich möchte den ſehen, der mir die Kehle hätte zuſchnüren wollen! Selbſt vor dem großen Meiſter hab ich nur ein Weniges gezittert.‘

„Allein, was half das mir! — Noch am ſelben Tage erfuhr ich überdies, daß mein alter Lerngenoſſe ſich ebenfalls als Muſiklehrer dort niederzulaſſen gedachte. Es mochte ihm mit ſeinem Virtuoſenthum auf die Dauer nicht geglückt ſein; aber er beſaß doch, was mir fehlte. Ich wußte wohl, ich mußte gehen.

„Schon nach wenigen Tagen half Ännchen mir meine kleinen Kiſten packen, und manche Thräne aus ihren mitleidigen Augen fiel dabei auf meine alten Bücher; ich mußte zuletzt ſie gar noch ſelber tröſten.

— „Wohin ich meine Schritte richten ſollte, darüber war ich nicht in Bedenken; ich beſaß hier in meiner Vaterſtadt zwar nicht Haus und Hof, aber eben vor dem Thor doch meiner Eltern Grab. — Als ich, hier angelangt, meine Habſeligkeiten wieder aus den Kiſten packte, fand ich unter meinen Noten das wohlbekannte Kryſtalldöschen bis zum Rande voll von Pfeffermünzpaſtillen. — Die gute Signora

Katerina — ſie hatte mir doch den Ehrenpreis noch reichen wollen.

„Aber es iſt ſpät,“ ſagte er, jetzt plötzlich aufſtehend, indem er eine große goldene Uhr aus ſeiner Taſche zog; „weit über Bürgerbettzeit! Was werden meine alten Bleichersleute denken!“

„Und Ännchen?“ fragte ich. „Was iſt aus der geworden?“

Er war eben beſchäftigt, die lange Pfeife wieder an den Haken zu hängen, von dem ich ſie vorhin für ihn herabgenommen hatte. Jetzt wandte er ſich zu mir, und in ſeinem Antlitz ſtand wieder das ſtille kindliche Lächeln, das ihn ſo ſehr verſchönte.

„Aus Ännchen?“ wiederholte er. „Was immer aus einem übermüthigen jungen Mädchen werden ſollte, eine ernſte Frau und Mutter. Nachdem ſie unſerer Signora ihren ſchweren Abtritt von der Erdenbühne durch treue Pflege, wie ich es hoffen will, ein wenig tröſtlicher gemacht hatte, hat ſie zwar keinen Prinzen, aber doch, was ſie auch noch der alten Freundin demüthig eingeſtanden, einen braven Schullehrer geheirathet. Sie wohnen ſeit Jahren hier am Ort; vorhin, da Sie mich trafen, kam ich juſt aus ihrer Wohnung.“

„So iſt alſo Ännchen die Mutter Ihrer Lieblingsſchülerin?“

Er nickte. „Nicht wahr, das Leben iſt ganz leidlich mit mir umgegangen? — Aber nun gute Nacht, vergeſſen Sie den Bürger nicht!“ Er nahm ſeinen grauen Hut und ging.

Ich hatte mich ins offene Fenſter gelegt und rief ihm noch eine „gute Nacht“ zu, als er unten aus der Hausthür trat, und ſah ihm nach, wie er zwiſchen den ſchwach brennenden Laternen die Straße hinabeilte und endlich in der Finſterniß verſchwand.

Die nächtliche Stille war ſchon völlig eingetreten. Zwiſchen dem Dunkel der Erde und der dunklen Kluft des Himmels lag das ſchlummernde Menſchenleben mit ſeinem ungelöſten Räthſel.

* *
*

Etwa acht Tage ſpäter befand ich mich auf dem Wege nach dem Bleicherhäuschen. Schon ehe ich es erreicht hatte, hörte ich von dort her Claviermuſik. „Ei," dachte ich, „jetzt fängſt du ihn in voller Begeiſterung über ſeinem Mozart!" Als ich aber durch die offene Hausthür eingetreten und vor dem Zimmer meines Freundes ſtehen geblieben war, hörte ich, daß drinnen Schuberts moments musicals geſpielt wurden; auch war es keine Männerhand, welche dieſe Töne hervorrief.

„Portamento, nicht staccato!" ſagte jetzt die Stimme meines Freundes.

Aber eine andere jugendliche von beſonders reinem Klange antwortete: „Ich weiß wohl, Onkel; aber klingt das staccato hier nicht viel, viel ſchöner!"

„Ei, du Guckindiewelt!" hieß es wieder, „ſchreib erſt ſelber ſo etwas, dann kannſt du's halten, wie du willſt."

Noch eine kleine Stille; dann folgte ein portamento, ich ſah es ordentlich, wie die jungen Finger den Ton von einer Taſte zu der anderen trugen.

„Und nun noch einmal, ob du's ſicher haſt!"

Und nun kam es noch einmal, und in vollkommener Sicherheit.

Vor mir an der Thür klebte heute ein augenſcheinlich neuer Zettel:

Und ſie genas! Wie ſollt ich Gott nicht loben;
Die Erde iſt ſo ſchön,
Iſt herrlich doch, wie ſeine Himmel oben,
Und luſtig drauf zu gehn!

Der Vers war aus dem Wandsbecker Boten; ich kannte ihn wohl, aber Freund Valentin hatte ſich diesmal eine kleine Änderung geſtattet; denn der alte Asmus ſprach in jenem Gedichte doch nur von ſeiner eigenen Geneſung.

Als ich, ſolches erwägend, die Thür öffnete, ſah ich neben Valentin ein noch kindliches Mädchen am Clavier ſitzen, die mit großen aufmerkenden Augen zu ihm aufblickte.

Mit ſeinem lieben, jetzt etwas verlegenen Lächeln war er aufgeſtanden.

„Unſere kleine Sitzung neulich iſt Ihnen doch wohl bekommen?“ fragte ich, ihm die Hand reichend.

„Mir?“ erwiderte er. „O, vortrefflich! Aber Ihnen? Ich mag recht viel erzählt haben; Sie wiſſen, ſo zu Zweien und beim guten Glaſe!“ Er ſagte das faſt flüſternd und als müſſe er Entſchuldigung für ſich erbitten, während ſeine blaßblauen Augen mit einem unbeſchreiblichen Ausdruck von Innigkeit auf mich gerichtet waren.

„Im Gegentheil,“ ſagte ich, „ich bin noch nicht zufrieden; Sie werden noch mehr erzählen müſſen! Aber,“ fügte ich leiſer hinzu, „erſt beenden Sie Ihre Stunde mit Ihrem Liebling dort! — denn ſie iſt es ja doch wohl! — Ich ſuche mir derweil den Bürger von Ihrem Bücherbrett.“

Er nickte eifrig. „Wir ſind gleich zu Ende!“ und ging wieder zu ſeiner Schülerin.

Ich ſuchte unter ſeinen kleinen Bücherſchätzen und hatte bald die beiden Chodowiecki-Bürger gefunden, von denen ich auf gut Glück das eine Exemplar für mich herauszog. Während ich das Titelbild betrachtete, wo der große Balladendichter in einer Allongenperrücke auf offenem Markt die Harfe ſchlägt, und dabei die moments musicals mir in die Ohren tönten, war eine Magd mit Kaffeegeſchirr und Kuchenteller in die Stube eingetreten.

Sie ſpreitete eine blüthenweiße Serviette über den Sophatiſch und ſetzte Alles dort zurecht; zwei blau und weiße

Taſſen ſtanden bald neben der Bunzlauer Kaffeekanne; aber auf einen ſehr geſchickt von Valentin gegebenen Wink erſchien noch eine dritte. Das hatte ich noch bemerkt, als ich auf dem vorgebundenen weißen Blatte meines Büchleins ein geſchriebenes Gedicht entdeckte, das meine ganze Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahm; es waren nur kindliche, einfältige Verſe, und dennoch, wie Frühlingsathmen wehte es mich daraus an.

Du liebe ſchöne Gotteswelt,
Wie haſt du mir das Herz erhellt!
So ſchaurig war's noch kaum zuvor,
Da taucht ein blauer Schein empor;
Der Raſen hauchet ſüßen Duft,
Ein Vogel ſingt aus hoher Luft:
„Wer treuen Herzens fromm und rein,
Der ſtimm in meine Lieder ein!“
Da ſang auch ich in frohem Muth:
Ich wußte ja, mein Herz war gut!

Ich las es wieder und wieder; das waren jene Verſe von dem Veilchenplatze! Der ganze Valentin war darin; ſo kannte ich ihn, ſo mußte auch der junge einſt geweſen ſein.

Und da ſtand er ſelber vor mir, das ſchlanke, etwas blaſſe Mädchen mit dem glänzend braunen Haar an ſeiner Hand. „Ja,“ ſagte er, „das iſt meine liebe Marie; wir feiern heut zum erſten Male wieder unſeren Sonntagnachmittag; und, in der That, es macht mir rieſig Freude, daß auch Sie dazu gekommen ſind!“ Dann aber das Buch mit dem beſchriebenen Blatt in meiner Hand erblickend, erröthete er plötzlich wie ein Mädchen. „Nehmen Sie das andere Exemplar für ſich,“ ſagte er, „ich bitte darum, die Stiche ſind ungleich kräftiger.“

Aber ich ſuchte meinen Beſitz zu behaupten. „Darf ich nicht dies behalten? Oder trennen Sie ſich nicht davon? Ich ſeh, es iſt aus Ihrer Knabenzeit.“

Er blickte mich faſt dankbar an. „Iſt das Ihr Ernſt?“

ſagte er. „So iſt es in guten, — in den allerbeſten Händen.“

Dann ſaßen wir zu Dreien um den ſonntäglichen Kaffeetiſch; die kleine Dame machte gar anmuthig die Wirthin und hörte im Übrigen ſchweigend unſeren Geſprächen zu.

„Alſo, Freund Valentin,“ ſagte ich, „noch Eines müſſen Sie erzählen; auch dieſer braune Trank öffnet ja die Lippen der Menſchen. Was iſt aus Ihrem Veilchenplatz geworden? Sieht ihn die Frühlingsſonne noch, oder iſt er, wie ſo manches Schöne, in einen Kartoffelacker umgewandelt?“

Über Valentins Geſicht glitt ein frohes, faſt ein wenig ſchlaues Lächeln. „Sie wiſſen wohl noch nicht,“ ſagte er, „daß ich ein heimlicher Verſchwender bin!“

„Oho, Freund Valentin!“

„Doch, doch! Der Platz gehörte einem alten Sonderling. Ich bin ſein Erbe geworden; das heißt, ich habe aus ſeinem Nachlaß dieſes unnütze Grundſtück um blankes Silbergeld erſtanden. — Aber nicht wahr, Marie?“ und er nickte ſeinem Liebling zu, „wir beide kennen ſeinen Werth, wir wiſſen auch, zu welchem Geburtstage wir nothwendig dort die Veilchen pflücken müſſen!“

Da legte das ſchlanke Mädchen den Kopf auf ſeine Schulter und ſchlang die Arme um ſeinen Hals. „Zu Mutters Geburtstage,“ ſagte ſie leiſe; „aber Onkel, das iſt jetzt noch lange hin.“

„Nun, nun, es wird ja wieder Frühling werden!“

„Das wolle Gott, Freund Valentin!“ ſagte ich. „Darf ich dann mitgehen und die Kränze binden helfen?“

Zwei Hände ſtreckten ſich mir entgegen: die eine war ſchlank und ſchön und jung, die andere — ich wußte es, das war eine treue Hand.

* *
*

Ich bin nicht hingekommen; noch bevor der Winter zu Ende ging, hatte mich das Leben weit von dieſer Stadt hinweg getrieben. Noch einmal durch einen gemeinſamen Bekannten erhielt ich einen Gruß von Valentin; noch einige Male, wenn es Frühling wurde, dachte ich an ſeinen Veilchenplatz, und dann nicht mehr. Andere Geſtalten drängten ſich herbei, hinter denen allmählich die des ſtillen Muſikanten ganz verſchwunden war.

Etwa zehn Jahre ſpäter kam ich auf einer längeren Reiſe durch eine der größeren mitteldeutſchen Städte, deren Orcheſterverein damals auch in weiteren Kreiſen eines wohlverdienten Rufes genoß; nicht allein durch die eigenen tüchtigen Leiſtungen, ſondern ebenſo ſehr, weil die Direction es verſtand, mit ihren verhältnißmäßig beſcheidenen Mitteln faſt für jedes Concert auch von außen her irgend einen bedeutenden Künſtler mit heranzuziehen.

Es war im Spätherbſt und ſchon Abend, als ich ankam. Ein dort wohnender muſikliebender Freund, der mich am Bahnhof erwartet hatte, kündigte mir an, es ſei Orcheſtervereinsconcert heute Abend; ich müſſe ſogleich mit ihm kommen, es ſei die höchſte Zeit. Ich wußte aus Erfahrung, gegen dieſen Enthuſiaſten war nicht aufzukommen, und ſo übergab ich denn meinen Gepäckſchein nebſt überſchüſſigem Reiſegeräth dem Diener irgend eines Hotels; gleich darauf ſaßen wir in einer Droſchke, die uns gegen doppelten Fuhrlohn in raſchem Trabe nach dem mir ſchon früher bekannten „Muſeum“ brachte. Unterwegs hatte ich noch erfahren, daß für den heutigen Abend eine junge Sängerin gewonnen ſei, eine Art von Unicum für claſſiſche Muſik, die außerdem die Schrulle habe, ſich ſtets als die Schülerin eines gänzlich unbekannten Menſchen aufzuführen.

Das Concert hatte bei unſerer Ankunft ſchon begonnen, und wir mußten an der geſchloſſenen Thür des Saales warten, bis die letzten Tacte der Hebriden-Ouverture ver-

klungen waren. Als die Thüren wieder geöffnet wurden, ſteckte mein Freund mir ein inzwiſchen von ihm beſorgtes Programm in die Bruſttaſche meines Rockes, zog mich bei der Hand in den gefüllten Saal und hatte bald, ich weiß nicht wie, zwei Plätze für uns frei gemacht. Neben mir ſaß ein alter weißhaariger Herr mit ein Paar dunklen Augen in dem feingeſchnittenen Geſichte. „Nun alſo Mozart!“ ſagte er vor ſich hin und faltete die Hände auf dem gelbſeidenen Taſchentuche, das er über ſeine Kniee gebreitet hatte.

Bald darauf, während ich bei dem hellen Licht der Gaskronen die einfach, aber mit beſonderem Farbenſinn decorirten Wände des Saales betrachtete, war gegenüber auf dem Podium die Sängerin aufgetreten; ein blaſſes Mädchen mit ein Paar dunklen Flechten an den Schläfen. Das Orcheſter intonirte die erſten Tacte zu der Arie der Elvira aus dem zweiten Acte des Don Juan, und nun hob ſie das Notenblatt in ihrer Hand: „In quali eccessi, o numi!“ Mir war, als hätte ich niemals einen zugleich ſo anſpruchsloſen und ſo ergreifenden Geſang gehört; der alte Herr an meiner Seite nickte immer nachdrücklicher mit dem Kopfe; das war die Kunſt, die alles Erdenleid in Wohllaut löſte! Aber dann — wie alles Schöne — war es ſchon zu Ende, als eben das Ohr am trunkenſten lauſchte.

Ein paar ſcharf accentuirte Bravos flogen durch den Saal, ein vereinzeltes Händeklatſchen; aber der Beifall war nicht allgemein. Der flott friſirte Kopf eines vor uns ſitzenden jungen Mannes bog ſich nach dem alten Herrn zurück. „Was ſagſt du, Onkel? Hübſche Stimme; aber etwas ſeltſam; autodidaktiſch!“

Der Alte blickte ihn mit ſehr feinen Augen an. „So, mein Herr Neffe,“ ſagte er, „haſt du das herausgehört!“ Und mit einer höflichen Bewegung ſich zu mir wendend, ſetzte er faſt feierlich hinzu: „Das war der Mozart, wie ich ihn in meiner Jugend hörte!“

Aber das Concert ging weiter. „Nun kommen die Kunſtverſuche des Vereins!“ flüſterte an der anderen Seite mein Freund mir in die Ohren.

Und ſo war es in der That: ein Geigenquartett von einem lebenden Meiſter kam zur Aufführung, aber alle Sorgfalt und Sicherheit der Spielenden konnte dieſen Kunſtfiguren keine Seele einhauchen; ein müdes zweckloſes Umherſchauen ging durch die Reihen der Zuhörer. Der alte Mozartianer an meiner Seite hatte ſchon ein paar Mal den Anſatz eines Gähnkrampfes in ſeinem gelbſeidenen Schnupftuche verbiſſen; endlich war denn auch der dritte Satz, und zwar im Fünfachteltacte, glücklich an uns vorbeigehüpft.

Die Spieler traten ab, und die Pulte wurden zurückgeſetzt; im Zuhörerraume aber ſaßen die Meiſten mit ſehr dummen Geſichtern; ſie wußten offenbar nicht, was ſie aus der Sache machen ſollten. — Da trat die junge Sängerin wieder auf das Podium, eine kleine Notenrolle in der Hand. Ihr Antlitz trug einen ſchalkhaften, faſt ſiegesbewußten Ausdruck, und mir kam ſchon der Verdacht, ſie wolle den modernen Geigencancan durch ein noch entſchiedeneres Bravourſtück der vox humana aus dem Felde ſchlagen. —

Ich hatte mich zum Glück geirrt. Es galt ja auch noch nicht einmal eine Orcheſterbegleitung: nur der Capellmeiſter ſaß am Flügel, der inzwiſchen in den Vordergrund geſchoben war. Ein paar einleitende Accorde wurden angeſchlagen, und dann begann ein Vorſpiel von ebenſo großer Einfachheit als ſüßem Wohllaut; wie ein frohes Aufleuchten flog es plötzlich durch den ganzen Saal, und dann kam es, mit der ſtillen Gewalt der Menſchenſtimme:

„Du liebe ſchöne Gotteswelt,
Wie haſt du mir das Herz erhellt!“

Aber was war denn das? Das kannte ich; das ſtand ja vorn auf dem weißen Blatt in meinem „Bürger“; das waren

ja die Worte meines alten Muſikmeiſters Chriſtian Valentin. Mein Gott, wie lange hatte ich nicht an ihn gedacht!

Von reinen jugendlichen Tönen getragen, klang es durch den Saal; eine unbeſchreibliche Rührung befiel mich. Ob er denn auch die Melodie zu ſeinen Worten ſelbſt gefunden hatte? — Die Notenrolle in der herabhängenden Hand, ſtand die Sängerin da; eine Begeiſterung, eine hingebende Liebe ſprach aus ihrem jungen Antlitz; und jetzt in unausſprechlich ſüßen Tönen erſchollen die letzten Worte:

„Da ſang auch ich in frohem Muth:
Ich wußte ja, mein Herz war gut!“

Eine lautloſe Stille herrſchte, als ſie geendet hatte. Dann aber brach ein ſtürmiſcher, nicht enden wollender Beifall los; der alte Herr an meiner Seite hatte, ohne daß ich es bemerkte, meine Hand ergriffen und drückte ſie jetzt aufs Zärtlichſte. „Das iſt Seele, — Seele!“ ſagte er und wiegte ſeinen grauen Kopf. Ich aber riß haſtig das Programm aus meiner Taſche; und richtig, da ſtand der Name meines alten Freundes, zweimal ſtand er da; zuerſt bei dem der jungen Sängerin, die ſich als ſeine Schülerin bezeichnete, dann als Componiſt des Liedes, das ſoeben dieſen Raum belebt hatte.

Ich war aufgeſtanden und blickte um mich her; mir war, als müßte ich irgendwo unter den Zuhörern doch auch ihn ſelbſt entdecken, ſein altes liebes Geſicht, um deſſen Mund noch immer ein Kinderlächeln ſpielte. — Es war eine Täuſchung: mein alter Freund hatte den ſüßen Lerchenton ſeines Jugendliedes nicht gehört, aber auf dem Antlitz der Zuhörer lag es wie eine ſtille Freude; mir ſelber war, als ſei ich eben nun doch noch mit dem ſtillen Meiſter auf ſeinem Veilchenplatz geweſen.

* *
*

Von dem noch übrigen Theil des Concertes hatte ich nicht viel vernommen. Aber auf dem verhaßten Schrägpfühl des Hotelbettes, worauf ich bald wie ein Gekreuzigter ruhte, tröſteten mich bis zum endlichen Einſchlummern die lieblichen Töne jenes Liedes, die zwiſchen dem vor den Fenſtern toſenden Octoberſturm wie mit Kinderſtimmen immer wieder vor meinem inneren Ohre hallten. Dabei gaukelte vor den geſchloſſenen Augen das etwas blaſſe Antlitz der Sängerin. — — So hatte er es alſo doch erreicht! Die ganze Kunſt der alten Signora Katerina ſang mit Glockenſtimme aus dieſem jungen Menſchenkind! Denn keinen Augenblick war ich in Zweifel, wen ich hatte ſingen hören, obgleich ich mich der Züge jenes zwiefach geliebten Kindes nicht mehr erinnerte und auch der Familienname desſelben niemals mir bekannt geworden war. Ich nenne ihn auch hier nicht. Zwar machte ſie damals von ſich reden, ja ſie ſtellte ſogar für eine kurze Zeit die neue und die alte Muſikwelt einander in hellem Streite gegenüber; bald aber tauchte ſie in die große Menge derer zurück, die ihr Leid und Freud in kleinem Kreiſe ausleben, von denen nicht geredet wird.

Mein erſter Gedanke am anderen Morgen war ſelbſtverſtändlich, ſie aufzuſuchen und Nachricht von dem faſt vergeſſenen Freunde einzuholen; aber eine unvorhergeſehene Verlängerung einiger Geſchäfte hinderte mich daran. Da half der Freund, der mich geſtern ſo entſchloſſen ins Concert geführt hatte und nach Beendigung desſelben ziemlich treulos von mir verlaſſen war. In ſeinem Hauſe traf ich Abends mit ihr zuſammen.

Es waren viele Gäſte dort verſammelt; wie ich bald bemerkte, lauter Muſikfreunde reinſten Stiles; auch mit dem alten Mozartianer von geſtern vollbrachte ich ein verſtändnißvolles Händeſchütteln.

Aber dort ſtand ſie ſelbſt, freundlich plaudernd mit einem

hübſchen Töchterchen des Hauſes, von dem ſie, wie es ſchien, ſoeben als Gegenſtand der Anbetung eingefangen war.

Als ich, nach Begrüßung der Hausfrau, ihr von meinem Freunde vorgeſtellt wurde, legte ſie den Arm um den Nacken des Kindes und zog es zärtlich an ſich. Eine Weile ruhte ihr Blick prüfend auf meinem Antlitz; dann reichte ſie mir die Hand.

„Nicht wahr," ſagte ich, „Sie ſind es? Wir feierten einſtmals einen Sonntagnachmittag zuſammen?"

Sie nickte lächelnd. „Ich habe es nicht vergeſſen! Mein alter Freund und Lehrer hat noch oft von Ihnen geſprochen; beſonders wenn es Frühling ward; Sie wollten ja mit uns nach ſeinem Veilchenplatze!"

„Mir iſt," erwiderte ich leiſe, „als ſeien geſtern Abend wenigſtens wir beide dort geweſen."

Ein herzlicher Blick flog zu mir hinüber. „Sie waren im Concert? O, das freut mich!" Dann ſchwiegen wir eine Weile, während ſie ſich zu dem Kinde hinabbeugte, das ſich noch immer an ſie ſchmiegte.

— „Sie haben ſich," begann ich wieder, „im Programm als ſeine Schülerin bezeichnet; es iſt ſonſt nicht die Weiſe der Künſtlerinnen, mit einem alten Lehrer ihren Ruhm zu theilen!"

Sie erröthete tief. „O," rief ſie, „ich habe an ſo etwas nicht gedacht! Ich weiß nicht, weshalb ich es gethan; es verſtand ſich ſo von ſelbſt, mir iſt, als werde ich noch immer von ſeiner Hand gehalten; ich danke ihm ſo viel!"

„Aber er ſelbſt," erwiderte ich, „unſer Meiſter Valentin, was meinte er dazu?"

Sie ſah mich mit ihren ſtillen Augen an. „Das iſt es eben," ſagte ſie, „er iſt ſchon lange nicht mehr auf dieſer Erde."

* *
*

Auch die junge Sängerin habe ich nicht wieder geſehen. Hoffentlich iſt ſie ſeit Jahren eine glückliche Mutter; und in der Dämmerſtunde, wenn die Arbeit ruht und die heilige Stille der Nacht ſich vorbereitet, dann öffnet ſie wohl auch einmal den Flügel und ſingt ihren Kindern das ſüße Lerchenlied des längſt verſtorbenen Freundes.

Und auch das iſt ein geſegnetes Andenken.

Psyche.

Es war an einem Vormittage im Auguſt, und die Sonne ſchien; aber das Wetter war rauh, der Wind kam hart aus Nordweſt, und Wind und Fluth trieben ungeſtüm die ſchäumenden Wellen in den breiten Meeresarm, der zwiſchen zweien Deichen von draußen an die Stadt hinanführte. Die Brettergebäude der beiden Badefloſſe, welche in einiger Entfernung von einander am Ufer angekettet lagen, hoben und ſenkten ſich; im Binnenlande würde man wohl von einem Sturm geſprochen haben, und ſelbſt hier an der Küſte ſchien dieſelbe Anſicht zu herrſchen, denn der ſonſt ſo belebte Badeplatz war heute gänzlich leer. Nur dort vor dem Schuppen, der auf dem Vorlande neben dem der Stadt am fernſten Floſſe lag, ſtand die knochige Geſtalt der alten Badefrau; die langen Bänder ihres großen verſchoſſenen Taffethuts flatterten knitternd in der Luft, den Friesrock hielt ſie ſich mit beiden Händen feſt. Sie hatte nichts zu thun; Badekappen und Handtücher der Damen und Kinder lagen drinnen im Schuppen ruhig in ihren Fächern. „Ich geh nach Haus,“ ſagte ſie bei ſich ſelber; „'s kommt Niemand in dem Mordwetter.“

Sie haſchte ihre Hutbänder, die ihr über die Augen flogen, und ſah am Deich entlang nach der Stadt hinab. Die Schafe, welche auf dem Vorlande angetüdert waren, hatten,

ſo weit die Stricke reichten, ſich gruppenweiſe mit dem Rücken gegen den Wind geſtellt; ſonſt war nichts zu ſehen. — — Aber doch! Dort auf dem Deiche kamen zwei Männer angegangen und ſtiegen dem nächſten Badefloſſe gegenüber, das der Uferbeſchaffenheit wegen der Männerwelt hatte überlaſſen werden müſſen, an der Außenſeite des Deiches herab; ihre Leintücher, die ſie mit ſich führten, ließen ſie dabei mit erhobener Hand über ihren Köpfen fliegen; ihre jugendlichen Stimmen, ihr helles Lachen konnte nicht zu der Alten dringen, denn der Wind nahm es ihnen vom Munde und verwehte es in der Richtung nach der Stadt zu.

„Hätten auch zu Haus bleiben können," brummte die Alte, als ſie die Beiden in eine der Thüren des Badefloſſes hatte verſchwinden ſehen; „aber 's kümmert mich nicht; ich geh nach Haus!" Sie holte eine große tombackne Taſchenuhr hinter ihrem Gürtel hervor und zählte mit den Fingern die Zahlen auf dem Zifferblatt. „Es könnt nur Eine kommen bei dem Unwetter, aber ihre Zeit iſt ſchon vorüber; die Fluth muß bald eine halbe Stunde ſtehen, und die, die kann ſchon immer nicht 'nmal das erſte Waſſer abwarten."

Schon hatte ſie die gegen Norden nach dem Deiche zu befindliche Thür des Schuppens in der Hand, als ſie bei einem Blick, den ſie noch zur Stadt hinüberwarf, mit beiden Händen an ihren Taffethut fuhr. „Heilige Mutter Maria!" rief ſie; „man könnte katholiſch werden! Da kommt ein Frauenzimmer, da kommt ſie!"

Und wirklich, es war ein Frauenzimmer, das dort auf dem Deiche von der Stadt her kam; es war ſogar ein Mädchen, ja es war nur eine Mädchenknospe; und ſie kam raſch trotz Wind und Wetter näher. Der flache Strohhut war ihr längſt vom Kopfe geriſſen, und ſie trug ihn am Bande in der Hand; den Knoten des ſonnenblonden Haares hatte der Wind gelöſt, daß es frei von dem jungen Nacken wehte; immer raſcher ging ſie, und ihre dunklen Augen ſpäh-

ten in die Ferne. Als ſie die knochige Geſtalt der Alten, die noch immer vor dem Schuppen ſtand, erkannt hatte, flog ſie an der Seite des Deiches hinunter und dann über das Vorland zu ihr hinüber. „Kathi,“ rief ſie, „Kathi, ich konnt nicht eher kommen; ich fürchtete ſchon, du ſeiſt nach Haus gegangen!“

„Ja, ja,“ murmelte die Alte; „wär ich nur ſo klug geweſen!“

„Kathi! Nicht brummen!“ Und während ſie drohend den Finger gegen die Alte erhob, ſchaute ſie ihr faſt zärtlich in die Augen.

„Aber 's geht ja doch nicht, Frölen!“ meinte noch einmal die Alte, indem ſie dem Mädchen das blonde Haar von der Stirn zurückſtrich.

„Aber es geht erſt recht, Kathi! Heut giebt's hier weder Wickelkinder, noch alte Tanten; ganz allein hab ich heut das Reich, ich und über mir die Vögel in der Luft! Sieh nur da die ſchöne Silbermöve! Hurrah, Kathi, 's wird 'ne Luſt!“

„Ja, ja, Frölen, ſelbſt das Vogelzeug fliegt heut ans Land.“

„Oder vielmehr, ſie werden vom Wind dahin geworfen! Aber ich, Kathi; ſo etwas laſſe ich mir nicht gefallen!“

Die Alte ſah ſie voller Staunen an. „Aber, Kind, ſo ſehen Sie doch nur, das Floß wippelt ja wie ein Schaukelpferd; der Weg dahin iſt fußtief unter Waſſer!“

Die junge Dame hob ſich auf den Zehen und blickte zum Strand hinab. „Freilich,“ ſagte ſie, luſtig nickend, „ich muß mir Schuh und Strümpfe in deinem Schuppen ausziehen.“

In der Abtheilung desſelben, welche die Beiden jetzt betraten, ſah es in dieſem Augenblicke wohnlich genug aus. Freilich waren auch drinnen nur die nackten Bretterwände; aber der Thür gegenüber ſtand eine mit bunten Polſtern belegte Ruhebank, an der einen Seite befand ſich neben den

Fächern für die Badeutensilien ein mit braunen Kaffeekännchen, Dosen und Tassen besetztes Regal, und durch das der Stadt zu gelegene kleine Fenster schien die Mittagssonne und erwärmte und erleuchtete den ganzen Raum.

„Hm," sagte das Mädchen und nickte lächelnd nach dem Regal hinauf, „die Frau Kammerräthin und die Frau Kriegsräthin und die Frau Baronin, die haben alle die Schlüssel zu ihren Kaffee- und Zuckerdosen in ihren Taschen; schau nur, da baumeln allenthalben die Vorhängeschlösser; da können wir nicht daran, Kathi."

„Aber, Frölen, Sie trinken ja doch keinen Kaffee nach dem Bade, wie die drei alten Damen."

„Nein, ich nicht, Kathi; aber du, wie bekommst du denn deine Tasse?"

„Ich, Frölen? Ich hab zu Haus meinen Cichorie; dann kriegt der Kater auch sein Theil."

Die Mädchenknospe aber langte in den Schlitz ihres Kleides und legte gleich darauf zwei zierliche Papierdüten auf den unter dem Tassenregal stehenden Tisch. „Mokka," sagte sie feierlich, „und — feinste Raffinade! Mama hat's mir eigens für dich eingewickelt; sie wußte wohl, daß du für mich allein heut Wache stehen müßtest. Und nun zünd dir die Spritmaschine an und koch dir deinen Kaffee, und — deinen Kater laß ich grüßen!"

Sie hatte sich aufs Sopha gesetzt und begann sich Schuhe und Strümpfe auszuziehen. Die alte Frau stand vor ihr und sah sie zärtlich an; aber sie dankte ihr nicht mit Worten, sie sagte nur: „Mama vergißt mich nicht," und nach einer Weile: „Aber, Frölen, wollte denn Mama Sie gehen lassen?"

„Mich gehen lassen? — Mama ist nicht so ein Hasenfuß wie du! Solltst dich schämen, Kathi, so ein langer Kerl, wie du bist!"

„Ja, ja, Frölen, ich streit auch nicht. — Ich vergeß es

nimmer — da ich Kindsmagd bei Ihrem Großvater, beim alten Bürgermeiſter war — die Angſt, die ich oftmals ausgeſtanden; die Frau Mama — ſie wird's mir nicht verübeln — war dazumalen grad nicht anders als wie das junge Frölen heute!"

Das junge Frölen hatte die nackten Füßchen zu ſich auf die Sophakante gezogen und ließ ſie behaglich von dem warmen Sonnenſchein beleuchten. „Erzähl's nur noch einmal, Kathi!" ſagte ſie.

Die Alte hatte ſich neben ſie auf das Sopha geſetzt. „Ja, ja, Frölen; ich hab's Ihnen ſchon oft erzählt. Aber ich ſeh ſie noch immer vor mir, die Frau Mama; will ſagen, das acht- oder neunjährige Dingelchen. Ebenſo ſchöne gelbe Haare wie das Frölen!"

„Gelbe, Kathi? — Dank dir auch vielmals!"

„Sind ſie nicht gelb, Frölen? — Nun, aber ſchön ſind ſie doch?"

„Ja, Kathi! Aber Mama ihre ſind noch heut viel ſchöner als meine. Nicht wahr? Sie trug ſie immer in zwei langen, dicken Zöpfen?"

Die Alte nickte. „Und wie die flogen, wenn ſie lief und ſprang!"

„Aber, Kathi, ging ſie denn niemals ordentlich, ſo wie ich und andere Menſchen?"

„Das Frölen meint, ſo wie vorhin den Deich herunter?" Und die Alte ſtreichelte mit ihrer harten Hand den Kopf des ſchönen Mädchens, das lachend zu ihr aufblickte. „Ja, ja, es hat richtig genug nachgeerbt! — Aber einmal, eines Morgens, da ging's mit dem Springen noch nicht hoch genug! Auf der ſieben Fuß hohen Gartenmauer ſaß das Dingelchen mit ihrem Lehnſtühlchen, mit ihrem Kindertiſchchen und ihrem ganzen Puppentheeſervice darauf. An der Mauer ſtand ein alter, krummer Syringenbaum; daran hatte ſie das Alles hinaufgearbeitet und ſich ſelber auch; und nun

ſaß ſie da, wie in 'ner Laube, mitten zwiſchen all den Blüthen, die juſt damals aufgebrochen waren."

— Die Mädchenknospe neckte ihre alte Freundin nicht mehr; nicht nur die kleinen Ohren, auch der geöffnete Mund und die dunklen Augen ſchienen die Geſchichte mitzuhören. —

„Ich war die Kindsmagd für das jüngere Schweſterchen, für die Frau Tante Elſabe," fuhr die Alte fort; „ich ſollt wohl auch nach der Mama ſehen; doch wer konnt allzeit den Wildfang hüten? Und das Stück Mauer war ganz unten in dem großen Garten, wo nicht alle Tage Einer hinkam. — Aber heute, juſt da das Spiel am ſchönſten war, mußten wir nun doch dahin kommen; der Herr Bürgermeiſter hatte noch ſeinen geblümten Schlafrock an und die Zipfelmütze auf dem Kopfe. Er war immer ein leutſeliger Herr geweſen. ‚Komm, Kathi,' rief er; ‚nimm die kleine Elſabe auf den Arm; ich will euch mein Ranunkelbeet da oben an der Mauer zeigen!' — — Aber, was ſahen wir, Frölen, was ſahen wir!" — Das Frölen nickte. — „Da ſaß das feine Dingelchen auf der halsbrechenden Mauer, wie die Prinzeß im Kinderdöntje, und die Blumen hingen um ſie herum; ſie rührte eben mit einem Löffelchen in der kleinen Taſſe, die ſie in der Hand hielt, und brachte ſie dann an den Mund, als wenn ſie wirklich tränke, und nickte ihrer großen Puppe zu, die auch, in einem Korbſtühlchen, ihr gegenüber an dem Tiſche ſaß. — Es ſchlug mir durch die Glieder; ich hätte bald das Tantchen Elſabe aus meinen Armen fallen laſſen, und dem Herrn Bürgermeiſter ſtiegen die Haare und die Zipfelmütze in die Höhe; da ſtand er in ſeinem ſchönen Schlafrock und wagte weder A noch B zu ſagen. — Doch nun war ſie uns gewahr geworden: ‚O Papa! — Papa und Kathi!' ſagte ſie erſtaunt und drehte ganz zierlich das Hälschen zu uns hin. — Aber Papa winkte nur ſtumm mit ſeinen Händen. — ‚Was ſoll ich, lieber Papa? Soll ich zu dir hinunter kommen? — Gleich,

gleich! Aber dann fang, Papa!' — Und eh wir's uns verſahen, warf ſie dem Herrn Bürgermeiſter alle ihre Puppentäßchen und Löffelchen zu, und er ſagte gar nichts und ſuchte ſie nur, ſo gut er konnte, einzufangen. Und dann, als das Tiſchchen leer war, nahm ſie ihre Puppe in den Arm, ging wie ein Seiltänzer ein paar Schritte auf der runden Mauer hin, und — Herr Jeſus! ich und der Herr Bürgermeiſter und das Tantchen Elſabe ſchrieen Alle mit einander auf — da flog der kleine Unband mit der großen Puppe ſelbſt herab und mitten in des Herrn Bürgermeiſters Ranunkelbeet hinein!"

Die Augen des jungen Mädchens glänzten. „Weißt du, Kathi," ſagte ſie, „Mama muß reizend geweſen ſein! Hätte ich ſie ſo nur einmal ſehen können! — Meine Mama iſt noch reizend, und jung, Kathi! Ich glaub, ſie könnt noch heute von der Mauer ſpringen."

Die Alte ſchüttelte den Kopf. „Was das Frölen für Gedanken hat! Aber freilich, dazumalen gab's Tag für Tag was Neues mit dem hübſchen Kindchen."

Sie hatte eben zu weiterem Erzählen die Hände übers Knie gefaltet, als die Thür des Schuppens von einem Windſtoß aufgeriſſen wurde; ein vorbeifliegender Brachvogel ſtieß ſeinen weithin hallenden Schrei aus; vom Ufer herauf konnte man das Waſſer klatſchen hören.

Die leichte Geſtalt des Mädchens ſtand plötzlich hoch aufgerichtet vor der Alten. „O, du betrügeriſche Kathi!" rief ſie und hob drohend ihre kleine Fauſt; „nun merk ich's erſt, du wollteſt mich hier feſt erzählen, bis deine große Tombackuhr auf eins marſchirte und ich dann zu Mama nach Hauſe müßte! Aber diesmal, Kathi!" — — Noch einen anmuthigen Knix vor der Alten, und ſchon war ſie draußen und machte mit den kleinen Händen eine Schwimmbewegung in die Luft.

Die Alte war mit hinausgelaufen; aber ſie ſah ihr Spiel

verloren. „Nur ums Himmels willen, Kind! Sie wollen doch heut nicht aus dem Floß hinausſchwimmen?“

„Und warum nicht, Kathi? Du weißt ja, ich verſteh's! Und ich ſag dir, es wird 'ne Luſt!

Der Fiſch und der Vogel,
Der Wind und die Wellen
Sind alle meine Spielgeſellen!“

Und ſingend ſchritt ſie über das grüne Vorland zum Ufer hinab, den ſchönen Kopf dem Winde zugewandt; über den nackten Füßchen flatterte das leichte Sommerkleid.

Kopfſchüttelnd ging die Alte in ihren Schuppen zurück. Strümpfe und Schühchen ihres Lieblings, die dieſe allerdings vor der Ruhebank hatte liegen laſſen, legte ſie fein beiſeit; dann goß ſie aus einem Kruge Waſſer in einen kleinen Blechkeſſel und zündete die Spritmaſchine an. „Das Kind wird heute auch wohl eine Taſſe nehmen,“ ſagte ſie, indem ſie eins der braunen Kännchen von dem Regal herabnahm und den Inhalt des Kaffeedütchens in den darauf geſetzten Trichter leerte.

Aber es ließ ihr doch keine Ruhe; ihr war wie der Henne, die einen Waſſervogel ausgebrütet hat. Ein paar Mal hatte ſie ſchon den Kopf zur Thür hinausgeſtreckt; jetzt lief ſie vollends an den Strand hinab. Der Steg zum Badefloß war völlig überſchwemmt, ſo daß das ſchaukelnde Bretterhaus ohne alle Verbindung mit dem Lande ſchien. Weithin dehnte ſich die grüne, wogende Waſſerfläche; das jenſeitige Vorland war ſo weit überfluthet, daß ihre Augen nur noch undeutlich dort den grünen Uferſaum erkennen konnten. — „Frölen!“ rief ſie; „Frölen!“

Es kam keine Antwort, der Wind hatte vielleicht ihren Ruf verweht; aber ein Plätſchern ſcholl jetzt aus dem Floß herauf. Und zufrieden nickend, trabte die Alte wieder in ihren Schuppen.

* *
*

Drüben auf dem erſten Floß in dem gemeinſamen Ankleideraum hatten indeß die jungen Männer auch geplaudert. Der größere mit dem braunen Lockenkopf war ein junger Bildhauer und erſt vor einem Vierteljahre aus Italien und Griechenland in die norddeutſche Hauptſtadt, ſeinen Geburtsort, zurückgekehrt; vor einigen Tagen war er noch eine Strecke weiter nördlich, in dieſe Küſtenſtadt, gegangen, um endlich den Freund wieder zu ſehen, mit dem er während Beider Studienzeit im ſüdlichen Deutſchland im innigſten Verkehr gelebt hatte. Die Tage ihres jetzigen Beiſammenſeins hatten noch lange nicht gereicht, die Fülle der Erlebniſſe zu erſchöpfen, die es ſie beide drängte einander mitzutheilen.

„Und du willſt wirklich ſchon heute Abend wieder fort und mich in meinem Actenſtaub allein laſſen, nachdem du dieſe Fülle der Geſichte vor mir heraufbeſchworen haſt?“

Halb lächelnd, halb ſinnend blickte der junge Künſtler auf den Freund. „Warum griffeſt du nicht ſelbſt zu Meißel oder Pinſel? Jetzt nimm es als dein Schickſal und trag es, wie dein Stammbaum dich!“

„Aber das iſt kein Grund, mich heut ſchon zu verlaſſen!“

„Ich muß, Ernſt! Ich habe meiner Mutter verſprochen, ſpäteſtens morgen wieder bei ihr zu ſein; und überdies — du weißt ja, meine Brunhild beunruhigt mich.“ Er fuhr mit der Hand durch ſeine braunen Locken, und über den grauen, hellblickenden Augen faltete ſich ſeine Stirn wie in beginnender geiſtiger Arbeit.

„Brunhild!“ wiederholte der Andere, „ich begreife doch noch immer nicht, wie du gerade an die gerathen biſt!“

„Du meinſt: was iſt mir Hecuba? — Ich weiß es nicht; einmal, in einer Stunde, hatte ſie, wie ich glaubte, es mir angethan; aber — —“

„Aber,“ unterbrach ihn ſein Freund, „du wirſt einen

Commentar in den Sockel deiner Statue einmeißeln müſſen! Warum in ſo entlegene Zeiten greifen? Als wenn nicht jede Gegenwart ihren eignen Reichthum hätte!“

„Warum? — Erneſte! Du ſprichſt ja faſt wie, ich weiß nicht, welcher große Kritikus über Immermanns Triſtan und Iſolde. Was geht den Künſtler die Zeit, ja was geht der Stoff ihn an? — Freilich, aus dem Himmel, der über uns Lebenden iſt, muß der zündende Blitz fallen; aber was er beleuchtet, das wird lebendig für den, der ſehen kann, und läge es verſteinert in dem tiefſten Grabe der Vergangenheit.“

Wie drüben die Augen des ſchönen Mädchens in ihrer kindlichen Liebe, ſo glänzten jetzt die Augen des jungen Künſtlers in Begeiſterung.

„Wir wollen heut nicht ſtreiten,“ ſagte der Andere und blickte herzlich zu ihm auf; „aber — wann leuchtet dieſer Blitz?“

„Sei nur fromm und ehre die Götter! — Es gilt dann nur, das neu erwachte Leben in das Licht des Tages hinaufzuſchaffen, und ich dächte, auch du hätteſt mir es zugegeben, daß ein paar Mal ſchon meine Augen ſehend und meine Hände ſtark und keuſch genug geweſen ſind. — Aber das iſt es eben,“ fuhr er fort, während der Freund ihm ſeinen ſtolzen Glauben durch einen Händedruck beſtätigte, „ich fürchte, ich habe dieſes Mal nicht recht geſehen, oder — ich war zu kurz noch in der Heimath; die furchtbare Walkyre des Nordens verſchwindet mir noch immer vor dem heiteren Gedränge der antiken Götterwelt; ſelbſt aus dieſen grünen Wellen der Nordſee taucht mir das Bild der Leukothea empor, der rettenden Freundin des Odyſſeus. — Laß mich jetzt — ich tauge dir doch nicht mehr!“

Sie hatten während dieſes Geſpräches ihre Kleider abgeworfen und traten nun auf die offene Gallerie hinaus, bereit, ſich in das Meer zu ſtürzen.

Man hätte wünſchen mögen, daß nicht eben der Künſtler

der noch Schönere von ihnen geweſen wäre, oder lieber noch, daß außer ihnen noch ein anderes Künſtlerauge hätte zugegen ſein können, um ſich zu künftigen Werken an der Schönheit dieſer jugendlichen Geſtalten zu erſättigen.

Noch ſtanden ſie gefeſſelt von dem Anblick der bewegten Waſſerfläche, die ſich weithin vor ihnen ausdehnte. Raſtlos und unabläſſig rollten die Wellen über die Tiefe, wurden flüchtig vom Sonnenſtrahl durchleuchtet und verſchäumten dann, und andere rollten nach. Die Luft tönte von Sturmeshauch und Meeresrauſchen; zuweilen ſchrillte dazwiſchen noch der Schrei eines vorüberſchießenden Waſſervogels. Eine ſtarke Woge zerſchellte eben an dem Gerüſt, worauf die jungen Männer ſtanden, und überſprühte ſie mit ihrem Schaum.

„Holla, ſie werden ungeduldig!“ rief der junge Actenmann. „Komm jetzt, und wie Tritonen wollen wir durch den grünen Kryſtall hindurchſchießen!“

Aber ſein Freund, der Künſtler, blickte in die Ferne und ſchien ihn nicht zu hören.

„Was haſt du, Franz?“

„Dort! Vom Frauenfloß her! Sieh doch!“ Und er wies mit ausgeſtrecktem Arm auf die ſchäumende Waſſerfläche hinaus.

Der Andere ſtieß einen Laut des Schreckens aus. „Ein Weib! — Ein Kind!“

„So ſcheint es; aber keine Okeanide!“

„Nein, nein; ſie kämpft vergebens mit den Wellen. Und das meerbeſänftigende Muſchelhorn hat leider ja nur der alte Vater Triton!“

Er machte Miene, ſich hinein zu ſtürzen, aber mit raſcher Hand hielt ihn ſein Freund zurück. „Du nicht, Ernſt! Du weißt, ich bin der beſſere Schwimmer, und Einer iſt genug. Lauf zu der alten Badehexe dort am Schuppen und ſag ihr, was zu ſagen iſt!“

Kaum war das letzte flüchtige Wort geſprochen, ſo ſpritzten auch ſchon die Waſſer hoch empor, und bald, auf Armeslänge von dem Floß, tauchte der braune Lockenkopf des Schwimmers auf. Mit den kräftigen Armen die Wellen theilend, flog er dahin; überall vor ſeinen Augen flirrte und ſprühte es; aber je nach ein paar Schlägen ſtieg er mit der Bruſt über die Fluth empor, und ſeine hellen Blicke flogen über die ſchäumenden Waſſer.

Noch fern von ihm ſpielten die Wellen mit ſchönen ſonnenblonden Haaren; zwei kleine Hände griffen noch mitunter durch den beweglichen Kryſtall, aber auch mit ihnen ſpielten ſchon die Wellen. Eine Seeſchwalbe tauchte dicht daneben in die Fluth, erhob ſich wieder und ſchoß, wie höhnend ihren rauhen Schrei ausſtoßend, ſeitwärts vor dem Wind über die Waſſerfläche dahin.

* * *

Die alte Frau Kathi war vor ihrer brodelnden Kaffeemaſchine doch auch wieder von ihrer Unruhe befallen worden. Der Sturm rüttelte an den Brettern ihres Schuppens, dann und wann ſchlug von draußen aus der Luft ein verwehter Vogelſchrei herein; es litt ſie nicht mehr auf ihrem Holzſtuhle. Sie war wieder hinausgegangen, ja ſie hatte ebenfalls ihr Schuhzeug abgethan, um zum Floß hinüber zu waten, und ſtand jetzt dort, mit ihrer harten Hand bald an dieſe, bald an jene Badezelle pochend. „Frölen, ach liebes Frölen, ſo antworten Sie mir doch!“

Aber es kam keine Antwort; nicht einmal ein Plätſchern ließ ſich drinnen hören; nur das Rauſchen und Klatſchen der Wellen zog eintönig, unabläſſig ihrem Ohr vorüber.

Als ſie rathlos nach dem Land zurückblickte, ſah ſie einen Mann auf ihren Schuppen zulaufen, und gleich darauf

hörte ſie ihn rufen. — „Frau Kathi! Frau Kathi Wulff!“ rief er durch den Wind hindurch.

„Hier! Um Gottes willen, hier!“ — Und eilig watete die Alte über den ſchaukelnden Steg ans Land zurück. „O, mein Gott, Herr Baron, Sie ſind es! Ach, das Kind, das Kind!“

Er faßte ſie, ohne etwas zu ſagen, an den Armen, drehte ſie mit einem kräftigen Ruck herum und wies mit der Hand auf die offene Waſſerfläche hinaus.

„Iſt das der andere Herr? Sucht er das Kind?“

Der junge Mann nickte.

„Allbarmherziger Gott! Man ſoll nicht räſonniren! Ich räſonnirte, Herr Baron, als ich vorhin Sie beide da auf dem Deich herauskommen ſah! Man ſoll nicht räſonniren; nein, niemals, niemals!“

Der Baron antwortete nicht; er ſah mit geſpannten Augen auf die Fluth hinaus. Ein paar Augenblicke noch — weit von draußen her ließ ſich der dumpfe Donner der offenen See vernehmen — und er packte wieder den Arm der Alten: „Jetzt, Frau Kathi, da ſehn Sie hin! Nun ſucht er ſie nicht mehr; er trägt ſie ſchon in ſeinen Armen.“

Die Alte ſtieß einen lauten Schrei aus.

Da tauchte die Geſtalt des Schwimmers mit der breiten Bruſt aus den ſchäumenden Wogen auf, und bald darauf ſah man ihn langſam, aber ſicher an dem abſchüſſigen Ufer emporſteigen. In ſeinen Armen, an ſeiner Bruſt ruhte ein junger Körper, gleich weit entfernt von der Fülle des Weibes, wie von der Hagerkeit des Kindes; ein Bild der Pſyche, wenn es jemals eins gegeben hatte. Aber der kleine Kopf war zurückgeſunken; leblos hing der eine Arm herab. — Aus der Mittagshöhe des Himmels fiel der volle Sonnenſchein auf die beiden ſchimmernden Geſtalten.

„Wie in den Tagen der Götter!“ murmelte der junge Mann, der athemlos dieſem Vorgange zugeſehen hatte. —

„Aber jetzt, Frau Kathi, an den Strand hinab! Nehmen Sie das Kind in Empfang; ich laufe zur Stadt und bringe einen Arzt; er könnte nöthig sein!“

Noch eine kurze, eindringliche Anweisung über die zunächst von der Alten vorzunehmenden Dinge, dann eilte er fort; nicht einmal den Namen des Mädchens hatte er erfahren.

Einige Minuten später lag drinnen im Schuppen die zarte Gestalt in ihrer ganzen Hülflosigkeit auf dem Ruhebette, bis zur Brust von dem rothen Umschlagetuch der Alten zugedeckt. Zitternd, ihr lautes Schluchzen gewaltsam niederkämpfend, stand diese vor ihr; sie hatte eben ein Leintuch genommen und schickte sich an, mit dem jungen Körper Alles vorzunehmen, was ihr von dem einen, wie dann auch von dem anderen der beiden Männer eingeschärft worden war. Nur noch einmal bückte sie sich, um ihrem Liebling ins Gesicht zu sehen.

— „Kathi!“ —

Die jungen Lippen hatten es gerufen, und die jungen Augen blickten sie voll und lebenskräftig an. „Kathi, ich bin ja nicht ertrunken!“

Die Alte stürzte vor ihr nieder und bedeckte unter hervorströmenden Thränen die Hände, die Brust, die Wangen des Kindes mit ihren Küssen. „Ach, Frölen, Herzenskindchen, was haben Sie uns für Angst gemacht! Wenn nun der liebe junge Herr nicht gewesen wäre! Und ich räsonnirte, ich alte Einfalt, als ich ihn auf dem Deich herauskommen sah!“

Das Mädchen streckte mit einer jähen Bewegung ihr die Hand entgegen. „Um Gottes willen, Kathi, schweig! Ich will seinen Namen nicht wissen, nie!“

„Frölen, ich weiß ihn ja selber nicht; ich hab den jungen Herrn ja nimmer noch gesehen; er muß wohl nicht von hier sein.“

Die junge Geſtalt richtete ſich auf und ſtarrte düſter vor ſich hin, indem ſie den Kopf in ihre Hand ſtützte. „Kathi,“ ſagte ſie, „Kathi, — ich wollte, er wäre todt.“

„Kind, Kind!“ rief die Alte, „verſündige dich nicht! — Ach, Frölen, der gute junge Mann; er hat ja doch auch ſein Leben um Sie gewagt!“

„Sein Leben! Wirklich, ſein Leben? — Ach, ich habe nicht daran gedacht!“

„Nun, Frölen, hätten Sie nicht beide da verſinken können?“

„Beide! Wir beide!“ — — Und ſie ſchloß wie im Traum die Augen; aber dennoch ſah ſie ein ſchönes blaſſes Jünglingsantlitz, das in Angſt und Zärtlichkeit auf ſie hernieder blickte.

Die Alte hatte wieder das Tuch genommen und begann ihr das lange feuchte Haar zu trocknen; mitunter ſtrich ſie leiſe mit ihrer harten Hand über die weiße Stirn des Mädchens.

„Kathi,“ begann dieſe wieder, „nein, nicht er, aber ich! — O meine arme Mutter!“ Und dabei drängte ſich eine Thräne nach der anderen durch die geſchloſſenen Wimpern. „Kathi! Ich kann ihm nicht danken! Nie, niemals! O, wie unglücklich bin ich!“

„Nun,“ meinte Kathi begütigend, „Sie brauchen das ja auch nicht zu thun, Frölen; Mama wird das ja Alles ſchon beſorgen.“

„Mama!“ rief das Mädchen.

„Mein Gott, Frölen, hat Sie das erſchreckt?“

Aber das Kind ſaß da, die nackten Arme vor ſich hingeſtreckt, in ihrer hülfloſen Schönheit ſelbſt für die Augen des armen alten Weibes ein bezaubernder Anblick. „Mama!“ rief ſie abermals. „Ja, ja, Kathi, die würde es thun; und wenn ich ſie noch ſo viel bäte, ſie würde es dennoch thun. — Kathi, ſie darf es nie erfahren; verſprich es mir, ſchwöre

es mir, Kathi!“ Sie hatte die Arme um den Hals der alten Frau gelegt, die neben ihr niedergekniet war.

„Ja, ja, Frölen, wenn Sie nur ruhig werden, ich will ſchweigen wie das Grab.“

„Nein, Kathi, ſchwöre es mir ordentlich! Sage: bei Gott! daß du ſchweigen willſt!“

„Nun, Frölen: bei Gott! — Es hätt's auch ohne dies gethan.“

„Ich danke dir, alte Kathi! Aber es war noch Einer da. — War es nicht?“

„Ja, Frölen, es war — —“

„Nein, nein, nicht ſeinen Namen, Kathi!“ Und ſie verſchloß den Mund der Alten mit ihrer kleinen kalten Hand. „Sage nur, hat er mich erkannt, kann er mich erkannt haben?“

„Ich glaube nicht, Frölen. Als Sie auf den Deich gegangen kamen, war er mit dem Anderen drüben auf dem Floß. Nachher war es zu weit entfernt; auch iſt er gleich zur Stadt zurückgegangen.“

Das Mädchen nickte und legte ſich, wie um auszuruhen, auf das harte Kiſſen der Ruhebank zurück, die Hände hinten um den Kopf gefaltet.

Die Alte war aufgeſtanden. „Ich komme gleich zurück,“ ſagte ſie; „ich geh nur, um dem anderen Herrn zu ſagen, daß das Frölen munter iſt, und daß wir keinen Doctor brauchen.“

„Aber vergiß nicht, Kathi!“

„Nicht doch, Frölen; ich hab es ja geſchworen.“

— — Als die Alte nach einiger Zeit zurückkam, fand ſie ihren jungen Gaſt ſchon völlig angekleidet, eben damit beſchäftigt, ein weißes Schnupftuch ſich um den Kopf zu knoten. Aber die gute Alte ließ ſie ſo nicht fort; der Kaffee war ja noch heiß, und das Kind, da es ſo fror, ließ ſich eine Taſſe ſchon gefallen. „Und nun,“ ſagte die

Alte, „wenn Frölen warten wollen, können wir gleich zuſammen gehen.“

Aber das Frölen wollte nicht auf dem graden Wege nach der Stadt zurück; das Frölen wollte den weiten Umweg durch den Koog machen. Die Alte meinte zwar: „Um Gottes willen, Kind, wenn Sie ſo bange ſind vor dem jungen Herrn, — er wird gleich von dem Floß herauskommen; wir warten nur ein Weilchen, dann iſt er lange vor uns ſchon zur Stadt!“

Aber das Frölen wollte doch nicht.

„Nun,“ ſagte die Alte, „ſo geh ich mit Ihnen; bei mir zu Haus wartet Keiner als mein Hinz, und der wartet auch nicht, der ſchläft unterm Kachelofen; — Sie können da nicht allein gehen, über all die Stege und durch all das Viehzeug hindurch.“

Aber das Frölen wollte auch das nicht; ſie wollte eben ganz allein gehen. „Kathi, alte Kathi!“ ſagte ſie und ſtreichelte mit ihrer kleinen Hand die runzeligen Wangen der alten Frau; „die Küh und Ochſen thun mir nichts. Siehſt du, ich bin ja ganz in Weiß; kein Läppchen Roth an mir!“ Und ſie ſchlug mit beiden Händen das luftige Sommerkleid zurück. „Da iſt ja feſtes Land; ich laufe raſch hindurch; dann ſchlüpf ich hinten in unſeren Garten, und — ſiehſt du, Niemand hat mich geſehen als du, alte Kathi; und du — du haſt geſchworen!“

Die Alte ſchüttelte den Kopf. Aber ſchon war ſie zur Thür hinaus, und wie ein ſcheuer Vogel flog ſie die Grasdecke des Deiches hinan und ebenſo an der Binnenſeite wieder hinunter. Einen Augenblick ſtand ſie ſtill, als ſei ſie hier geborgen; aber der alte Muthwille, der der Alten gegenüber noch eben auf ihrem Antlitz geſpielt hatte, war ganz verſchwunden. Als das ſinnende Köpfchen ſich von der Bruſt emporhob, blickten die großen Augen faſt mehr als ernſt über die grüne Marſchniederung, die ſich unabſehbar

ihr zur Seite dehnte. Es war nicht viel zu ſehen dort; zwiſchen den blinkenden Waſſergräben, die auf eine Strecke hinaus ihrem Auge ſichtbar blieben, ragte nichts aus der ungeheuren Fläche als die zerſtreut auf ihr weidenden Rinder und die niedrigen Heckpforten, welche von einer Fenne zu der anderen führten; ſie kannte das Alles, ſie hatte es oft geſehen. Und jetzt ging ſie, die Stadt im Rücken laſſend, auf dem ſchmalen Wege weiter, der zwiſchen den zu ihrer Rechten ſich hinziehenden Gräben und dem hohen Deiche entlang führte. Da der Wind aus Nordweſt kam, ſo war ſie demſelben hier noch mehr als an der Seeſeite des Deiches ausgeſetzt. Einmal wurde der Strohhut, den ſie auch jetzt in der Hand trug, ihr entriſſen und gegen den Deich geſchleudert; ein paar Mal mußte ſie ſtehen bleiben, um das flatternde Tuch ſich feſter unter das Kinn zu knüpfen. Dann blickte ſie ängſtlich hinter ſich zurück, aber kein Menſch war zu ſehen; nur ihr zu Häupten ſchoß mitunter ein Strandvogel von draußen in das Land hinein, oder ein Kibitz flog ſchreiend aus dem Kooge auf.

Und jetzt legte ſich ein dunkles Waſſer vor ihren Weg; vor Hunderten von Jahren hatte die Fluth den Deich durchbrochen und hier ſich eingewühlt. Aber der Deich, wie er gegenwärtig lag, war vor dem Rand der Wehle zurückgetreten; das Waſſer ſpritzte auf den Weg, als das Mädchen daran vorüber eilte; zwei graue Tauchenten, die inmitten der ſchwarzen Tiefe ſich auf den Wellen ſchaukeln ließen, verſchwanden lautlos unter der Oberfläche.

Hinter der Wehle machte der Deich gegen Weſten einen Bogen, und bald führte von hier aus ein ſchmaler grasbewachſener Weg zwiſchen Gräben in den Koog hinein. Als das Mädchen das Ende desſelben erreicht hatte, von wo aus es nur noch von Heck zu Heck über die Fennen zur Stadt hinauf ging, gewahrte ſie unten am Ausgang des Deiches die Geſtalt eines Mannes; fern, faſt nur wie einen Schatten.

Wie von einem jähen Schreck fuhr ſie zuſammen; ihr Fuß, der ſchon den Bretterſteg am Heck betreten hatte, zuckte zurück, während ihre Arme wie zum Halt ſich um den Heckpfahl ſchlangen. Gleich einem vom Sturm geworfenen Vogel hing ſie an dem morſchen Holze; ihre Lippen waren regungslos geöffnet, nur ihre dunklen Augen waren lebendig; ſie folgten wie gebannt dem fernen Schatten, wie er mehr und mehr auf dem Hintergrunde der Stadt verſchwand. Einen Laut, ſo leiſe wie das Springen einer Knospe, verwehte der Wind von den jungen Lippen in die leere Luft; dann ſchwang ſie ſich über den Steg und ging wie träumend weiter. Mitunter kamen die Rinder erhobenen Schweifes auf ſie zugerannt; aber ſie ſah es nicht, und die Thiere ſtanden und glotzten ſie mit ihren dummen Augen an, bis ſie vorüber war.

— Drüben auf dem Deiche ſtand, unbeachtet von den jungen Augen, noch eine andere Geſtalt und hob ſich wie eine rieſige Silhouette von dem hellen Mittagshimmel ab; es war eine weibliche, die nach oben zu in einem ungeheuren Hute abſchloß, wie ihn die Damenwelt vor etwa dreißig Jahren trug.

Dieſer Hut ſtand ſo lange am Himmel, bis drunten aus dem Kooge das weiße Kleid verſchwunden war.

* * *

Es war inzwiſchen Winter geworden. — Der erſte Streifen des December-Morgenrothes ſtand am Himmel und warf ſeinen Schein in die Dämmerung einer Künſtlerwerkſtatt. Abgüſſe antiker Bilderwerke und einzelne Modelle von des Künſtlers eigener Hand ſtanden überall umher; an der einen Wand hingen Reliefſtücke eines Bacchuszuges, an der anderen von den inneren Frieſen des Parthenon; aber Alles warf noch tiefe Schatten, nur einem Flöte ſpielenden

Faun waren von dem jungen Licht des Morgens die Wangen roſig angehaucht. In der Ecke rechts vom Eingange ragte, aus dunklem Thon geformt, die übermenſchliche Geſtalt einer nordiſchen Walkyre aus der dort noch herrſchenden Dämmerung hervor; aber nur der obere Theil mit dem einen Arm, den ſie dräuend in die Luft erhob, war vollendet; nach unten zu war noch die ungeſtalte Maſſe des Thons, als wäre die Geſtalt aus rauhem Fels emporgewachſen. Es mochte die furchtbare Brunhilde ſelber ſein, die hier finſteren Auges auf die heiteren Griechenbilder herabſah.

— — Von draußen drehte ſich ein Schlüſſel in der Eingangsthür. Der Künſtler ſelbſt war es, der jetzt in ſeine Werkſtatt trat, ein ſchlanker, jugendlicher Mann mit grauen, hellblickenden Augen und dunklem Lockenkopf. Doch weder fremde noch eigene Gebilde ſchienen heute ſeinen Blick zu reizen; achtlos ging er an ihnen vorüber und griff wie mit ſehnſüchtiger Haſt nach einem offenen Briefe, der auf der Scheibe eines Modellirbockes lag; dann warf er ſich in einen daneben ſtehenden Seſſel und begann zu leſen. Aber nur an einer beſtimmten Stelle des Briefes, die er geſtern ſchon mehr als einmal geleſen hatte, haften ſeine Augen.

„Du trauſt es mir wohl zu, Franz“ — ſo las er heute wieder — „daß ich unſeren beſchworenen Vertrag gehalten habe. Weder einem profanen noch einem heiligen Ohre habe ich deine That verrathen; gewiſſenhaft habe ich jede Begierde zur Nachforſchung über Perſon und Namen deiner Geretteten in mir ertödtet; ja ſelbſt als eines Tages das Geheimniß mir ſo nahe ſchien, daß ich nur einen Gartenzaun aus einander zu biegen brauchte, bin ich, wenn auch zögernd, mit catoniſcher Strenge vorübergegangen. — Auch auf der anderen Seite iſt Alles ſtumm geblieben, und ſelbſt unſerer alten Badehexe muß durch irgend welche Zauberkraft der Mund wie mit ſieben Siegeln verſchloſſen ſein. — Und

dennoch, ohne mein Zuthun beginnt der Schleier ſich vor mir zu heben.

„Es giebt eine ſehr junge Dame in unſerer Stadt, kühn wie ein Knabe und zart wie ein Schmetterling. Obgleich ſie erſt mit den letzten Veilchen aus der Schulſtube ans Tageslicht gekommen iſt, ſo mag doch ſchon ſo mancher junge Geſell in ſchwüler Sommernacht davon geträumt haben, ſie Winters im geſchloſſenen Ballſaal an den Flügeln zu haſchen; und ich will ehrlich ſein — und zürne mir nicht — zu dieſen kühnen Träumern habe auch ich gehört. Die alte Bürgermeiſterin — mir iſt das zufällig zu Ohren gekommen — die eine Art von Götzendienſt mit dieſem Kinde treibt, hatte mit vorausberechnender Kunſt eine weiße Camelie für ſie gezogen, und das Glück war diesmal günſtig geweſen, eben am Tage vor dem Balle war ſie aufgeblüht. — Aber weder die Camelie noch das blonde Götterkind ſelbſt erſchienen bei dem Feſte; keine ſilbernen Füßchen berührten den Boden, nur die Alltagsmenſchenkinder mit erhitzten Geſichtern flogen, keines Künſtlerauges würdig, durch einander.

„Und ſo iſt es fortgegangen. Auch auf dem geſtrigen Balle blieb Alles dunkel; nichts als der gewöhnliche Erdenſtaub. — Nur in den vertrauteſten Kreiſen, zu denen ich leider nicht gehöre, ſoll ſie zu erblicken ſein; ja ſchon ſeit dem Nachſommer ſoll ſie das Haus und den Garten ihrer Mutter faſt nicht mehr verlaſſen haben; auf dem Deiche und am Strande iſt ſeit jenem Tage eine gewiſſe ſehr jugendliche kühne Schwimmerin nicht wieder geſehen worden.

„Geredet wird viel darüber. Einige meinen, ſie ſei ſchon in der Wiege irgend einem in unbekannter Abweſenheit lebenden Vetter verlobt worden, der weder das Tanzen noch das Schwimmen leiden könne, und der nun plötzlich ſeine Rechte geltend mache; Andere ſagen einfach, ſie ſei — verliebt. Nur für mich liegt Alles in deutlicher Folge wie unter einem durchſichtigen Schleier.

„Nein, nein; fürchte nicht, daß ich den Namen nenne! Ich kenne dich ja. Der grelle Tag ſoll die Dämmerung deiner Phantaſie mit keinem Strahl durchbrechen; deine leiblichen Augen ſollen ſie nie geſehen haben! So ſeid ihr beide ſicher, du in deinem Künſtlerthum und ſie in ihrer heiligen Jungfräulichkeit, die du mir übrigens — o räthſelhafter Widerſpruch des Menſchenherzens! — mit faſt eigennützigem Eifer zu behüten ſcheinſt.“

— — Er las nicht weiter; er hatte den Brief aus der Hand fallen laſſen und ſtand jetzt, die Hände auf dem Rücken, vor dem düſteren Bilde ſeiner nordiſchen Walkyre. Aber ſie war ihm in dieſem Augenblicke nichts als nur der Hintergrund, auf dem vor ſeinem inneren Auge ein anderes, lichtes Bild ſich abhob. Langſam wandte er ſich ab und trat ans Fenſter.

Das Haus lag in einer der Vorſtädte, welche die nordiſche Hauptſtadt umgürten, und gewährte noch den freien Ausblick über Hecken und Felder, bis zum fernen Rand des Himmels, der jetzt ganz von leuchtendem Morgenroth überfluthet war. Ein Schimmer des roſigen Lichtes lag auf dem Antlitze des jungen Künſtlers ſelbſt, der regungslos hinausſchaute, als ſähe er dort fern am Horizonte, was ſich in ſeinem Inneren leis empordrängte und mehr und mehr Geſtalt gewann. — — „Arme Pſyche!“ ſprach er bei ſich ſelber; „armer gaukelnder Schmetterling! Von der blumigen Wieſe, die deine Heimath war, hatteſt du dich aufs fremde Meer hinausgewagt. — — — Nein, Franz!“ und es war, als ob er tiefer ins Morgenroth hineinſchaute — „betrüge dich nicht ſelbſt; du täuſcheſt es doch nicht mehr hinweg! — Pſyche, die knospende Mädchenroſe, das ſchlummernde Geheimniß aller Schönheit, ſie war es ſelbſt. — — Wie gierig die Wellen nach ihr leckten! Wie ſie mit den zarten Libellenflügeln ſpielten! — — War ich's denn wirklich, der auf dieſen Armen ſie emportrug?“

— Er war ins Zimmer zurückgetreten; unwillkürlich hatten ſeine Hände einen auf der Modellirſcheibe liegenden Klumpen weichen Thons ergriffen; dann bald auch eines der Modellirhölzchen, die dicht daneben lagen. —

„Wie erzählt nur Apulejus das anmuthige Märchen? — Pſyche, das arme leichtgläubige Königskind, hatte den neidiſchen Schweſtern ihr Ohr geliehen: ein Ungeheuer ſei der Geliebte, der nur in purpurner Nacht bei ihr verweilen wolle. Nach dem Rathe der Argen, mit brennender Lampe und mit ſcharfem Stahl bewehrt, war ſie an das Lager des Schlafenden getreten und erkannte, bebend vor Entzücken, den ſchönſten aller Götter. Aber die Lampe ſchwankte in der kleinen Hand, ein Tropfen heißen Öls erweckte den Schlafenden, und zürnend entriß der Gott ſich ihren ſchwachen Armen und hob ſich in die Luft. Aus dem Wipfel einer Cypreſſe ſchalt er die thörichte Geliebte; dann breitete er aufs Neue die Schwingen aus und flog zu unſichtbaren Höhen. — — — O ſüße Pſyche! Als im leeren Luftraum dein Auge ihn verlor, da hörteſt du die Wellen des nahen Stromes rauſchen; da ſprangſt du auf und ſtürzteſt dich hinein; dein zartes Leben ſollte untergehen in den kalten Waſſern!

„Doch der Gott des Stromes, fürchtend den mächtigeren Gott, der ſelbſt das Meer erglühen macht, trug dich auf ſeinen Armen ſanft empor und legte dich auf die blühenden Kräuter ſeines Ufers. — — Nahmen nicht oft die Götter die Geſtalt der Menſchen an? — Vielleicht nahm er die meine, und mir träumte nur, ich ſei es ſelbſt geweſen. O ſüße Pſyche, ich hätte dich an keinen Gott zurückgegeben!“

Nur in ſeinem Innern, unhörbar hatte er alle dieſe Worte geſprochen. — Draußen am Himmel war das Morgenroth verſchwunden, und dem ſchönen Aufgang war ein grauer Tag gefolgt. Der Flöte ſpielende Faun, wie alles Andere, ſtand jetzt im kalten Schein des Winterhimmels:

nur auf dem Antlitz des Künſtlers ſelber ſchien noch ein Abglanz des jungen Lichts zurückgeblieben. Aber aus dem bunten Scenenwechſel, der vor ſeinem inneren Auge vorbeigezogen war, ſah ihn ſtumm und rührend, wie um Geſtaltung flehend, das eine Bild nur an. — Und ſeine Hände hatten nicht geraſtet; ſchon war aus dem ungeſtalten Thonklumpen ein zarter Mädchenkopf erkennbar, ſchon ſah man die geſchloſſenen Augen und die Wölbung des kleinen, leicht geöffneten Mundes.

Die Mittagshelle des Wintertages war heraufgezogen; da klopfte es von draußen mit leiſem Finger an die Thür. — Er merkte es nicht; Ohr und Auge waren verſunken in die eigene Schöpfung, die er aus dem Chaos an das Licht emportrug. — Da klopfte es noch einmal; dann aber wurde die Thür geöffnet.

Eine alte Frau war eingetreten. „Aber Franz, willſt du denn gar kein Frühſtück?“

„Mutter, du!“ — Er war aufgeſprungen und hatte haſtig ein neben ihm liegendes Tuch über das junge Werk geworfen.

„Soll ich's nicht ſehen, Franz? Haſt du ein neues Werk begonnen? Du biſt ja ſonſt nicht ſo geheimnißvoll.“

„Ja, Mutter, und diesmal fühl ich's, iſt's das rechte. — Aber deshalb — noch nicht ſehen! Auch du nicht, meine liebe alte Mutter!“

Der Sohn hatte den Arm um ſie gelegt. So führte er ſie aus ſeiner Werkſtatt, während ſie zärtlich nickend zu ihm aufblickte, und bald traten die Beiden in das freundliche Wohnzimmer, wo ſeit lange der Frühſtückstiſch für ihn bereit ſtand.

* *
*

Es war Winter geweſen und Frühling geworden; aber auch der und der halbe Sommer waren ſchon dahin gegangen; die Linden in der breiten Straße der Hauptſtadt ſtan-

den beſtaubt, mit faſt verdorrten Blättern. Statt der Natur, die hier ſo früh ſchon ihre Herrlichkeit zurücknahm, hatte die Kunſt ihre Schätze ausgebreitet. Es war das Jahr der Kunſtausſtellung; die Thore des Akademiegebäudes hatten ſchon ſeit einigen Wochen dem Publicum offen geſtanden.

Unter den Werken der Bildhauerkunſt war es beſonders eine in halber Lebensgröße ausgeführte Marmorgruppe, welche die Theilnahme von Alt und Jung in Anſpruch nahm. Ein junger ſchilfbekränzter Stromgott, an abſchüſſigem Ufer emporſteigend, hielt eine entzückende Mädchengeſtalt auf ſeinen Armen. Trotz des zurückgeſunkenen Hauptes und der geſchloſſenen Augenlider der letzteren ſah man faſt wie lauſchend die Menſchen an das Bild herantreten, als ob ſie in jedem Augenblick den erſt neu erwachten Athemzug in der jungen Bruſt erwarten müßten. — „Die Rettung der Pſyche“ war das Werk im Katalog bezeichnet.

Der Name des noch jungen Künſtlers ging von Mund zu Mund; fortwährend war ſein Werk von einer Menge von Bewunderern umdrängt; die Neugierigen, wo ſie ihn erwiſchen konnten, plagten ihn auch wohl mit Fragen. „Nicht wahr, Verehrteſter,“ meinte ein alter Kunſtmäcen, der vor dem Ausſtellungsgebäude ſeinen Arm erhaſcht hatte und ihn nun innig feſthielt, „das iſt noch ein Motiv aus Ihrem römiſchen Aufenthalt? Wo haben Sie nur das allerliebſte Köpfchen aufgefiſcht?“

Auf die erſte Frage blieb der Künſtler die Antwort ſchuldig; auf die zweite gab er bereitwillig Auskunft. „Ich liebe es, im Winter über Land zu ſchweifen; da ſah ich eines Tages den Vorhang des Olympos wehen und war ſo glücklich, einen Blick hinein zu thun.“

Der Alte ſah ihn ſchelmiſch an. „Sie wollen mir ausweichen. Nun — es muß ein langer Blick geweſen ſein!“

Der junge Künſtler ſchüttelte den Kopf.

„Aber, Verehrteſter, Sie ſchauen ja plötzlich ganz melancholiſch drein!“

„Ich? Nun, vielleicht, — Sie wiſſen wohl, man ſchaut nicht ungeſtraft ein Götterantlitz.“

„Ja, ja, Sie haben Recht!“ Und der Alte ließ ſein Opfer für dieſes Mal entwiſchen.

Wie es zu geſchehen pflegt, nachdem die Bewunderung ſich ſatt geſprochen, kam auch der Tadel dann zu Worte. Man fand das Ganze zu wenig ſtilvoll, das Herabhängen des einen Armes der Pſyche insbeſondere zu naturaliſtiſch.

„Aber, ihr Männer, könnt ihr denn gar nicht ſehen?“ rief eine muntere, hellblickende Dame, die im Angeſichte des Kunſtwerks eben mit ſolchen Bemerkungen unterhalten wurde; „dieſer ſchöne Arm iſt eine Reminiscenz! Glauben Sie mir, das hat ſeine lebendige Geſchichte, das Bilderwerk iſt ein Denkmal; vielleicht — —“

„Auf dem Grabe einer Liebe?“

„Vielleicht! Wer weiß!“

„O, gnädige Frau, Sie wiſſen mehr; verrathen Sie es nur!“

„Ich weiß nichts, und wenn ich wüßte, ſo etwas wird von keiner Frau verrathen.“

„Aber da wären wir ja mit aller Kritik am Ende!“

„Ich dächte, ja!“

Noch andere Ohren hatten dies Geſpräch gehört. Ein junger Maler, ein Freund des Künſtlers, trat bald danach in deſſen Werkſtätte und erſtattete getreulichen Bericht.

Der Bildhauer hatte auffallend ſchweigſam zugehört. Er lehnte mit dem Rücken gegen das Fenſter, die Arme in einander geſchränkt, gleich einem Mann, der ſeine Arbeit für gethan hält. In der Ecke am Eingange ſtand, noch immer unvollendet, die dräuende Walkyre, neben dem Bacchuszuge blies der Faun noch ſeine Flöte; die Morgenſonne leuchtete

hell herein, aber Spuren eines neuen Werkes waren nicht zu ſehen.

„Willſt du noch weiter hören, Franz?“ fragte der Maler. „Es giebt des Unſinns noch einen ganzen Haufen mehr.“

Der Andere bewegte leicht den Kopf.

„Nun alſo, zunächſt! — Warum iſt dein bekränzter Stromgott, gleich der Pſyche, ſo entzückend jung? Die Wirkung durch den Gegenſatz wäre ja doch unendlich packender und das Gefühl des decenten lieben Publicums zugleich ſo ſchön geſichert geweſen, wenn du ſtatt dieſer gefährlichen Jugend einen alten Stromian genommen hätteſt, ſo einen mit ellenlangem Schilfbart, in dem ein Dutzend Krebſe und Garnelen auf- und abgeklettert wären! — Du ſiehſt nun, Franz, du biſt ein höchſt kurzſichtiger und einfältiger Patron geweſen!“

Der Bildhauer antwortete auch jetzt nicht; aber er war leiſe in ſich zuſammengezuckt. An einen alten Stromgott hatte er weder bei der Entſtehung noch bei der dann raſch erfolgten Ausführung ſeines Werkes gedacht; die jugendliche Geſtalt desſelben war ihm der gegebene Stoff geweſen.

„Und nun,“ fuhr der Maler fort, „nun kommt der letzte Trumpf; der junge Stromgott ſollſt du ſelber ſein! — — Nein, nicht du ſelber gerade; aber die Ähnlichkeit will man unverkennbar finden!“

„Was ſagſt du? Die Ähnlichkeit mit mir?“ Die ſtumme Geſtalt am Fenſter war plötzlich lebendig geworden. Unruhig begann er in ſeiner Werkſtatt auf- und abzugehen; er beſtritt es heftig, ja er ſuchte es Zug für Zug zu widerlegen.

Der Maler ſah ihn fragend an. „Du ſcheinſt dir das ſehr zu Herzen zu nehmen.“

Der Andere verſtummte wieder.

Als gleich darauf das Dienſtmädchen mit einer Beſtellung hereinkam, fragte er ſie haſtig: „Sind keine Briefe für mich da?“

Aber der Poſtbote war noch nicht vorbeigekommen.

Der Maler, da nicht wie ſonſt ein Geſpräch zwiſchen ihnen in Fluß kommen wollte, hatte ſich bald entfernt. Der Zurückbleibende war ans Fenſter getreten und blickte durch die Lücken der Bäume in das Feld hinaus. Es ſtand jetzt kein Wintermorgenroth am Horizont; der Himmel war eintönig weiß von der Mittagsſonne des Nachſommers.

In ſeinen Gedanken wiederholte ſich ein Geſpräch, das er in den letzten Tagen mit ſeiner Mutter gehabt hatte. „Du ſollteſt ein wenig reiſen, Franz,“ hatte ſie geſagt; „du biſt ermüdet von der angeſtrengten Arbeit.“ — — „Ja, ja, Mutter,“ hatte er erwidert, „es mag ſein.“ — — „Und daß du nach deiner Art mir jetzt nicht gleich was Neues anfängſt!“ — — „Meinſt du! Aber mir iſt im Gegentheil, es wäre das vielleicht das Beſte.“ — — Faſt ein wenig unwillig war die Mutter geworden. „Was redſt du denn, Franz! Du widerſprichſt dir ſelbſt.“ — — „Sorge nicht, Mutter! ich kann nichts Neues machen.“ — Es war ein ſo ſeltſamer Ton geweſen, womit er das geſprochen; die kleine Frau hatte ſich an ſeinen Arm gehangen: „Aber mein Sohn, du ſuchſt mir etwas zu verbergen!“ — — Und liebevoll ſich zu ihr niederbeugend, hatte er erwidert: „Für wen, als für dich, Mutter, habe ich zuerſt das Tuch von meiner Pſyche aufgehoben? Laß es auch hier noch eine kurze Zeit bedeckt, ſo lang nur, bis ich weiß, ob es Geſtalt gewinnen kann. Wenn nicht — —“ Er hatte den Satz nicht ausgeſprochen; aber die beiden Arme der Mutter hatten den großen Mann umfangen. „Vergiß es nicht, daß du noch immer unter meinem Herzen liegſt!“ — Ein paar Thränen hatte ſie ſich abgetrocknet; dann aber hatten ihre Augen ganz muthig zu ihm aufgeblickt. „Aber du mußt dennoch reiſen, Franz! Dein Freund da unten an der Nordſee, der paßt für dich und hat ein heiteres Gemüth; er hat dich ja ſchon wieder dringend eingeladen.“

Unbewußt hatte die Mutter ein erſchütterndes Wort geſprochen; der Sohn hatte ihr nicht geantwortet, er hatte es vor plötzlichem gewaltigem Herzklopfen nicht gekonnt; aber noch am ſelben Abend war ein Brief nach der Küſtenſtadt der Nordſee abgegangen.

Die Antwort darauf konnte er heute ſchon erwarten. Und jetzt wurde wieder die Thür geöffnet. Da war der Brief. — „Von Ernſt!“ Aus beklommener Bruſt hatte er es herausgeſtoßen; die Hülle flog zu Boden, und ſeine Augen verſchlangen die vertraute Schrift des Freundes.

„Ich wußte wohl“ — ſo ſchrieb der junge Actenmann — „ich wußte wohl, daß du mir kommen würdeſt. — Seitdem dein Marmorbild die Stille deiner Werkſtatt verlaſſen hat und aller Welt zur Schau ſteht, iſt es nicht mehr ſie; es iſt, wie Anderes, nur noch eine Schöpfung deiner Kunſt. Nun ſtreckſt du nach der Lebendigen deine Arme aus; der Verlauf iſt ſo natürlich, daß jeder Arzt ihn dir vorausgeſagt hätte.

„Ob du unerkannt ihr würdeſt nahen können, ob die Gewalt der Wellen — oder welche andere? — ihr damals tief genug die hellen Augen geſchloſſen hat, — wer möchte das entſcheiden! — Glaub es immerhin! Ich rufe dir deinen eigenen Wahlſpruch zu: Sei nur fromm und ehre die Götter.

„Dein Zimmer und Freundeshände ſind für dich bereit. Aber, Franz — und jetzt höre mich ruhig an! — du weißt es wohl noch, denn du haſt ja auch deinen Ovid geleſen — irgendwo in der Welt, an der dreifachen Scheide von Erde, Luft und Waſſer, ſteht auf einſamem Gipfel das eherne Haus der Fama; unzählbare Eingänge hat es, die tags und nächtens offen ſtehen; keine Ruh iſt drinnen, in keinem Winkel ein Schweigen; wie ein Schwarm unſichtbarer Schlänglein läuft an den Decken der Säle das Gemurmel; ewig dröhnt es vom Geräuſch aus- und einziehender Stimmen; kein noch

so leises Flüstern, kein Seufzer einer Menschenbrust, und wenn aus tausend Meilen weiter Ferne, dessen letzter Hall hier nicht aufgefangen würde, den hier die tönenden Wände nicht hin- und wiederwerfen und verdoppelt und verzehnfacht an das gierige Ohr der Welt hinaussenden.

„Von dort muß es gekommen sein; denn die alte Bade-Kathi sieht mir nicht aus wie eine Schwätzerin. Aber sie wissen es, wissen es wirklich; sie reden davon, Alle und überall; nur deinen Namen — vielleicht hat das Wellenrauschen ihn derzeit übertönt — scheint das eherne Haus nicht mit hinabgesandt zu haben. Ich habe meine gerechte Schadenfreude, wie sie mit den Nasen in der Luft forschen, wie vor Gier ihre Ohren in den Urzustand zurückkehren und wieder beweglich werden und dennoch nichts erhaschen.

„Aber hundert täppische und tückische Hände griffen nach deinem schönen Schmetterling, um ihm den Schmelz von seinen Flügeln abzustreifen.

„Da hat er sich denn einfach aufgeschwungen und ist davon geflogen; wohin, das hat auch mir die Fama bis jetzt noch nicht verrathen wollen."

— — Schon längere Zeit hatte die Mutter vor dem Lesenden gestanden und ihm in das erregte Angesicht geblickt. Jetzt wandte er ihr langsam seine Augen zu.

„Ich werde meine Psyche von der Ausstellung zurückziehen," sagte er düster, „und dann, Mutter, reise ich; aber nicht nach der nordischen Küstenstadt."

* * *

Der andere Tag war angebrochen.

So viel stand fest, er wollte fort; er hatte das Bedürfniß, ganz mit sich allein zu sein; kein Sohn einer Mutter, kein Freund eines Freundes. Er dachte an den Spreewald mit seinem Netz von hundert stillen Wasserarmen, in dessen

Schatten er ſich einmal mit ſeinem Freunde, dem Maler, einen ſchönen Sommermonat lang verloren hatte. Auf einſamem Nachen unter überhängenden Erlen hinzufahren, zwiſchen flüſterndem Schilfrohr oder durch die breiten ſchwimmenden Blätter der Waſſerlilie — wie erquickende Kühle wehte es ihn an. Er ging raſcher unter den beſtaubten Linden der Hauptſtadt dahin; er konnte morgen, ja ſchon heute abreiſen. Nur noch einmal wollte er ſeine Pſyche ſehen und dann einem dienſteifrigen Freunde alles Übrige wegen Zurücknahme des Werkes übertragen.

Die Sonne ſtand noch ſchräg am Himmel. Die Säle des Akademiegebäudes waren zwar ſchon offen, aber die herkömmliche Stunde des Beſuches war noch nicht gekommen. Nur in dem oberen Stockwerke, in welchem die Gemäldeausſtellung ihren Platz hatte, ſtanden einzelne Fremde hie und da vor einem Bilde; in den unteren Räumen, wo ſich die Werke der Bildhauerkunſt befanden, ſchien noch Alles leer. Da ſie gegen Weſten lagen, auch ein paar Kaſtanienbäume unweit der Fenſter ihre laubreichen Zweige ausbreiteten, ſo entbehrten ſie noch des helleren Lichtes; es war noch etwas von der unberührten Morgenfrühe in dieſen hohen Sälen, und die Marmorbilder ſtanden da in einſamer Schönheit und wie in feierlichem Schweigen.

Und doch, auch hier mußte ſchon ein Beſucher ſich eingefunden haben; denn ein leiſer, taſtender Schritt war eben in dem letzten der drei Säle verſchollen, als der junge Bildhauer die Thür des Eingangsſaales hinter ſich geſchloſſen hatte. Auch er trat, wenn gleich ſicher wie im eigenen Hauſe, ſo doch faſt behutſam auf, als ſcheue er ſich, den Wiederhall zu wecken, der nur leicht in dieſen Räumen ſchlief.

Im mittleren Saale blieb er vor einer Venus ſtehen, die aus einer eben geöffneten Muſchel zum erſten Mal in die Welt des Sonnenlichts hinauszublicken ſchien. Aber

seine Augen lagen nur wie abwesend auf der üppigen Gestalt, die hier von sinnentrunkener Künstlerhand geschaffen war; er hätte wohl selber nicht zu sagen gewußt, weshalb er vor diesem ihm so fremden Bild verweilte. Sein eigenes Werk befand sich nebenan im letzten Saale; er war ja nur gekommen, um einmal noch zu prüfen, wie viel von seinem Geheimniß es ihm unbewußt verrathen haben könne, vielleicht auch — um in dem Marmorbild noch einen Abschied von der Lebenden zu nehmen. War es ihm doch plötzlich, als sei es in der lautlosen Stille dieser Hallen noch einmal wieder sein geworden, ja fast, als müsse er durch die offene Flügelthür das Athmen des schönen Steins vernehmen.

Da — es war keine Täuschung — schlug von dort ein leiser Klagelaut ihm an das Ohr; nur einmal, aber im freien Walde von einer verwundeten Hindin, meinte er solchen Ton gehört zu haben.

Rasch war er auf die Schwelle getreten; aber er kam nicht weiter. Dort an einer der großen Porphyrsäulen, welche hier die Decken der Säle tragen, lehnte ein Mädchen, noch immer eine Mädchenknospe, wie in sich zusammenbrechend, und starrte mit aufgerissenen Augen seine Marmorgruppe an; ein kleiner Sonnenschirm, ein Sommerhut lagen am Boden neben ihr.

Nun wandte sie den Kopf, und ihre Augen trafen sich. Es war nur wie ein Blitz, der blendend zwischen ihnen aufgeleuchtet; aber das schöne, ihm zugewandte Mädchenantlitz war von einem Ausdruck des Entsetzens wie versteinert. Den schlanken Körper wie zur Flucht gebogen, und doch mit niederhängenden Armen, stand sie da; nur ihre Augen irrten jetzt umher, als ob sie einen Ausgang suchten.

Vergebens! Dort auf der Schwelle, die allein zur Freiheit führte, stand der schöne furchtbare Mann, dem — seit wie lange schon! — selbst ihre Gedanken zu entfliehen streb-

ten; zwar, wie ſie ſelbſt, noch immer unbeweglich, aber ſeine Arme waren nach ihr ausgeſtreckt.

Noch einmal wagte ſie, ihn anzublicken; dann, wie ein rathloſes Kind, vergrub ſie das Geſicht in ihren Händen; all ihre Kühnheit hatte ſie verlaſſen.

— — Und nur einen Augenblick noch ſchwankte das Zünglein der Wage zwiſchen Tod und Leben; aber dann nicht länger.

„Pſyche! Süße, holde Pſyche!“ — Seine Lippen ſtammelten; und an beiden Händen hielt er ſie gefangen.

Sie bog den Kopf zurück, und wie zwei Sterne ſah er ihre Augen untergehen. Er ließ ſie nicht; in trunkenem Jubel hob er ſie auf ſeine Arme; er bog den Mund zu ihrem kleinen Ohre nieder, und leiſe, aber mit einer Stimme, die vor Entzücken bebte, ſprach er, was er einſt nur fern von ihr gedacht: „Nun laß ich dich nicht mehr; ich gebe dich an keinen Gott heraus!“

Da regte auch der ſchöne Mund des Mädchens ſich. „Sage: n i e!“ kam es wie ein Hauch zu ihm herauf; „ſonſt muß ich heute noch vor Scham erblinden!“

„Nie!“ rief er laut; und wie Donner des Weltgeſchickes hallte es von den Wänden des hohen Saales ihm zurück. „Nie, ſo lang ich hier im Lichte wandle!“

„Nein; ſage: nie in alle Ewigkeit!“

„Nie in alle Ewigkeit! — Auch drunten, unter den flüſternden Schatten will ich bei dir ſein!“

Seine Augen ruhten auf dem ſüßen Antlitz, das ſie noch immer mit geſchloſſenen Lidern ihm entgegen hielt. Nun aber ſchlug ſie leiſe die Wimpern auf; erſt noch ein wenig zögernd, dann immer vertrauender blickte ſie ihn an, und immer ſonniger wurde der Ausdruck ihres lieblichen Geſichtes.

Wie lange er ſie ſo an ſeiner Bruſt gehalten? — Wer könnte es ſagen! — Ein Vogel, der von draußen aus den

Kaſtanienbäumen gegen die Fenſterſcheiben flog, brachte den erſten Laut der Außenwelt zu ihren Ohren.

Da ließ er ſie ſanft zu Boden gleiten; nur mit einem Arm noch hielt er die leichte Geſtalt umfangen. „Aber du!“ ſagte er — und es war, als wenn er plötzlich mit Erſtaunen ſie betrachte — „du ſchöne Lebendige, wie biſt du nur hierher gerathen? Oder verſteht vielleicht das Glück ſich ganz von ſelbſt?“

Sie wies mit ſcheuem Finger auf die Marmorgruppe und barg zugleich den Kopf an ſeiner Bruſt. „Das da,“ ſagte ſie. „Sie ſprachen davon, daß es das Lieblichſte von Allem ſei.“ — Und kaum hörbar, ſo daß er ſich tief zu ihrem Munde neigte, ſetzte ſie hinzu: „Ich mußte es allein ſehen, eh die Anderen mit mir kamen. Mich trieb eine Angſt — — nein, frag mich nicht! ich weiß nicht was! Aber hier hab ich mich ſehr gefürchtet.“

„Welche Anderen?“ fragte er.

„Die mit mir hier ſind: mein Oheim und meine Mutter. Ich war mit ihnen oben in den Gemäldeſälen; ganz heimlich bin ich ihnen fortgelaufen.“

Dann plötzlich ſchoß es wie ein Blitz des alten Übermuthes über das ein wenig blaſſe Antlitz. „Aber,“ rief ſie, „wie heißt du denn? Mein Gott, ich weiß nicht einmal deinen Namen!“

„Ja, rath einmal!“

Sie ſchüttelte das Köpfchen, daß die blonden Haare ihr in die Stirn fielen. „Nein, rathe du zuerſt!“

„Ich? Was ſoll ich rathen?“

„Was du rathen ſollſt? Als ob ich keinen Namen hätte!“

„Aber den kenne ich ja längſt!“ Er ſtrich das ſeidene Haar ihr von der Stirn. „Sieh nur hin! Das biſt du ja! Und glaub es nur, ich habe jeden Tag zu dir geſprochen in all der langen, langen Zeit.“

Von dunklem Purpur übergoſſen, ſchlang ſie die Hände um ſeinen Hals und ließ ihn tief in ihre Augen blicken. „O, welch ein Glück, daß du der Künſtler biſt!“

Mit beiden Armen umfaßte er die Geliebte und küßte zum erſten Mal den jungfräulichen Mund. — Dann aber flüſterten ſie ſich ihre Namen zu, ganz leiſe, als ſeien es Geheimniſſe, die ſelbſt die ſteinernen Geſtalten um ſie her nicht wiſſen dürften; und als ſie ſeinen Namen hörte, rief ſie: „O, wie ſchön! Du konnteſt gar nicht anders heißen!“ Er aber blickte ganz träumeriſch auf ſie nieder; er konnte es nicht verſtehen, daß ſie „Maria“ heiße.

Sie lachte, als er ihr das ſagte, und flüſterte ihm zu: „Die alte Bürgermeiſterin ſagt es auch, ich ſei verkehrt getauft.“

„Getauft!“ wiederholte er faſt ſtaunend. „Wie ſeltſam doch, daß du getauft biſt!“

Einen Augenblick ſah ſie ihn fragend an; dann wie zwei glückliche Kinder lachten beide mit einander.

Aber ſie waren hier nicht mehr allein. Vom Eingange her nahten ſich Schritte, und im mittleren Saale wurde eine noch immer ſchöne Frau am Arme eines älteren Mannes ſichtbar.

„Dein Töchterchen,“ ſagte dieſer, nicht ohne einen Ausdruck von Beſorgniß, „ſcheint doch nicht hier zu ſein.“

Die Frau an ſeinem Arme lächelte. „Du mußt dich ſchon daran gewöhnen, daß ſie ihre eigenen Wege geht; ſie wird wohl oben noch von irgend einem Bild gefangen ſein. Aber die gerettete Pſyche, wo iſt denn die?“

Sie erhielt keine Antwort; denn in demſelben Augenblicke hing auch das Kind an ihrem Halſe. „Hier iſt ſie, Mutter; deine Tochter iſt es! O, ſeid beide gut und freundlich!“ Die jungen Augen glänzten; über die geöffneten Lippen ging ſchwer der Athem aus und ein.

„Mein Kind, mein liebes Kind!“

Die Mutter wollte ſie beruhigen; aber ſchon hatte ſie in freudiger Haſt deren beide Hände ergriffen und zog ſie über die Schwelle in den letzten Saal, wo der Geliebte in ſtummer Erwartung neben ſeinem Werke ſtand.

* * *

Daheim in der Werkſtatt des Künſtlers ging derweile zwiſchen den Statuen und Modellen eine kleine, alte Frau umher. Sie ſchien ſo recht nicht etwas vorzuhaben, trotz des Staubtuches in ihrer Hand, mit dem ſie hie und da an den umherſtehenden Dingen ſich zu thun machte. Endlich hatte ſie ſich in den Seſſel neben der Modellirſcheibe niedergelaſſen, ein ſtiller Seufzer ging über ihre Lippen, ein Seufzer, daß doch die großen Kinder, ja auch die allerbeſten, ſich von dem Mutterherzen löſten. Sinnend blickte ſie auf die leere Stelle, die noch vor Kurzem das letzte Werk ihres Sohnes eingenommen hatte.

Da wurden Schritte und Stimmen auf dem Hausflur laut, und noch bevor ſie aus ihren ſchweren Gedanken ſich emporgearbeitet hatte, waren durch die geöffnete Thür zwei Paare zu ihr eingetreten. Das ältere war ihr gänzlich unbekannt, aber hinter dieſem der junge Mann, an deſſen Arm das ſchöne Mädchen hing — ſo konnten ihre alten Augen ſie nicht trügen — das war denn doch ihr Sohn!

Voll Verwirrung war ſie aufgeſtanden; aber ſchon hatten die jungen ſchönen Menſchen ſich ihr genähert und ihre Hand gefaßt. „Mutter,“ ſagte der Sohn, „hier haſt du mein Geheimniß! Dies Kind behauptet zwar, daß ſie Maria heiße; aber du ſiehſt ja wohl, daß es die Pſyche iſt, die lebendige, meine Pſyche, durch die nun ich und meine Werke leben werden!“ Und ſich freudig aufrichtend und drüben ſeinem unvollendeten Werke zunickend, ſetzte er hinzu: „Auch dich, Walkyre, wird ſie aus deinem Bann erlöſen!“

Die alte Frau aber hielt jetzt die Pſyche an ihren beiden kleinen Händen; ſie betrachtete ſie aufmerkſam, ja faſt mit Staunen; aber immer inniger wurde dieſer Blick, bis dann das ganz erſchütterte Kind in ihren mütterlichen Armen lag.

Der junge Künſtler ſtand, wie träumend das Haupt geneigt; ihm war, als höre er in weiter Ferne das Wellenrauſchen der Nordſee. Und auch die Geliebte ſchien er mit ſich dahin gezogen zu haben; denn aus ihren Thränen wandte ſie plötzlich den Kopf zu ihm empor und ſagte: „Aber du, die alte Bade-Kathi muß doch mit zu unſerer Hochzeit!“

Da löſte ſich die Stille in ein heiteres Lachen des Glückes; ganz vernehmlich blies der Faun auf ſeiner Flöte, und am Himmel draußen ſtand in vollem Glanz die Sonne, noch immer die Sonne Homers, und beleuchtete wieder einmal ein junges aufblühendes Menſchenſchickſal.

Am anderen Morgen aber flog mit dem erſten Bahnzuge, der nach Norden ging, ein kurzer jubelnder Brief nach der alten Stadt an der Meeresküſte.

Eekenhof.

Es klingt wie eine Sage, und man könnte es faſt für eine ſolche halten; an mehreren Orten ſoll es geſchehen ſein, und die Poeten haben hie und da einen Fetzen davon abgeriſſen, um ihn, jeder nach ſeiner Weiſe, zu verwenden. Dennoch möchte ich eine abgelegene Wieſe unſerer engeren Heimath, auf welcher die deutlich erkennbare Vertiefung eines jetzt verſchütteten Ringgrabens und einige halbzerſplitterte Eichenrieſen am Rande derſelben die Stätte eines einſtigen Herrenſitzes anzeigen, für den Schauplatz halten, auf welchem dieſe Schatten der Erinnerung einſt in lebendiger Geſtalt vorübergingen. Nicht etwa, weil es dort vor Jahren noch in ſelten ausführlicher Überlieferung erzählt wurde; aber es iſt nachweisbar von Geſchlecht zu Geſchlecht bis in die Gegenwart heraufgeklommen, und wenn wir die Stufen wieder abwärts ſteigen, ſo treffen wir auf den erſten Erzähler, deſſen Name in dem noch erhaltenen Kirchenbuche verzeichnet ſteht, der nicht nur die Uhr des alten Herrenhauſes in ſeinem Dorfe noch hat ſchlagen hören, wenn juſt die Luft nach dieſer Richtung wehte, ſondern der im Vorbeigehen auch noch den alten menſchenſcheuen Herrn in einſamer Mittagszeit unter einer der großen Eichen ſitzen ſah, den greiſen Kopf unbeweglich nach dem in jähem Verfall begriffenen Gebäude hingewandt. Bei ſtillem Wetter, wenn etwa die Auguſtſonne recht

heiß vom Himmel brannte, hat man es hören können, wie drinnen der Kalk herabgerieſelt, wie es im Gebälk gekracht oder gar, wer mag wiſſen was, mit dumpfem Fall herabgeſtürzt iſt.

Jetzt iſt Alles längſt verſchwunden; aber auf den verſtaubten Trümmern eines hölzernen Epitaphiums, welche in meiner Jugend auf dem Boden der dortigen Dorfkirche lagen, war noch das Bild des alten Herrenhauſes ſichtbar, wie es ſich einſtöckig mit hohem, faſt fenſterloſem Unterbau innerhalb des Ringgrabens erhoben hat. Nach der Structur der beiden Zackengiebel zu urtheilen, mußte es im ſechzehnten Jahrhundert erbaut ſein; die gegen Morgen belegenen Fenſter des oberen Stockwerks ſchienen in ihrer Zuſammenſtellung anzudeuten, daß ſich dort, wie in den meiſten derzeitigen Landſitzen des Adels, zunächſt der Stiege die kleinere Winter- und daran in gleicher Lage die geräumige Sommerſtube oder, wie man gern zu ſagen pflegte, der Ritterſaal befunden hatte.

Und ſo ſtimmt es auch mit jener bis auf uns gekommenen Erzählung; aus dieſer iſt ſogar noch weiterhin zu ſchließen, daß man aus dem Saal in einige gegen Abend belegene Kammern habe eintreten und durch dieſe wieder auf den oberen Flur habe hinausgelangen können. Der Saal ſelbſt aber, welcher die Bildniſſe aus dem mütterlichen Geſchlechte des letzten, in ſeiner Jugend verſchollenen Eigenthümers ſoll enthalten haben, ſpielt noch heute in der Phantaſie des Volkes eine Rolle; noch jetzt weiß man von dem Bilde eines jungen blonden Obriſten im Reiterkoller aus der Zeit der Grafenfehde, über deſſen blaſſes Antlitz eine blutrothe Narbe hingelaufen, und neben dieſem von einer ſtolzen ſchwarzäugigen Dame mit Reiherfedern auf dem Schlapphute und einem Stieglitz auf der Hand. Das verbundene Geſchick dieſes Paares ſoll für das des ganzen Geſchlechtes vorbeſtimmend geweſen ſein; aber die Sage über ſie iſt ver-

ſchollen; nur will man wiſſen, wenn bei der Ihren einem der Todeskampf begonnen habe, dann ſei, wann immer und zu welcher Tages- oder Jahreszeit, ein wunderſamer Vogelgeſang erſchollen und jählings wieder ſtumm geworden, ſobald die Seele ſich von ihrem Leib gelöſet habe. Neben der Thür aber, welche in eine der weſtlichen Kammern führte, hing ein anderes Frauenbild, an welches unſere Erzählung ihre Fäden anknüpft.

Wenn außerdem die Überlieferung von einem Walde wiſſen will, an deſſen Rande einſt das Haus gelegen habe, ſo gab auch hievon jenes Epitaphienbild eine Andeutung; denn zur Linken außerhalb des Ringgrabens zeigte ſich ein Heckthor, hinter dem ſich ein Weg in Bäumen zu verlieren ſchien.

* *
*

In der zweiten Hälfte des ſiebzehnten Jahrhunderts, um die Zeit, da Herzog Chriſtian Albrecht und der däniſche König gemeinſchaftlich das Land regierten, iſt es geweſen, als dieſer Hof — im Volksmunde, wie noch jetzt der Platz, wo einſt das Haus geſtanden, „Eekenhof" genannt — durch Heirath in den Beſitz eines Herrn Hennicke kam, der vordem als Hofjunker unter des Herzogs Leuten lebte. Er iſt ein jüngerer Sohn geweſen und ſoll von ſeinen Knabenjahren an das Majoratsgut ſeines Hauſes nur mit Neid und Haß in ſeines älteſten Bruders Hand geſehen haben; denn Habgier und Verſchwendung haben in ſeinem Herzen ſich geſtritten. Zum Glücke aber gab es auch ſchon derzeit jenes zweite Mittel, um mühelos, wie durch Geburt, zu Hab und Gütern zu gelangen; und es iſt auch zweimal glücklich von ihm angewandt worden, ſo daß ſpäterhin die Rede ging, Herr Hennicke lebe von ſeinen beiden Weibern, der lebenden und der todten.

Die Erſte, die er freite, war ein ſcheues Kind vom Lande;

ſie hatte weder Eltern noch nahe Blutsfreunde; aber das Herrenhaus zwiſchen den alten Eichen war ihr freies Eigen; dazu der Wald und drunten das Kirchdorf mit den Strohdächern der Pachtbauern und der Hörigen. Nicht aus Luſt hatte ſie nach ihres Vaters Tode ſich in die Stadt begeben; auch war die Baſe, der Herzogin Hoffräulein, die ſie in ihr Haus geladen hatte, ihr viel zu muthwillig; aber ihrem Vater, der ſehr jung geſtorben war, hatte ſie geloben müſſen, nach ſeinem Abſcheiden für die Sommerſtube ihr Bildniß von des Herzogs Maler Jurian Ovens fertigen zu laſſen. „Das gehört noch an die leere Stelle," hatte er geſagt; „dann kann der Schlüſſel abgezogen werden, wir ſind dann Alle wie in einer Gruft beiſammen."

Die düſteren Worte hatten ſie erſchreckt, und ſie hätte ſich wohl lieber um eine andere Urſach malen laſſen; aber des Vaters Wille mußte doch geſchehen.

Und das Bildniß wurde wie ſie ſelber. Das Hoffräulein mochte ihr noch ſo oft das Kinn emporheben und lachend zu ihr ſagen: „Du ſollſt nur wiſſen, was für beſondere Schönheit an dir iſt!" — die blauen Augen wußten nichts von dieſer Schönheit und blickten nach wie vor, als bäten ſie nur um Schutz in ihrer Einſamkeit.

Daß ſie als Braut nach ihrem ſtillen Herrenhaus zurückkehren ſollte, hatte ſie wohl nicht gedacht; auch ſoll die muntere Baſe oft nachher geſprochen haben, ſie habe den ſchwarzen Henne wohl gerne nicht genommen; ſie hab nur nicht gewagt, ihm nein zu ſagen, und da ſie einmal ja geſagt, ſo ſei ſie viel zu gut und lang nicht klug genug geweſen, ihm wieder nein zu ſagen.

* *
*

Als Herr Hennicke zu ſeiner Hochzeit über die Ziehbrücke in den Eekenhof einritt, war droben an der Wand des Saales, wo das Feſt bereitet ſtand, die leere Stelle

ausgefüllt, und die Gäſte ſahen mit Verwunderung bald auf die ſtille, in lichtes Gewand gekleidete Braut in ihrer Mitte, bald auf ihr Bild, das, ganz ihr gleichend, ein blühend Myrtenzweiglein in der Hand, aus dunklem Rahmen von der Wand herniederblickte und die Bilderreihe des zu Ende gehenden Geſchlechts beſchloß.

Unter den Hochzeitsgäſten iſt von der Sippſchaft der Braut nur die Baſe aus der Stadt geſehen worden; die Freundſchaft des Bräutigams ſind ſtolze herriſche Männer geweſen, und Herr Hennicke hat mit ihnen getrunken und ſich wenig um die Braut gekümmert.

Als der Tag vorüber und dann Alle, mit ihnen auch die luſtige Baſe, den Eekenhof verlaſſen hatten, iſt die junge Frau in Einſamkeit zurückgeblieben; denn ihr Eheherr, wenn er nicht zu Gelag und Spiel bei ſeinen Nachbarn war, hatte draußen genug zu thun, um, wie er ſagte, ein richtig Regiment zu ſchaffen; die Pachtbauern ſollten ganz anders jetzt den Säckel ziehen, der Schweiß der Hörigen ganz anders noch den Acker düngen. Den Vogt und das Geſinde ſah er ſich mit ſcharfen Augen an: die alten Diener, deren Knochen ihm nicht ſtark genug erſchienen, hieß er gehen. Seines Weibes Fürbitte, wenn ſie ſich je und je hervorwagte, hat er mit hartem Wort zurückgeſchreckt, daß ſie mit ſcheuem Aufblick ſtumm geworden iſt; und bald hat ſie gezittert, wenn draußen auf der Treppe nur ſein Schritt erſcholl. Mitunter, wenn ſie aus ihrer Wirthſchaft über die Brücke hinausgegangen war, ſei es, um drüben unter den Eichen ein Weilchen auf der kleinen Bank zu ruhen oder ſeitwärts durch das Heckthor ein paar Schritte in den Wald zu ſchlendern, dann iſt es wie ein Traum auf ſie gekommen, als ſei vor Zeiten — und wenn ſie nachgeſonnen, gar noch nach ihres Vaters Tode — hier große heitere Geſellſchaft um ſie her geweſen, die dieſe Orte nun für alle Zeiten verlaſſen habe; und doch hat ſie gewußt, es ſei auch damals

ſo einſam hier wie jetzt geweſen, und grübelnd iſt ſie in das ſtille Haus zurückgegangen.

Dennoch, nachdem die Zeit verlaufen war, iſt es gekommen, daß bei einem Gelage in der Nachbarſchaft die Gäſte auf die Ankunft des erwarteten Erben haben trinken wollen. Als aber ein alter Herr gemeint, man ſolle zunächſt des jungen Weibes denken, daß ſie die ſchwere Stunde glücklich überſtehe, iſt eine Gegenrede laut geworden: „Was Weib! ein Weib iſt ein zerbrechlich Ding! Stoßt an, wir wollen auf den Buben trinken.“

Und als Herr Hennicke hierauf nur träg ſein Glas erhoben, hat ihm ein Anderer lachend zugerufen: „Du ſinnſt wohl, Hennicke, wenn du dein Weib mit einem Buben tauſchen müßteſt, wie lang du auf dem Hofe noch den Herrn zu ſpielen hätteſt? Ich will dir rechnen helfen; mit einundzwanzig Jahren ſind die Junker mündig!“

Der halbtrunkene Gaſt mochte nicht weit vom Ziel getroffen haben; denn Herr Hennicke hat ihn drohend angeſehen: „Schweig, Wulf! Ruf den Tod dir in dein eigen Haus!“ Dann hat er im vollen Haufen angeſtoßen, daß das Glas zerſprungen und der Wein verſchüttet iſt.

Danach aber, wenn er je zuweilen das bleicher werdende Antlitz ſeines Weibes geſehen hat, ſind jene Worte ihm allzeit wieder vor den Ohren und die weinrothen Augen deß, der ſie geſprochen, vor dem innern Blick geweſen.

— — Und die ſchwülen Spätſommermonde ſind gekommen. — Und, da ihre ſchwere Stunde näher rückte, hat das junge Weib die Nachmittage in dem Ritterſaal verbracht; denn hier in dem weiten Raume, deſſen Fenſter dann im Schatten lagen, war es friſch und kühl. Schon als Mädchen hatte ſie gern mit ihrer Arbeit hier geſeſſen; jetzt nähte ſie eifrig an der kleinen Ausſteuer für die Wiege, die voll ſchwellender Kiſſen ſchon daneben in der Kammer ſtand; und wenn ein Käppchen oder ein Hemdlein auch nur

zur Hälfte fertig war, dann hielt ſie's vor ſich hin und betrachtete es, halb im Entzücken, halb in dunklem Grauen. Früher und noch bis vor Kurzem war die Schaffnerin, die alte Maike, ihr zur Geſellſchaft dageweſen, aber auch dieſe hatte Herr Hennicke verabſchiedet, weil ſie, ſo ſagte er, zu alt in der Herberge geworden ſei; in Wahrheit, weil ſie der ſtummen Klage in ſeines Weibes Auge unterweilen ihren fertigen und dreiſten Mund geliehen hatte. Daher iſt jetzt nur die ſtille Geſellſchaft der Bilder ihrer Vorfahren um die junge Frau geweſen; aber faſt von allen wußte ſie, ſei es, was ihr Leben einſt erfüllt oder was, oft jählings, aus demſelben ſie hinausgetrieben hatte. Einſt hatte die alte Maike ihr das erzählt; jetzt war ihr, wenn ſie auf die einen oder anderen blickte, als erzählten es die todten Bilder ſelber, daß ihres Lebens Luſt und Jammer nicht vergeſſen werde. Und von dem milden Antlitz ihres Vaters gingen ihre Blicke ſtets nach jener fernſten Ecke, wo in dem Schatten der Fenſterwand des jungen bleichen Obriſten Bildniß hing; von dieſem weiter zu der ſtolzen Dame mit der Reiherfeder, die jetzt mit ihren dunklen Augen in das Leere ſchaute. Dann ſchrak ſie wohl zuſammen und ließ die kleine Arbeit aus den Händen fallen; denn ihr war geweſen, als hübe auf der Dame Hand der Stieglitz ſeine Flügel, als ob er plötzlich ſeinen Sang beginnen wolle. Aber wenn ſie mit aufgeriſſenen Augen horchte, ſo war es todtenſtill im Saale.

Auch einmal, da in der ſteigenden Dämmerung es immer einſamer um ſie geworden war, als auch draußen das Rauſchen in den Eichen aufgehört hatte und ihr die müden Hände in den Schoß geſunken waren, iſt es über ſie gekommen, als wäre in dem leeren Saal nun auch ſie ſelber nicht mehr da, ſondern ſtatt ihrer nur noch ihr Bildniß, das mit den anderen in den ſtillen Raum hinabſehe. Sie hat verſucht, die Arme oder den Fuß zu ſtrecken, aber ſie hat

es nicht vermocht; ihr iſt geweſen, als ſei ſie nun für immer leblos in den dunklen Rahmen des Bildes feſtgebannt. Das finſtere Wort des Vaters hat vor ihr geſtanden; doch als es jählings ſie durchfuhr, daß dies den Tod bedeuten möge, da hat die Mutterangſt aus ihr geſchrieen: „Mein Kind, mein Kind! Was ſoll aus meinem Kinde werden!“ Und mit gelöſten Gliedern iſt ſie aufgeſprungen und in dem faſt dunklen Saal umhergewandert; als ſie aber an ihrem eigenen Bild vorüber gekommen, hat ſie geſchaudert und iſt dann eilig in die Kammer nebenan geflohen, allwo ſie mit der theuren Bürde unter ihrem Herzen an der Wiege hingeſunken iſt.

Herr Hennicke hat dies nie erfahren; aber ſein junges Weib hat es in ihrer letzten Noth ihrem alten Seelſorger, dem Paſtor drunten aus dem Dorfe, anvertraut; von dieſem iſt es auf ſeinen Nachfolger Albertus Petri übertragen worden, welcher vor ſeinem Dienſtantritt als Informator in Herrn Hennickes Hauſe lebte und ſpäter der erſte Erzähler dieſer Geſchichte wurde.

* * *

Und als die Zeit erfüllt war, ſind nach ſchwerer Angſt die Kammerwände von der matten Stimme eines Knäbleins angeſchrieen worden; die Mutter ſelber aber hat am dritten Tage ein Schlaf befallen, aus welchem die Seele nicht mehr Kraft gehabt hat ſich emporzuringen. Und wieder danach am dritten Tage, da eben durch die kleinen Scheiben das letzte Sonnengold hereinleuchtete, iſt draußen aus der Abendſtille ein ſüßer Vogelgeſang erſchollen, obwohl die Zeit des Singens längſt vorüber war und ſchon der Herbſt die Blätter von den Bäumen riß. Die Kranke aber iſt aus ihrem Fieber aufgefahren und hat mit Wehelaut gerufen: „Der Stieglitz! Maike, ach, der Stieglitz ſingt!“ Und als im

ſelben Augenblick Herr Hennicke mit hartem Schritt hereintrat, iſt er in jähem Schrecken an der Schwelle feſtgehalten worden und hat mit vorgerecktem Halſe horchend dageſtanden.

Da war es, als ob der Vogelſang ſich nebenan im Bilderſaal verliere; dann ward es völlig ſtill, und auch die Wöchnerin ſank ſtumm in ihre Kiſſen; doch als Herr Hennicke herzutrat, lag nur noch ſeines Weibes Leiche vor ihm.

Als bald danach die Wehmutter, welche im Hauſe verblieben war, das weiße Linnen über der Todten Antlitz deckte, ſtand der Wittwer an der Wiege und ſtarrte ſchweigend auf das ſchwache Weſen, das dort in den Kiſſen um die Lebensluft zu ringen ſchien. Da trat das Weib auf leiſen Sohlen zu ihm: „Betet zu Gott, Herr Hennicke!“ ſprach ſie; „aber getröſtet Euch nicht, daß Euch das Kind behalten bleibe!“

Er fuhr zuſammen und wandte raſch den Kopf. Das Weib erſchrak faſt, als er ſie mit ſeinen ſchwarzen Augen anſah. „Das Kind? Was meinſt du?“ rief er. „Daß auch das Kind noch ſterben ſollte?“

Die Alte wurde faſt verwirrt; er ſprach ſo laut; doch weder Schreck noch Kummer war in ſeiner Stimme. „Das liegt in Chriſti Händen,“ ſagte ſie; „aber ſaht Ihr's denn nicht? Es ſteht ein Lächeln um der Leiche Mund; ſo liegen nur, die bald ihr Liebſtes nach ſich ziehen.“

Sie trat zurück, um von der Todten Angeſicht das Linnen abzudecken; aber Herr Hennicke packte raſchen Griffes ihren Arm. „Geſchwätz,“ ſtieß er mit heiſerem Laut hervor, „wenn du nichts Anderes zu berichten weißt!“

„Laßt mich, Herr Hennicke!“ ſagte die alte Frau. „Ihr ſeid ein großer Herr; aber der Todten Angeſichter verſteh ich beſſer doch als Ihr! Harret eine Viertelſtunde hier an Eures Kindes Wiege, ſo werdet Ihr die Gichter kommen ſehen.“

Und Herr Hennicke blieb und ſah die Gichter in dem kleinen Antlitz zucken. Dann ſchritt er aus der Kammer und durch den Saal; aber er ſah nicht auf, wo ſeines Weibes Bildniß hing. Eilends ſtieg er in den Hof hinab, und bald ſaß er zu Pferde, und ſeine großen Hunde neben ſich, ritt er über die Brücke in die ſchon dunkelnde Nacht hinaus. Er ritt auf dem engen Wege um den Wald herum, quer über die Felder um das ganze Gutsgebiet; ſeine Blicke ſtreiften über das dämmernde Land mit einer Sicherheit, wie ſie es nie gethan. Der Erbe dieſes Grundbeſitzes lag ſterbend in der Wiege; er aber war der Vater und der Erbe dieſes Erben! Er ſtieß ſeinem Pferde die Sporen in die Weichen, daß es bäumend in die Luft ſtieg; aber er zwang es nieder auf die Vorderfüße, ſeine Fauſt war kräftiger als je. „Vorwärts! Wir traben bald auf eigenem Grund und Boden!“ Seine Bruſt hob ſich; mit Mühe bändigte er ein Jauchzen, das faſt die ſtille Nacht erſchüttert hätte. Als er zu Hauſe von dem ſchäumenden Rappen ſtieg, kam ihm die Bauerndirne, die als Kindsmagd war gemiethet worden, mit Geheul entgegen: das Kind lag abermals in ſeinen Gichtern.

Am anderen Morgen kam der Arzt, und am folgenden Tage kam er wieder; und während er an der Wiege des Kindes war, ging Herr Hennicke in athemloſem Wandern in der Winterſtube auf und ab; aber die Wage ſtand immer noch zwiſchen Tod und Leben. Als am dritten Tage der Doctor zu ihm ins Gemach trat, ſtreckte er Herrn Hennicke die Hand entgegen und ſprach mit heiteren Augen: „Die edle Todte hat Euch ein theueres Pfand gelaſſen; Gott hat geholfen, Euer Kind wird leben!“

Seit jenem Augenblicke haßte Herr Hennicke den alten Arzt; noch mehr aber ſeinen eigenen Sohn.

* *
*

Das Weſen des Mannes wurde ſeit dem Tode der ſanften Frau noch finſterer und gewaltſamer. Wenn die Hörigen ſäumig waren oder die Pachtbauern mit ihrem Zinſe oder den Maſt- und Schweinegeldern im Rückſtand blieben, ließ er die einen in den Block legen oder peitſchen, für die anderen ſuchte er alte, längſtvergeſſene Strafen aus dem Staube der Archive. Freilich, der Gelder konnte er nicht entrathen; denn er liebte Weiber und Gelage und war auf Wochen oftmals in der Stadt, im fröhlichen Verkehre mit des Herzogs Leuten; und wenn auch noch auf zwei Jahrzehnte der Gutsertrag in ſeine Caſſe floß, er war noch jung, und die Mündigkeit des Kindes traf noch in ſeine beſten Mannesjahre. Wenn der Geburtstag ſeines Sohnes ſich jährte, es war ihm nur ein Merkmal der ihm drohenden Verarmung. Überdies war ſchwere Zeit damals in den ſiebziger Jahren des vorletzten Jahrhunderts; Kriegs- und andere Laſten drückten, und der mitregierende König achtete weder des Volkes noch der Stände Rechte. Es half Herrn Hennicke nicht viel, daß er jeden Anlaß nahm, um Bauernfeld in Hoffeld umzuwandeln; es wurde noth, nach einer zweiten Erbtochter mit freiem Eigen auszuſchauen; vielleicht in einer Zeit, wo er weniger als je dazu den Antrieb ſpürte.

Allein es wollte nicht ſo glücken wie das erſte Mal. Auf mehreren Herrenſitzen hatte er ſchon angeklopft; aber die Töchter waren meiſtens aus der anderen Thür gegangen, wenn er zur einen eingetreten war. Die niedrige Stirn des Mannes unter dem ſchwarzen, kurz geſchorenen Kraushaar wollte ihnen nicht gefallen; ſie ſahen lieber auf ihre Vettern und Freunde, welche ſchon die zierliche, von Herrn Hennicke ſtets verſchmähte franzöſiſche Perrücke auf ihren jungen Köpfen trugen; auch munkelte es ſtark, daß trotz des Freierganges der ſchwarze Mann von einer niederen Leidenſchaft gehalten ſei und, gleich dem Bauern, nur das Gut freien gehe.

So kam es endlich, daß er zu einem lang gemiedenen saueren Weg sich rüstete.

Hinter dem Walde von Eekenhof, von dessen Herrenhaus nur eine halbe Stunde fern, saß eine Erbtochter ganz allein auf ihrem nicht gar großen, aber schuldenfreien Hofe. Sie war ein Waisenkind von etlichen dreißig Jahren, eine herbe wirthschaftliche Jungfrau, deren farbloses Antlitz mit dem glatt gescheitelten Flachshaar stets so sauber gehalten war wie die tannenen Fußböden ihrer Zimmer, von denen die Bauern sagten, daß man den Braten von den Dielen essen könne. Vor etwa zehn Jahren war die Meinung aufgekommen, ein armer Vetter werde bei der wohlhäbigen Base sich ein sicheres Nest erwerben; aber es war nicht dazu gekommen, und einem neugierigen Frager hatte mit verschmitztem Lächeln der junge Fant erwidert: „Wenn sie nur Brauen auf den Schädelbogen hätte! Ich fürchte mich vor ihren nackten Augen!“

Seit jener Zeit hatte die Jungfrau an ihrer Aussteuer nur noch emsiger gesponnen als je zuvor. Des Tages über saß sie allein an ihrem Rade und spähte unterweilen aus ihren kleinen Augen auf die vorbeiführende Heerstraße, ob nicht zu Roß oder zu Wagen ein Freier angefahren komme; am Abend, zumal im Winter, wenn die Wirthschaftsarbeit abgethan war, schnurrten auch die Räder der leibeigenen Mägde um sie her, und war die Herrin zum Schlaf in ihre Kammer gegangen, so mußten die Dirnen stundenlang noch in der kalten Stube weiter spinnen; klagten sie am anderen Morgen, daß sie mit den steifen Fingern den dicken Wocken, den sie ihnen zur Nacht noch aufzustecken pflegte, nicht völlig hätten zwingen können, so wickelte sie den Flachs um ihre Finger und sengte ihnen denselben daran ab. Sie soll dabei gesagt haben: „Nun wird's wohl heiß genug sein für die ganze Woche!“

Da eines Morgens, als sie von ihrem Spinnrade in

den grauen Regentag hinausäugte, kam ein Reiter mit zwei großen Hunden dem Thore ihres Hofes zugetrabt. Ihre dünnen Lippen verzogen ſich zum Lächeln; denn es war Hennicke, den ſie ſeit ſeiner Frauen Hingang ſchon jeden Tag erwartet hatte. Sie lächelte ſogar noch, wenn auch ein wenig ſäuerlich, als mit Herrn Hennicke ſeine Hunde ſich ins Zimmer drängten und ihre ſchmutzigen Tatzen auf die weißen Dielen ſetzten.

Herr Hennicke ſah weder ihr ſüßes noch ihr ſaueres Lächeln; bald aber ließ er ſich von ihr Trepp auf Trepp ab im Hauſe umherführen; ſie ſchloß ihm, einen nach dem andern, die ſchweren Eichenſchränke auf und wies ihm prunkend die aufgeſpeicherten Geſpinnſte; und da nun Land und Sand ſich ſelber lobte, ſo lobte der Freier auch die Schätze in den Schränken. Die Dirnen aus der Küche aber ſchlichen ihnen nach, kicherten und guckten um die Ecken und hatten es bald heraus, daß hier ein Liebeswerk im beſten Gange ſei.

Nur eine Bedingung, vielleicht um ſicherer die Zügel zu behalten, knüpfte die Jungfer Benedicte an die Vergabung ihrer Hand: der Bräutigam ſollte zu ihr auf ihren Erbhof ziehen; ſie wollte nicht auf fremdem Boden wirthen. — Und ſo kam es, daß das alte Haus des Eekenhofs verlaſſen wurde und nichts zurückblieb als droben in der großen Sommerſtube ein paar verblichene Seſſel und die Bilder der Verſtorbenen.

Auch der Erbe des alten Hofes, der kleine Junker Detlev, ſtörte die junge Ehe nicht. Bei ſeines Vaters Hochzeit war er noch im Dorfe drunten in Koſt und Pflege einer Bäuerin; dann aber hatte die luſtige Baſe den Knaben zu ſich in die Stadt genommen; denn ein Gerücht hatte ſich erhoben, daß auf dem Eekenhof das Bild der todten Frau in hellen Mondnächten aus dem Rahmen ſteige und ihr Kind durch alle leeren Kammern ihres Hauſes ſuche. Seit-

dem es nun bei einer von den Ihren war, sollte das unruhige Wandern sich verloren haben.

Herr Hennicke lachte zwar, als er von einem Nachbarn darauf angesprochen wurde; der aber meinte, hinter seinen weißen Zähnen sei es dem Hennicke schon recht gewesen, daß sein Lager nicht noch unter dem alten Dache stehe und daß die Todte nun zufrieden schiene. Nicht unrecht mag es ihm auch gewesen sein, daß die wohlhabende Base den Knaben ohne Entgelt aufgenommen hatte; denn die Zeiten wurden immer knapper, von den Ständen wurde auf den Landtagen immer mehr gefordert, sogar die Kosten der auswärtigen Gesandtschaften waren ihnen letzthin aufgebürdet; im Hause aber ließ Frau Benedicte ihn zur Genüge darüber hören, daß er nicht zweimal in der Woche, was ihr doch selbst in ihrem Jungfrauenstande allzeit genug gewesen sei, bei Weißfisch und dünnem Bier mit ihr zu Mittag sitzen wollte.

* * *

Der Kindersegen dieser Ehe war schon im ersten und im zweiten Jahre eingetroffen und damit abgeschlossen worden. Es sind zwei untersetzte, kurzbeinige Buben gewesen; trotz des Vaters mit schier rothbrandigem Haar, wie auch nach einem schwarzen Juden mitunter wohl ein Rothkopf aufzustehen pflegt. Herr Hennicke hat sie seine beiden Füchse geheißen und an ihren Streichen seine Lust gehabt. Man erzählt, da sie noch klein gewesen, hat er auf ihr Begehr zwei handliche Schubkarren für sie fertigen lassen; die pflegten sie in einer nahen Sandgrube mit Kieselsteinen aufzufüllen; dann sind sie damit auf den Hof gezogen, wo auf dem Rasen vor dem Herrenhause sich ein Ring befand, in dem Herr Hennicke seine jungen Rosse an der Leine laufen ließ. In diesem Ringe haben sie mit ihren kurzen Beinen in unsagbarer Hurtigkeit ihre Schubkarren vor sich herge-

fahren und haben ſich von hüben und drüben ihr „Hott“ und „Hü“ einander zugerufen, daß alſo ein Schall entſtanden iſt, als wenn von einem Haufen Menſchen ein großes Werk betrieben würde. Wenn ſie aber deſſen müde geworden, ſo haben ſie ihre Schubkarren hingeſtellt und, abermals unter mächtigem Lärmen, ſich mit den Steinen nach den Köpfen geworfen, bis dieſe blutig und die Karren leer geweſen ſind. — Iſt über ſolchem Spiel Herr Hennicke auf den Platz gekommen, ſo hat er, je nach ſeiner Laune, entweder, die Hände unterm Wamms, mit finſterem Angeſicht dabei geſtanden, oder unter kurzem Lachen ein „Drauf, ihr Füchſe, drauf!“ den Buben zugerufen. Meiſtens aber iſt aufs Letzte Frau Benedicte aus dem Herrenhauſe über die Freitreppe hinabgeſchritten; da ſind die Buben, wenn ſie ſelbige nur kaum aus ihren nackten Augen angeſehen hat, wie in Erſtarrung ſtehen geblieben; und während dann das Weib mit ihren mageren Händen mit jeder einen derſelben an ſeinen rothbrandigen Haaren in das Haus hineinzog, hat Herr Hennicke ſich abgewandt und iſt zu Roß und Hund in ſeinen Stall gegangen.

— — Zwiſchen den Buben, oder lieber noch abſeits von ihnen, iſt mitunter auch ein Dirnlein umhergeſprungen, dem älteſten von dieſen im Alter etwa um ein halbes Jahr voraus; von ſchlankem, kräftigem Wuchs, mit ſchwarzem Kraushaar, darunter ein Paar milde blaue Augen. Sie hat nicht auf den Hof gehört, ſondern mit ihrer Großmutter, der Wittwe des früheren Förſters, in dem Unterbau des Eckenhofs gewohnt; aber Herr Hennicke hat einen Narren an dem Mädchen gehabt; er hat auch damals, als die Mutter ihr im Kindbett weggeſtorben war, ſie ſelber aus der Taufe gehoben, was ihm von Frau Benedicte, mit der er kurz zuvor den Ring gewechſelt hatte, nicht eben liebreich aufgenommen war; denn die Kleine war ein Jungfernkind, ja die Bauern und Hörigen wußten es an den Fingern, daß

ſie dem Herrn noch näher als nur durch die Taufe angehöre; auch daß er ſtatt ſeines hageren Ehekreuzes wohl gern die ſchöne Förſterstochter heimgeführt hätte, wenn dieſe nur adeligen Standes oder zum Mindeſten adeligen Vermögens geweſen wäre. Vor Herrn Hennickes Ohren freilich wurde ſolch Gerede niemals laut; auch hätte es ihn weiter nicht gekümmert, als daß er etwa die Schwatzmäuler zu beſſerem Beſinnen in den Block gelegt hätte. Mitunter, wenn ihn ſeine ſchwarzen Stunden plagten, konnte es geſchehen, daß er plötzlich zu Pferde ſtieg und nach dem alten Haus hinüberjagte. „Heilwig! Heilwig!“ rief er ſchon von Weitem, wenn er die Kleine am Ringgraben oder auf der Schwelle des Thores ſpielen ſah. Sie erſchrak dann wohl und lief ins Haus; aber es half ihr nicht; mit dem Kinde vor ſich auf dem Sattel kam er nach Frau Benedictes Hof zurück und hieß demſelben für die Nacht die Kammer an der ſeinen rüſten.

Freilich die kleine Heilwig ſelber hatte keine Luſt davon; Frau Benedicte gab ihr weder Blick noch Wort, und bei den Mahlzeiten, bei denen ſie auf ihres Pathen Geheiß an deſſen Seite ſitzen mußte, wurde ihr der Teller wie einem Hunde oder einer Katze zugeſchoben. War Herr Hennicke kurz zuvor in der Stadt geweſen, ſo hatte er wohl einen Chinaapfel oder eine andere Leckerei auf ihren Platz gelegt; aber ſie rührte ſie nicht an, denn die beiden Füchſe ſahen mit ſo gierigen Augen darauf hin, daß ſie den Biſſen nicht einmal zu theilen wagte. Am meiſten vielleicht fürchtete ſie die ihr unverſtändliche, gewaltſame Zärtlichkeit des finſteren Mannes ſelber. Nicht ſelten, wenn Morgens ſie in ihrem Bett erwachte, ſah ſie die ſchwarzen Augen ihres Pathen über ſich; er ſagte nichts, er ſtrich ihr ſtumm die Löckchen von der Stirn oder drückte ihr verſchlafenes Köpfchen zwiſchen ſeine beiden rauhen Hände; mitunter riß er ſie vom Kiſſen auf an ſeine Bruſt, daß ſie mit ihren nackten Arm-

chen gleich einem Opfer in des Mannes Armen hing. Wenn er dann wieder plötzlich von ihr abließ und ſchweigend, wie er gekommen, zur Kammerthür hinausgeſchritten war, ſo lag ſie auf ihr Kiſſen hingeſunken und wagte ſich nicht zu rühren, bis unten auf dem ſteinernen Hausgang ſein harter Tritt verſchollen war.

War ſie dann aufgeſtanden und hatte unter Frau Benedictes Augen ihr Frühſtücksbrot verzehrt, dann lief ſie gern ins Freie, um der Liebe des Einen und dem Haß der Anderen zu entkommen; ſei es in den Garten hinterm Hauſe, wo freilich außer den Bohnen- und den Wurzelbeeten nicht viel Liebliches zu ſehen war, oder über den weiten Hof auf die Heerſtraße, um dort von einem Walle oder einem großen Steine aus ſehnſüchtig nach der Richtung des hinter dem Walde belegenen Eekenhofes hinzuſchauen. Aber die unterſetzten Buben rannten ihr, wo ſie nur konnten, nach und plagten ſie auf alle Weiſe; ſie hießen ſie den „Kuckuk", weil ſie ihnen das beſte Futter nehme, und brachten ſie, trotz tapferer Gegenwehr, oftmals in bittere Thränen. „Ich will zu meiner Großmutter!" rief ſie dann wohl in ihrer Noth; ſie hätte das auch ſonſt wohl gerufen; aber wenn ihres Pathen Augen auf ihr lagen, dann waren ihr die Lippen wie verſchloſſen.

Eines Nachmittages, da ein fremder Pferdezieher auf den Hof gekommen war, hatte Herr Hennicke ein kleines Nordlandspferdchen eingehandelt; als aber die beiden Füchſe, welche ihn ſchon lange um ein ſolches Thier geplagt hatten, in lauten Jubel ausbrachen, erklärte er ihnen, daß ſie deſſen keine Urſach hätten: „den Pony habe er für Heilwig eingekauft; für ſolche Buben, wie ſie beide, ſeien die Milcheſel annoch die beſten Roſſe." Bei dieſen Worten hob er das zitternde Mädchen, das dabei geſtanden, gleich einem Vogel auf den Rücken der kleinen Stute und führte dieſe behutſam auf dem Hof umher; die beiden Füchſe aber rannten hen-

lend in das Haus, um ihrer Mutter dieſe neue Unbill zu berichten.

Frau Benedicte ſchwieg; ſie wagte, wo es das Mädchen galt, nicht gern gegen ihren Eheherrn zu reden; nur ihre Wangen wurden etwas bleicher und ihre bläulichen Lippen etwas blaſſer, als ſie ohnedies ſchon waren.

Die kleine Heilwig aber, als Herr Hennicke zu den Arbeitern auf das Feld gegangen war, fürchtete ſich ins Haus zu gehen, obgleich die Dämmerung ſtieg und kalte Herbſtluft wehte. Sie ſchlich ſich frierend auf den Weg hinaus; bald ſchritt ſie muthig fürbaß und wollte drüben durch den dunklen Wald zur Großmutter nach dem Eekenhof zurück, bald ſtand ſie rathlos ſtill und wickelte ſich ihr Schürzchen um die kalten Arme, bis ſie am Ende, da eben überm Herrenhaus der Mond heraufſtieg, von kindiſcher Furcht ergriffen, nach dem Hof zurücklief. Kaum aber war ſie durch das Thorhaus auf den hellen Platz getreten, ſo ſah ſie plötzlich aus dem Schatten einer Scheune die beiden Buben auf ſich zuſtürzen.

„Was wollt ihr!“ rief ſie erſchreckt. „Was hab ich euch gethan?“

Aber die Füchſe packten ſie bei den Armen und zerrten ſie gegen den ſteilen Rand einer Waſſergrube, aus welcher bei kalten Nächten das heimkehrende Vieh getränkt zu werden pflegte.

„Laßt mich!“ ſchrie das Kind. „Ich will das dumme Pferd nicht haben; ich will nichts, gar nichts von euch und eurem Vater haben!“

Doch die beiden Füchſe fuhren ſtumm und emſig in ihrer gemeinſchaftlichen Arbeit fort, und ſchon blinkte von unten das Waſſer in die entſetzten Kinderaugen, da plötzlich ließen ſie mit jammerndem Geſchrei von ihrer Beute ab. Herr Hennicke, vom Felde heimkehrend, einen derben Stock in ſeiner Fauſt, ſtand über ihnen. Aber auch Frau Benedicte

war alsbald zur Stelle und frug, was denn die Kinder abermals verbrochen hätten.

Da ſchrie der Älteſte, durch der Mutter Gegenwart ermuthigt: „Der Kuckuk! Wir wollten nur den Kuckuk aus dem Neſte ſchmeißen!“

Frau Benedicte ſtieß ein Lachen aus. „Die da?“ rief ſie. „Nicht wahr, Herr Hennicke, das iſt kein Kuckuk? Ihr kraus Gefieder ſtammt von einem anderen Vogel; auch gäbeſt du gar gern wohl Weib und Kind, wenn du der Dirne Augen noch in einem andern Kopf erſchauen könnteſt!“ Sie ſtreckte ihre hageren Finger nach dem Kinde, daß dieſes ſich erſchrocken an ihres finſteren Pathen Seite drängte.

Dieſer aber hob die Kleine auf ſeinen Arm und wiſchte mit ihrem Schürzchen ihr die Thränen aus den Augen. „Wenn du das Alles weißt, Frau Benedicte,“ ſprach er, „dann weißt du auch, weshalb der Vogel hier ins Neſt gehört.“

Die Frau wollte ein haſtig Wort erwidern; aber ſie biß ſich nur auf ihre bleichen Lippen, denn die Zornader lag dick auf ihres Mannes Stirn. So gingen die Beiden ſchweigend mit einem Blick des Haſſes aus einander: er mit dem ſchwarzen heimathloſen Vogel, ſie mit den beiden rothen Buben, die ſich an ihre Röcke hingen.

* *
*

Nach dieſem, als die unterſetzten Junker in die Länge ſchoſſen, iſt ein armer candidatus reverendi ministerii als Informator in das Haus gekommen; denn da Herr Hennicke ihm die Nachfolge in den Dienſt des greiſen Paſtors zu Eekenhof in Ausſicht ſtellte, ſo iſt er um ein Billiges zu haben geweſen. Aber noch in ſpäten Jahren, da er ſelber als emeritus in der müßigen Geſchwätzigkeit des Alters hier

umherwanderte, hat er deß kein Ende finden können, was dieſe Schüler ihm für Noth geſchaffen haben. Hatte er ſie eben zur Arbeit an ihre Lectionen fortgeſchickt, ſo fand er ſie ſtatt deſſen draußen auf dem Hofe oder in der nahen Sandgrube heftig an einem unnützen Werke arbeitend; kam er dann auch noch ſo hurtig mit der Haſelgerte, ſo ſaßen ſie zu ſeinem unausſprechlichen Erſtaunen rittlings auf dem Scheunendach und machten, gleich Eulenſpiegel, unehrerbietige Geberden.

In einem jetzt noch in dem Kirchenarchive des Eekenhofer Paſtorats vorhandenen Exemplare von Henrici Müllers „Liebeskuß“ ſieht man auf dem Titelbilde neben den pausbackigen Engeln eine Anzahl kleiner ungefüger Säue mit Röthel hingezeichnet, und dazu in kleinen ſteilen Zügen die vergilbte Randſchrift: „Von den Herrn Junkern Henno und Benno more solito hinzugefüget.“

Aber auch ſeine Freuden hat der Candidat gehabt; denn wöchentlich an zweien Nachmittagen iſt er auf Herrn Hennickes Anordnung nach dem Eekenhof hinübergewandert, um auch an Heilwig Lectionen zu ertheilen. Wenn er hier in ſeinem abgeſchabten Mäntelchen aus dem Eichenſchatten dem Hauſe zugeſchritten iſt, dann hat er, vergnüglich ſeine Hände reibend, vor ſich hingerufen: „O arboretum recreationis! Luſtwäldlein, drin Erquickung weht!“ Von der Treppe des Hauſes iſt ihm dann wohl ein Mädchen mit einem Büchlein in der Hand entgegengelaufen; ſie hat ſich raſch die ſchwarzen Löckchen fortgeſtrichen, die ihr beim Leſen in die Stirn gefallen waren, dann aber, bevor der Unterricht begann, dem guten Informator die Klettenbüſchel und etwa auch den Fuchsſchwanz von wildem Sauerampfer abgenommen, was Alles ſeine männlichen Scholaren ihm zum Abſchied auf den Weg gegeben hatten.

* *
*

Der Candidat ſollte noch einen vierten Schüler erhalten.

Von dem Junker Detlev, ſeit ihn als Kind die Baſe in die Stadt genommen hatte, war in ſeiner Heimath weder etwas geſehen noch gehört worden; ja in Frau Benedictes Hauſe wußten die beiden Füchſe kaum, daß noch ein älterer Bruder da ſei. Jetzt aber wurde ihnen ſolches, und dazu noch, daß dieſer nächſtens auf dem Hofe eintreffen werde, mit einem Male verkündet. Denn die freigebige Baſe in der Stadt war trotz ihrer Munterkeit von einem jähen Tode angeſprochen worden, und da ſich keine zweite fand, ſo war es, nach einem diesmal von Frau Benedicte und Herrn Hennicke gleichmäßig gelöſten Rechenexempel, das Gerathenſte, den Buben heimzurufen und gleichfalls in des doch einmal vorhandenen Candidaten Information zu geben.

— — Und eines Nachmittages im September, da auf Eekenhof die hohen Bäume im warmen Sonnengolde ſtanden, iſt von der Heerſtraße ein blonder Knabe darauf zugewandert. Man hat ihn auf zwölf Jahre ſchätzen können; einen Schulranzen hat er auf dem Rücken und einen dicken Stab in ſeiner Hand gehabt. Als er auf die jetzt immer herabgelaſſene Zugbrücke getreten iſt, hat er feſter ſeinen Stab gefaßt, wie um den großen Hunden zu begegnen, welche derzeit aus den Herrenſitzen mit Gebell den Ankommenden entgegenzuſtürzen pflegten. Aber es iſt dergleichen nichts geſchehen; nur ein ſchwarzhaariges Dirnlein hat mit den Armen über das Brückengeländer gehangen und von einem Stücklein Brotes für die Fiſche drunten abgebröckelt.

„Wer biſt du?“ frug der Knabe, als ſie jetzt den Kopf zu ihm herumwandte. „Wohnſt du hier?“

„Das Haus ſteht leer,“ ſagte das Mädchen; „ich und meine Großmutter wohnen allein darin; wir halten auch die Uhr in Ordnung. Hörſt du? Da ſchlägt es eben vier.“

Als die Uhr vom Hauſe ausgeſchlagen hatte, frug der Knabe wieder: „Wer iſt denn deine Großmutter?“

— „Mein Großvater war der Förſter hier im Walde.“

„So?“ ſagte der Knabe. „Ich kenne euch nicht; aber ihr dürft hier ſchon noch wohnen bleiben, denn ich brauche das Haus noch lange nicht!“

Die Kleine hatte ſich gerade vor ihm hingeſtellt. „Du!“ rief ſie. „Da werden wir dich wenig fragen; das Haus gehört Herrn Hennicke, der drüben hinter dem Walde wohnt.“

Aber der Bube ließ ſich das nicht anfechten. „Herr Hennicke iſt mein Vater,“ ſagte er; „aber das Haus iſt mein, denn es iſt meiner Mutter Haus geweſen.“

Als er ſo redete, iſt von dem Hauſe her eine ältliche Frau zu ihnen getreten, deren Antlitz von verwundenem Leide zeugte, und auch davon, daß ſie fremdem Willen ſich zu beugen hatte lernen müſſen. Eine Weile ließ ſie ihre Augen auf dem Knaben ruhen; dann ſprach ſie: „Siehſt du es denn nicht, Heilwig? Das iſt der Junker Detlev! Ich kenne ihn nach ſeiner Mutter Angeſicht; und alle Armen und Bedrückten werden ihn auch daran erkennen.“

Sie hatte dem Knaben ihre Hand gereicht, Heilwig aber ſah ihn groß aus ihren blauen Augen an. „O Junker Detlev,“ rief ſie, „du ſiehſt ganz anders aus als deine Brüder!“

„Ich kenne meine Brüder nicht,“ ſagte der Junker; „ich kenne euch hier Alle nicht! Wenn meine gute Baſe nur noch lebte, ſo wäre ich erſt gekommen, wenn ich mündig war; der Herzog hat mir auch verſprochen, daß ich auf ſeiner neuen Univerſität ſtudiren ſoll!“

„Aber,“ ſagte die Förſtersfrau, „hat denn Herr Hennicke Euch kein Roß zum Reiten in die Stadt geſchickt?“

„Ich gehe lieber,“ entgegnete er kurz, „als daß ich auf Frau Benedictes Pferden reite!“

— „Und wißt Ihr denn auch, daß Ihr an der jetzigen Wohnung Eures Vaters vorbeigewandert ſeid?“

Der Knabe nickte. „Das weiß ich wohl; ich will erſt

meiner Mutter Bildniß ſehen, bevor ich nach dem fremden Hauſe komme!“

„Mit Gott, Junker Detlev!“ ſprach die Alte, indem ſie einen Schlüſſel von ihrem Gürtel löſte; „Heilwig mag Euch die Sommerſtube aufſchließen, indeſſen ich Euch einen Imbiß unter Eurer Mutter Dach beſorge!“

Das war der Junker wohl zufrieden; und während dann die Alte in der düſteren Küche zu hantiren anfing, ſtiegen die Kinder mit einander in das Oberhaus hinauf.

— — Als ſpät mit Dunkelwerden der Junker Detlev auf Frau Benedictes Hof kam, haben die beiden Füchſe ſchon am Thor auf ihn gelauert und ihn mit Lärmen in das Haus gezogen; er ſollte ihnen gegen den dummen Informator beiſtehen und ihnen den Kuckuk aus dem Neſte ſchmeißen helfen! Frau Benedicte, da er bei ſeiner Abendſchüſſel geſeſſen, hat das feine Tuch ſeines Wammſes mit ihren mageren Fingern ausgeprüft und ihm geſagt, das paſſe hier nicht auf dem Lande; auch werde ſie ſchon morgen ihm die blonden Locken ſtutzen. Herr Hennicke aber iſt auswärts bei einem Nachbar zum Gelag geweſen.

* * *

Gleichwie indeß der Junker Detlev ſich Frau Benedictes Schere zu erwehren verſtand, ſo wurden auch die Hoffnungen der beiden Füchſe nicht erfüllt. Sie wußten freilich nicht, daß Detlev mit dem „Kuckuk“ vor ſeiner Mutter Bild geſtanden hatte, und konnten deshalb nicht begreifen, warum er nicht ihre Kameradſchaft der des dummen Mädchens vorzog, ja gleich dieſer und zu des verhaßten Informators Freude emſig bei den Büchern ſaß.

Herr Hennicke ſelber iſt ſeinem älteſten Sohne meiſtens aus dem Weg gegangen und hat weder in Schimpf noch Ernſt zu ihm geredet. Nur wenn der Junker ſich bisweilen

ſeines mütterlichen Erbes annahm, ſei es, daß er für einen armen Hörigen Fürſpruch that, oder daß er den ſichtlichen Verfall des alten Hauſes aufzuhalten wünſchte, dann hat Herr Hennicke ihn drohend angeſchaut und ihn mit hartem Wort zurückgewieſen; doch noch niemals, was die beiden Füchſe ſich mit Neid erzählten, hatte er eine Hand zum Schlage gegen ihn erhoben.

Auf dem Eekenhofe iſt der Junker oft geſehen worden. An Winterabenden ſaßen er und Heilwig vor dem Ofenfeuer, und die ſpinnende Förſtersfrau erzählte ihnen die Geſchichten von den Bildern droben, ſoweit ſie ſelber davon wußte. Im Sommer, zumal wenn draußen gar zu dumpfe Schwüle lagerte, gingen ſie auch wohl nach dem kühlen Saal hinauf. Als einſt die Schritte des Knaben gar zu hallend in dem ſtillen Raume tönten, legte Heilwig die Hand auf ſeinen Arm: „Du! du mußt leiſe gehen!“

— „Leiſe? Warum denn leiſe?“

„Ja, deine Mutter iſt doch todt; und auch die Anderen, die hier abgebildet ſind!“

Da that er, wie ſie ſagte; und flüſternd gingen ſie von einem Bild zum andern, bis vor dem Bilde von Detlevs Mutter ihr Geſpräch verſtummte.

An anderen Tagen ſtrichen ſie mit einander durch den nahen Wald, und wenn der Durſt ſie überfiel, liefen ſie zu einem Käthner, deſſen kleines Heimweſen dicht am Waldesrand gelegen war. „Forthmann,“ ſagte dann wohl der Knabe, wenn er das Krüglein Milch aus deſſen Hand an Heilwig reichte, „warte nur, du ſollſt zu deiner einen Kuh noch einmal zwei dazu bekommen!“ Und der arme Hörige antwortete: „Ja, ja, Herr Junker, Euer Großvater iſt auch ein guter Mann geweſen.“

Mitunter redeten die Kinder gar ernſthaft mit einander; und einmal, da ſie in einſamer Waldlichtung im Graſe beiſammen ſaßen, ſagte Detlev: „Erzähl mir doch einmal

von deinem Vater, Heilwig! Iſt er denn niemals hier geweſen?“

Heilwig ſchüttelte den Kopf. „Ich weiß nicht,“ ſagte ſie, „Großmutter ſpricht nicht gern von ihm; ich glaube, Detlev, er iſt kein guter Mann geweſen; denn er hat meine Mutter verlaſſen, bevor ich noch geboren wurde, und ſie iſt dann darum geſtorben.“

Der Knabe wurde nachdenklich; dann aber ergriff er die kleine Hand des Mädchens und flüſterte ihr zu: „Sag es zu keinem Menſchen, Heilwig, auch nicht zum Informator; aber ich glaube, mein Vater iſt auch kein guter Mann!“

Heilwig rührte ſich nicht; und ſo ſaßen die Kinder in ihrer Einſamkeit noch lange ſchweigend Hand in Hand.

* * *

Ein paar Jahre waren dahingegangen; aber je höher die gegenſeitige Anhänglichkeit der Kinder geſtiegen war, deſto tiefer hatte ſich in Herrn Hennickes Bruſt der Groll gegen den Junker Detlev eingegraben, bei welchem jetzt allein ſein Liebling vor der Anderen Unbill Hülfe ſuchte. Und wenn er grübelnd den beiden Kindern nachſchaute, ſo vermochte, trotz der Furcht vor dem Jähzorn ihres Eheherrn, Frau Benedicte ſich kleiner Stachelreden nicht mehr völlig zu enthalten. „Was läufſt du allzeit hinter dem flüggen Vogel!“ ſprach ſie dann wohl, und es blitzte vergnüglich in ihren kleinen Augen; „ſie hat doch den blonden Jungen lieber, ſo ſchwarz ſie ſelber iſt!“ Oder ein ander Mal: „Es wird nicht anders, Hennicke; noch ein paar Jahre, ſo mußt du dir den Paſtor ſuchen gehen, der das ſüße Pärchen trauen darf!“

Und eines Nachmittags nach ſolcher Aufreizung iſt Herr Hennicke nach Eekenhof gekommen, wo in einer Waldkoppel die Leute im Heuen arbeiteten. Er ging aber nicht dahin,

ſondern trat in die Kammer der Förſtersfrau, die hinter ihrem Rade ſaß.

„Wo iſt Heilwig?“ frug er.

„Sie iſt um Erdbeeren mit dem Junker Detlev in den Wald gegangen.“

„Ihr ſolltet ſie beſſer an Euch halten!“ ſprach er barſch.

Die Frau ſeufzte, und Herr Hennicke ging hinaus. Als er danach grollend und unſchlüſſig draußen über dem Heckthor des Waldes lehnte, vernahm er vor ſich aus der Ferne das Lachen zweier junger Stimmen. Da rief er: „Heilwig! Detlev!“ Aber es antwortete Niemand; es wurde völlig ſtill nach ſeinem Rufen. Dann, da er mit allen Sinnen horchte, kam auf ſeinen wiederholten Ruf noch einmal ein Geräuſch; aber es war nur, wie wenn von Forteilenden die Büſche knickten.

Zornig ging er auf dem Waldwege fort, bis die Holzkoppel ihm zur Seite lag, wo unter dem Vogte die Leute in der Arbeit waren. Da hielt er an. „Vogt!“ rief er, „haſt du den Junker Detlev und die Heilwig hier geſehen?“

„Wohl, Herr!“ Und er wies mit ſeinem Knittel ein Stückchen aufwärts an den Waldesrand. „Sie ſind dort nach des Forthmann Hauſe zugelaufen. Soll ich ſie holen, Herr?“

Herr Hennicke warf einen raſchen Blick über die Schar der Arbeiter. „Wo iſt der Forthmann?“ frug er.

„Der iſt morgen an der Reihe.“

Herr Hennicke hieß den Vogt zur Stelle bleiben; er ſelber aber ſchritt haſtig über die Felder, bis er des Käthners Haus erreicht hatte. „Wo ſind der Junker Detlev und die Heilwig?“ frug er dieſen, der eben einen Eimer Waſſers aus ſeinem Brunnen aufgezogen hatte.

Der aber, als er das zornrothe Antlitz ſeines Herrn erblickte, fürchtete, daß den Kindern ein Leids geſchehen werde.

und antwortete ſtockend: „Ich weiß nicht, Herr; ſie ſind nicht hier geweſen.“

„Du lügſt, Forthmann!“ rief Herr Hennicke.

„Nein, nein, Herr; ich weiß nichts von dem Junker!“

Herr Hennicke hieß den Mann ins Haus gehen und dort auf ihn warten. Er ſelber ſuchte draußen nach den Kindern; er ſtieß einen Haufen Reiſig aus einander, er riß die Pforte des kleinen Immenhofes auf; aber er fand ſie nicht. Endlich an einem Dornbuſch ſah er Heilwigs rothes Tüchlein flattern.

Als er damit in die Thür des Hauſes trat, ſtand der Käthner an einem hellen Feuer, das im Hintergrund der Lehmdiele unter dem Keſſelhaken lohte. Er rief ihn zu ſich und zeigte ihm das Tüchlein. „Weißt du, Forthmann,“ frug er, „wie mein Großvater die freveligen Bauern ſtrafte?“

Der Mann ſtarrte ihn nur angſtvoll an.

„Geh,“ rief er, „und hol den Eimer Waſſer, den du vorhin aus dem Brunnen zogſt!“

Und als der Bauer mit dem vollen Eimer wieder in die Hütte trat, nahm Herr Hennicke ihm denſelben aus der Hand und goß das Waſſer in die Herdflamme, daß ſie praſſelnd in weißem Dampf erloſch.

Eine Weile blieb er ſtehen, bis die ſtäubende Aſche ſich verflogen hatte; dann ſprach er: „Dein Feuer iſt todt; und wehe denen, die vor Wochenſchluß es wieder anzuzünden wagen; ſie ſollte ſchwere Buße dafür treffen!“

Er wandte ſich zum Gehen.

Da bekam der Hörige die Sprache wieder. „Herr, mein Weib iſt krank; die Woche hat ja erſt begonnen!“

Aber Herr Hennicke ging, während der Käthner wie in Betäubung beide Arme nach dem Fortſchreitenden ausſtreckte.

— — Am anderen Morgen in der Frühe ritt Herr Hennicke wieder nach dem Eekenhof; er ritt durch das Heckthor in das Holz hinein. Als er an die Koppel kam, ſtand am Rande derſelben der Vogt mit einer Peitſche in der

Hand; denn er paßte auf einen Säumigen, dem er den Willkommen geben wollte.

„Gieb's ihm doppelt auf den Mittag!“ rief Herr Hennicke. „Jetzt komm mit mir; wir wollen nach dem kalten Herde sehen!“ Und er erzählte, was gestern in des Käthners Forthmann Haus geschehen war.

„Herr,“ sagte der Vogt, „es wird sich Niemand dort die Faust verbrennen wollen!“

Herr Hennicke nickte. „Sie sollen aber wissen, daß sie nimmer sicher sind.“ Er gab seinem schwarzen Gaul die Sporen, und der Vogt trabte nebenher.

Weiter oben am Rande des Gehölzes lag die Kathe in der Morgensonne; nichts Lebendes war zu sehen als eine Katze, welche auf der Schwelle schlief.

„Ist Forthmann in der Arbeit?“ frug Herr Hennicke seinen Vogt.

„Ja, Herr.“

„Und das Weib?“

„Sie kann nicht; sie liegt schon wieder mal an ihrem schweren Schaden.“

Plötzlich riß Herr Hennicke sein Roß zurück. „Was ist das, Vogt?“ rief er und wies nach dem zerfallenen Strohdach, aus dessen First es bläulich in die Luft stieg.

„Das, Herr,“ erwiderte der Mann und deckte sich die Augen vor den schrägen Sonnenstrahlen; „das ist Rauch; und wenn's nicht auf dem Boden brennt, so ist auch Feuer auf dem Herd.“

Herr Hennicke war rasch vom Gaul herunter. Als er die Lehmdiele der Hütte betrat, sah er wie gestern ein helles Feuer unter einem Topfe lodern. Auf der einen Seite des Herdes stand die kleine Tochter des Käthners in ihrem Lumpenkleidchen, auf der andern stand der Junker Detlev, der leuchtenden Auges in die Flammen blickte und dem Feuer eben eine frische Hand voll Reisig zuschob.

Erſt als die Dirne einen Schrei ausſtieß, ſah er ſeinen Vater vor ſich ſtehen. Er erſchrak heftig; als aber dieſer mit bebender Stimme frug: „Haſt du dich unterſtanden, dieſes Feuer anzuzünden?“ ſprach er: „Ja, Herr Vater; aber das Weib des Käthners liegt in ſchwerem Siechthum und kann der warmen Speiſe nicht entrathen.“

Herr Hennicke wies auf einen Eimer mit Waſſer, der neben dem Herde ſtand. „Nimm!“ ſagte er, „und gieß das Feuer aus!“

Aber der Junker rührte ſich nicht.

„Nimm!“ ſchrie Herr Hennicke. „Oder glaubſt du, daß du ſchon Herr auf dieſem Boden biſt?“

Da ſprach der Junker: „Nein, Herr Vater; wohl bin ich hier der Herr, aber ich weiß auch, daß die Gewalt annoch in Euren Händen liegt. Wenn ſie einmal in meinen iſt, ſo ſollen's meiner Mutter Leute beſſer haben!“

Bei dieſen Worten iſt der Grimm des Mannes losgebrochen. „Gieb ihm die Peitſche!“ ſchrie er dem Vogte zu, der eben eingetreten war. „Gieb ihm die Peitſche!“ Als aber der Vogt vor ſolcher Anmuthung zurückgewichen iſt, hat er den Stock aus deſſen Hand geriſſen und den Junker in das Angeſicht geſchlagen, daß das Blut hervorgeſchoſſen iſt.

Keinen Laut hat dieſer ausgeſtoßen; er iſt ruhig ſtehen geblieben, bis ſein Vater fortgeritten war. Aber nach Hauſe iſt er nicht gekommen und auch ſpäter in dieſer Gegend nicht mehr geſehen worden; nur auf dem Eekenhof ſoll er desſelbigen Abends noch geweſen ſein.

* *
*

Der Sommer iſt dahin gegangen, ohne daß Heilwig nach Frau Benedictes Hof gekommen wäre; als aber Herr Hennicke eines Morgens nach Eekenhof geritten kam, iſt ſie ſchreiend vor ihm davon gelaufen. Danach hätten die bei-

den Füchse am liebsten selbst den Kuckuk in ihr Nest geholt, denn es ist böse Zeit für sie gekommen. Und immer seltsamer ist Herr Hennicke in seinem Zorn geworden, daß seine Nachbarn sprachen, der schwarze Henne gehe nun die Straße nach dem Narrenhaus; aber es ist nur seine eigenwillige und trotzige Seele gewesen, die den Geboten Gottes sich nicht hat fügen wollen.

Im Herbst desselben Jahres ist es gewesen, daß der Stier eines Bauern stößig wurde und Herrn Hennickes Lieblingshunde die Därme aus dem Leib gerissen hat, so daß das Thier daran verrecken mußte. Als ihm solches kund geworden, hat er zuerst dem Bauern an Leib und Leben wollen; dann aber ist er anderen Sinnes geworden; er hat den Bullen greifen lassen und ihn zum Hungertod verurtheilt.

Vom Hofe aus führte eine Thür zu einem Gefängniß, für welches man in dem Unterbau eines Treppenthürmchens Platz gefunden hatte; statt der Strolche und Vaganten, denen sonst darin Quartier gegeben wurde, war jetzt der Stier dort in der leeren Zelle angekettet, zu der Herr Hennicke den Schlüssel in seiner eignen Tasche trug.

Als es aber in die zweite Nacht gekommen war, ist ein solches Toben von der hungernden Creatur gewesen, daß im Hause Niemand den Schlaf hat finden können als etwa die beiden Junker Henno und Benno, die sich nur schnarchend umgeworfen, wenn das Stampfen und Gebrüll zu dröhnend durch die Mauern fuhr. Frau Benedicte selbst in all ihrer Hagerkeit hat aufrecht in den Kissen wach gesessen; mit jedem Nothruf des gefangenen Thieres hat sie mehr Grimm und Ungeduld hinabgeschluckt; dann aber ist sie jählings nach ihres Eheherrn Bette zugesprungen, und da sie in der mondhellen Kammer sah, daß auch Herr Hennicke mit aufgestütztem Arm und offenen Augen dalag, so hat sie Alles nun mit einem Male wider ihn gespieen und verlangt, daß

er den Bullen von der Kette löſe. Er aber hat ſich nicht gerührt und nur geſagt, ſie ſolle ihre Kehle ſparen, ſo werde ſie es leichtlich noch dem Bullen abgewinnen.

Frau Benedicte hat nun nichts weiter richten können; als aber am Morgen der Bauer, dem der Stier zu eigen war, ſie gar um Fürwort bei dem Herrn angegangen, da hat ſie ihn voll Zornes angeſchrieen, er möge damit nach dem Eekenhof zur Baſtarddirne laufen.

— — Am ſelben Nachmittage, als Herr Hennicke in der Gewehrkammer verdroſſen ſeine Hakenbüchſe putzte, trat zögernden Schrittes Heilwig zu ihm ein. Als er ſie erblickte, ſchien ſein ſchwarzes Auge licht zu werden; er ſtreckte ihr die freie Hand entgegen, als wolle er nach einem Glücke greifen. Da ſie dennoch ſcheu und ſchweigend an der Schwelle blieb, ſprach er: „Weshalb kommſt du nicht näher, Heilwig, da du doch gekommen biſt?“

Da trat ſie näher zu ihm hin. „Herr Pathe,“ ſprach ſie, doch ſo leiſe, daß er ſein Ohr zu ihrem Munde neigen mußte; „ich komme, ich wollte Euch um etwas bitten!“

Wie eine Freudenbotſchaft hat das Wort dem finſteren Manne geklungen; er warf ſein Jagdgewehr bei Seite und ergriff die beiden Hände des Mädchens. „Bitte nur, Heilwig!“ ſagte er, ſie heftig ſchüttelnd; „du haſt mich nie gebeten, nun mach's gleich ſo, daß ich es fühlen kann!“

Doch als ſie darauf ſprach: „Herr Pathe, ſo laſſet doch den armen Stier am Leben!“ da fuhr er auf und ſchrie: „Wer hat dich hergeſchickt? Du redeſt mit Frau Benedictes Zunge!“ Dann wieder, da das Kind ob ſeiner Heftigkeit in Thränen ausbrach, hat er ſie plötzlich auf den Arm gehoben und iſt mit ihr die Treppe nach dem Hof hinabgeſtürmt. Erſt vor der Zelle, aus der das dröhnende Gebrüll hervorbrach, ließ er ſie zur Erde. Als aber die Bohlenthür geöffnet war und Heilwig, von den blutrothen Augen des raſenden Thieres erſchreckt, entfliehen wollte, hielt

er ſie feſt und hieß einen Hofjungen ein Bündel Heu herbeiholen, ſo groß er es mit beiden Armen faſſen könne. „Nun, Heilwig,“ rief Herr Hennicke, als jetzt der Stier den duftigen Haufen ſtampfend und ſchnaubend mit dem rauchenden Maul durchwühlte; „da haſt du deinen Willen; nun aber ſollſt du für dich ſelber bitten!“

Das jetzt zwölfjährige Mädchen, das nur mit Widerſtreben feſtgehalten wurde, zuckte bei dieſem Wort erſchreckt zuſammen; dann aber hob ſie ſich auf den Zehen zu dem großen Mann empor, und ihre blauen Augen glänzten plötzlich, nicht wie eines Kindes, ſondern wie die Augen eines Weibes.

„Sprich!“ ſagte er erwartungsvoll.

Da ſprach ſie, aber es klang faſt mehr wie zornig, als wie bittend: „Herr Pathe, ſo ſollet Ihr den Junker Detlev wieder kommen laſſen!“

Herr Hennicke zuckte jäher noch zuſammen als vorhin Heilwig; er antwortete nicht, er ließ nur die Hand des Mädchens fahren. Und ſo ſtanden Beide wortlos neben einander, bis das erneuete Gebrüll des Thieres kund gab, daß auch das vorgeworfene Futter ſeinen Hunger noch nicht geſtillt habe.

— — Als es Winter wurde, kam eine Rede über den Junker Detlev, er ſei von Lübeck aus mit einem Spanienfahrer als Schiffsjunge in die weite Welt gegangen; zugleich erhob ſich das Gerücht, im Ritterſaale auf Eekenhof ſteige wiederum das Bild aus ſeinem Rahmen, in hellen Nächten zeige ſich die todte Frau am Fenſter und ſchaue aus nach dem Verſtoßenen.

Als das zu Herrn Hennickes Ohren drang, ergrimmte er heftig und verſchwor ſich, er wolle dem verfluchten Spuk ein Ende machen. Mit blankem Jagdmeſſer, ſo heißt es, habe er vor dem Bilde geſtanden, um es zu zerſtören; aber die ſtillen Augen hätten ihn angeſchaut, daß ſein zum Stoße ſchon erhobener Arm herabgeſunken ſei.

Nach dieſem iſt der Saal von Keinem mehr betreten worden; wie einſt der Letzte des Geſchlechts es ausgeſprochen hatte, die Bilder der Abgeſchiedenen ſind jetzt alle wie in einer Gruft beiſammen geweſen. Nur wenn in Mondnächten ſich die weite Himmelsferne öffnete, zumal wenn im Äquinoctium die Stürme tobten, ſoll jene nächtliche Erſcheinung ſich noch oftmals wiederholt haben.

Die beiden Bewohnerinnen von Eekenhof hatten nichts davon geſehen; nur einmal, da ſie Nachts in ihrer Schlafkammer, welche unter dem Saale lag, vom Sturm erwachten, haben ſie über ſich ein Rauſchen wie von Frauengewändern hören können, und haben dann für den Junker Detlev und für die todte Frau ein ſtill Gebet geſprochen.

* *
*

Manches Jahr war dahin gegangen; längſt war der Informator in das ſtatt Ehrenſoldes ihm verheißene Pfarramt eingetreten; in dem Hauſe auf Eekenhof wohnte eine halbblinde Greiſin mit einer friſch erblühten Jungfrau, deren wehendes Kraushaar jetzt in ſchwarzen Flechten gefeſſelt lag. Nur zum Kirchgange an Sonn- und Feiertagen oder wenn ihr Pathe ſie zu ſich kommen hieß, und auch dann nur für kurze Stunden, verließ Heilwig die Großmutter und den einſamen Bezirk des Hofes. Doch wenn der Tag ſich neigte, zumal im Frühjahr, wenn vom Norden her die Vogelſchwärme zogen, ſchritt ſie manchmal über die Landſtraße nach einem jenſeits belegenen Haidehügel und ſpähte in die Ferne, bis das Abendgold verglommen war. Mitunter, am Sonntagabend, kam der junge Paſtor die Straße herauf gewandert; dann lief ſie ihm entgegen, und ſie gingen Hand in Hand über die Brücke und nach dem Hauſe zu der blinden Großmutter.

Im Dorfe hieß es eine Zeit lang, der junge Paſtor

freie um das ſchwarze Mädchen auf Eekenhof. Allein ſie irrten; er war es nicht, nach welchem das Mädchen in die Nacht hinausſah.

— — Drüben in der Stadt, in einer Maienwoche, war wieder einmal Landgericht gehalten worden; ſechs königliche Trompeter und ein herzoglicher Heerpauker, durch die Straßen reitend, hatten es verkündigt; und von allen Seiten war man herbeigekommen, ſei es, um alten Streit zu ſchlichten oder um neue Rechte zu begründen.

Auch Herr Hennicke war dort geweſen. Schon zuvor hatte er durch Zeugen dargethan, daß ſein jetzt mündiger Sohn aus erſter Ehe vor nunmehr faſt zehn Jahren auf einem Lübiſchen Kauffahrer nach dem Mittelmeer das Land verlaſſen habe, und daß von Schiff und Mannſchaft ſpäter keine Kunde laut geworden ſei; nun hatte er es ſo gut wie unter Brief und Siegel, daß der Junker Detlev als ein Verſchollener durch Spruch des Landgerichts für todt erklärt und ſomit der Eekenhof des Vaters Erb und Eigen werde.

Aber noch ein Anderes wollte Herr Hennicke in der Stadt betreiben. Etwas war doch auf Erden, woran ſeine Seele hing; nicht etwa ſeine anderen Söhne, die beiden Füchſe, welche jetzt ſchon gleich dem Vogte zwiſchen den Leibeigenen die Peitſche führten; es war noch immer das Kind mit dem ſchwarzen Haar gleich ſeinem und mit jenen Augen, aus denen ein längſt verblichenes Antlitz wider ihn zu klagen ſchien. War es auch zur ſchlanken Jungfer aufgewachſen, das alte Spiel war geblieben; noch immer floh ſie ihren wilden Pathen, und noch immer dürſtete ihn nach einem trauten Wort aus ihrem Munde. Nun aber — und Herr Hennicke, der auf der Heimreiſe war, ließ bei dem Gedanken ſeinen Gaul in Sprüngen tanzen — nun ſollte ſie ihm bald nicht mehr entrinnen können! Frau Benedictes Zunge war in den letzten Jahren immer ſchärfer und ſpitziger

geworden; das Schlüſſelbund zu Kammer und Keller hielt ſie ſo feſt in ihren mageren Fingern, daß ſelbſt Herr Hennicke es ihr nicht zu entreißen wagte; aber auch ihre Backenknochen traten ſpitz hervor, der Strom ihrer Rede wurde oft durch dumpfes Hüſteln unterbrochen, und es ſchien unvermeidlich, daß zum nächſten Frühjahr nur noch ein geſpenſtiger Nachhall ihres wirthſchaftlichen Waltens auf Trepp und Gängen das Geſinde ſchrecken werde. Herr Hennicke aber ſah daraus das Kräutlein „Hoffnung“ grünen; er wollte dann das Kind, das einzige, das ihm im Sinne lag, nach Recht und Ordnung zu dem ſeinen machen; mit ihr allein wollte er dann auf ſeinem neuen Eigen hauſen, und ſpäter ſollte ſie ſeine Erbin ſein; die beiden Füchſe mochten ſich auf ihrem mütterlichen Gute nähren. Schon jetzt hatte er wegen des erforderlichen Gnadenbriefes bei des Herzogs Kanzler vorgefragt und auch hierüber, wie er meinte, für den eintretenden Fall einen guten Zuſpruch mitbekommen.

Auf halbem Wege war Herr Hennicke bei einem Nachbar zum zweiten Morgenimbiß eingekehrt. „Was bringſt du, Henne?“ frug ihn dieſer; „dein ſchwarzes Antlitz leuchtet wie die gute Zeit!“ und dabei ſchenkte er ihm von Neuem in das weite Glas. Herr Hennicke trank; aber er war nicht der Mann, ſeine Gedanken beim Weine zu verrathen. Er wollte freilich plaudern, aber anderswo.

Fröhlich nickend ſchwang er ſich in den Sattel; und immer ſchneller ging der Ritt, vorüber an Frau Benedictes Haus, dann auf der Straße fort nach Eekenhof. Als er an die ſchmale Holzbrücke kam, ſcheute das Pferd und wollte nicht mehr vorwärts; aber der Reiter drückte ihm die ſcharfen Sporen in die Weichen, daß es mit donnerndem Hufſchlag hinüber flog; oben aus den Eichenwipfeln fuhr krächzend eine Schar von ſchwarzen Krähen, die ſeit Junker Detlevs Fortgang dort Beſitz genommen hatten.

Nur mit Mühe brachte Herr Hennicke ſein Pferd zum Stehen; dann rief er: „Heilwig! Heilwig!“ nach dem Hauſe zu. Und als ſie kam und zögernd näher trat, ergriff er ihre Hand und zog das erſchreckte Mädchen hart bis an die Hufen ſeines unruhig ſtampfenden Pferdes. Seine ſchwarzen Augen glänzten in dem von Wein und wilden Hoffnungen gerötheten Antlitz, und während ſie wie betäubt zu ihm emporſah, überſchüttete er ſie mit dunklen und verworrenen Andeutungen ſeiner Zukunftsträume. „Geduld nur, Heilwig!“ rief er. „Nicht mehr im Unterbau; da droben in den großen Stuben ſollſt du wohnen; die Todten kommen nicht wieder; aber die dummen Bilder ſollen fort; ich will die begrabenen Augen nicht mehr um mich haben!“ Dann plötzlich riß er das Pferd herum und jagte fort, ſo wie er eben erſt gekommen war.

Eine Weile ſtarrte ihm das ſchlanke Mädchen nach; dann floh ſie ins Haus zurück und warf ſich weinend zu den Füßen der halbblinden Greiſin. Nur Eines aus den wüſten Reden ihres Pathen hatte ſie herausgehört; ihr war, als habe er ihr Junker Detlevs Tod verkünden wollen.

Aber die Großmutter ſtrich ihr die ſchwarzen Löckchen von der Stirn. „Sei ruhig, Heilwig,“ ſprach ſie; „der Stieglitz hat noch nicht geſungen!“

Und als Heilwig meinte: „Großmutter, hier ſingen keine Vögel mehr; die ſchwarzen Krähen haben ſie alle ja zerriſſen,“ da erhob die Greiſin ihren Finger, als wolle ſie oben nach dem Saale weiſen: „den einen nicht, Heilwig, den einen nicht; der iſt kein Futter für die Krähen!“

* * *

Nicht lange danach, an einem Sonntagnachmittage, als eben Frau Benedicte ein ſelbſt gebrautes Kräuterträuklein zum Kühlen in das offene Fenſter ſtellte, iſt auf dem Hofe

dort ein Reiter von einer Schecken abgeſtiegen. Er iſt noch jung geweſen, aber in einer Tracht, wie man ſie einige Jahre früher, da die Pariſer Moden noch nicht die Herrſchaft gewonnen hatten, in Hamburg oder Lübeck an den vornehmeren Kaufherren hatte ſehen können, die aber auswärts in den deutſchen Handelsplätzen auch derzeit noch im Schwange ſein mochte. Der volle blonde Bart floß lang herab auf einen dunklen mit Marderpelz verbrämten Mantel, an welchem das Halstuch von weißem Linnen mit goldener Spange feſtgeheftet war; dagegen erſchien unter dem breiten Rand des Hutes das Haupthaar ſo kurz geſchoren, wie es nur immer Frau Benedicte einſt dem kleinen Junker Detlev zugedacht haben mochte.

Als er ſein Pferd einem herbeigerufenen Jungen übergeben hatte und nun die Freitreppe zum Hauſe hinaufſchritt, wurden in einem Leibgurt unter ſeinem Mantel ein Paar Piſtolen ſichtbar, deren Schlöſſer nach der neueſten Erfindung und außerdem von beſonders kunſtvoller Arbeit zu ſein ſchienen.

In höflichen, aber knappen Worten frug er die auf dem Flur ihm entgegentretende Schloßfrau nach ihrem Eheherrn und wurde von dieſer, während ihre Augen eine behende Muſterung an ihm vollzogen, in das Oberhaus hinaufgewieſen

Droben, in einem ſonſt nicht benutzten Zimmer, ſaß Herr Hennicke ſchon ſeit dem frühen Morgen rechnend und vergleichend über den alten Papieren von Eekenhof; in der einen Hand die Feder, in der anderen den großen ſeltſam geformten Doppelſchlüſſel, der dort alle Thüren öffnete und ſchloß. Eben ſtützte er den Kopf, um von der ungewohnten Arbeit auszuruhen, und ſtarrte mit heiterem Antlitz in den öden Raum, der außer ein paar wurmſtichigen Archivſchränken keine Ausſtattung an den getünchten Wänden aufzuweiſen hatte. In ſeinen Gedanken mochte er zwei Gräber

vor ſich ſehen; auf dem ſchweren Leichenſtein des einen eine hagere Frauengeſtalt mit feſtgeſchloſſenen Händen und darüber den Namen „Benedicte“ eingemeißelt; das andere ohne Namen, fern überm Ocean, unfindbar von fremdem Kraut und Ranken überwuchert. Da pochte es an die Thür, und als er auffahrend das Willkommswort gerufen hatte, trat der Fremde zu ihm ein.

Frau Benedicte war unten an dem Treppenaufgang ſtehen geblieben; aber ſie mühte ſich vergebens zu erhorchen, was droben hinter der dicht verſchloſſenen Thür verhandelt wurde. Einmal freilich war ein Geräuſch, als würde ein ſchwerer Stuhl erſchüttert, wie wenn etwa die Lehne von unſicherer Hand umklammert würde. Danach aber vernahm ſie nur den ruhigen Laut einer jungen Stimme, welcher die düſtere ihres Eheherrn zu antworten ſchien. Schon war ſie des vergeblichen Horchens müde, da wurde droben die Thür geöffnet, und ſie hörte den jungen Kaufherrn, während er hinaustrat, ſagen: „Prüfet nur, Ihr werdet alle Schriften und Sigille richtig finden; vor Allem aber denket, wenn ich morgen wiederkehre, daß Ihr mit keinem Fremden unterhandeln ſollt!“

Ein Huſtenanfall, den ſie vergebens zu erſticken ſuchte, trieb Frau Benedicte von ihrem Poſten; der Reiter aber, der ſchon gegen die Treppe zugeſchritten war, zu welcher der Hausherr ihn nicht geleitet hatte, ging jetzt raſch hinab und unten über den Hausflur nach dem Hof hinaus. Als ein Windhauch ſeinen Mantel blähte, waren darunter in dem Leibgurt die koſtbaren Piſtolen nicht mehr ſichtbar; irgend etwas, ſei es ein beſtehendes Verhältniß oder ein einſt Geſchehenes, mochte ihn veranlaßt haben, dieſelben bei ſeiner Verhandlung mit dem Gutsherrn abzulegen und auch ſpäter nebſt gewiſſen Schriften dort zu laſſen. Seine Gedanken wie ſein Pferd führten ihn nach einem alten einſamen Hauſe; vielleicht auch, daß er nach den eben ver-

laufenen Kriegszeiten die dort wohnenden Frauen zu erschrecken fürchtete, wenn er in Waffen zu ihnen einträte.

Herr Hennicke aber in seinem Archivzimmer sah noch mit stumpfen Blicken auf die zurückgelassenen Papiere, als sich von draußen die Stiege herauf Frau Benedictes Hüsteln hören ließ. Sie hatte vom Fenster aus dem Fremden nachgespäht, sie hatte ihn im Hofe sein scheckiges Roß besteigen und dann durch das Thorhaus auf die Heerstraße hinausreiten sehen; aber des Mannes Antlitz und Gewandung war ihr unbekannt geblieben. Nun trat sie athemlos zu ihrem Eheherrn in die Stube. „Rechnest du noch immer um dein neues Erbgut?“ frug sie scharf.

Er stieß ein Lachen aus. „Was willst du?“ entgegnete er kurz.

„Du hattest Besuch,“ sprach sie; „sag doch, wer war's denn?“

Herr Hennicke sah sie mit düsteren Augen an. „Geh,“ sagte er, „ich brauch hier keine Weiberzungen.“

Aber sie forschte weiter: „War's etwa einer von den Lübischen Stadtjunkern, bei denen du in der Kreide stehst? Mach dir auf meine Gülten keine Rechnung!“

Herr Hennicke war aufgesprungen und that einen dröhnenden Faustschlag auf den Tisch. „Ein Stadtjunker, Frau Benedicte? — Beim Teufel, ich gäbe dich mitsammt deinem Hof darum, so es Einer von dem Krämervolk gewesen wäre! Da lies!“ rief er und schob ihr eines der Papiere zu. „Du sollst auch deine Freude haben!“

Und Frau Benedicte nahm es und durchwanderte Zeil um Zeile mit ihren nackten Augen; dann, als sie ausgelesen hatte, legte sie es auf den Tisch und sagte: „Du wirst ein Lump, Herr Hennicke, aber nicht der erste, der aus seines Weibes Hand gefüttert wurde.“

Einige Augenblicke war es todtenstill im Zimmer. Als aber Frau Benedicte den Blick auf ihres Eheherrn Antlitz

wandte, that ſie einen gellen Schrei und ſtreckte jählings die Hände über ihren Kopf, als gälte es ſich vor Mord zu ſchützen. Und doch hatte Herr Hennicke kein Glied gerührt; ja ſeine Arme hingen wie gelähmt an ſeinem Leibe; es waren nur die Augen, vor denen ſich das Weib erſchrocken hatte, worin es wie aus einem Abgrund aufgeſtiegen war.

„Was ſchreiſt du?“ ſagte er; aber es war, als wollten die Worte aus dem trockenen Halſe nicht heraus. „Lies noch einmal, ſo wirſt du ſehen, daß die Schrift gefälſcht iſt! Ich habe den Betrüger fortgejagt; er wird ſich hüten, zum zweiten Mal zu kommen.“

Frau Benedicte aber las nicht wieder; ſie ſah Herrn Hennicke mit ihren kleinen Augen an, als ob ſie ihm bis auf den Grund der Seele bohren wolle; dann, ihr ſchweres Schlüſſelbund vom Gürtel neſtelnd, ging ſie ſchweigend aus dem Zimmer.

* *
*

Draußen lag noch derſelbe Sommertag auf Wald und Wieſen; doch neigte ſich die Sonne ſchon allmählich, und auf Eekenhof ſtreckten ſich die Schatten der beiden Treppengiebel ſchon bis auf die andere Uferſeite des Ringgrabens; die mächtigen Eichen aber leuchteten noch bis zur Wurzel im warmen Sonnengold.

An einem Mauerringe des Hauſes ſtand mit geſenktem Kopf die Schecke des blonden Reiters angebunden, und eben trat er ſelber aus der Thür und mit ihm die jungfräuliche Geſtalt Heilwigs. Der Reiter löſte ſein Pferd von dem Ringe; dann, je zu einer Seite es am Zügel faſſend, ſchritten Beide mit dem ruhig folgenden Thiere über die Zugbrücke, um es in einer der jenſeits ſtehenden Scheuern unterzubringen. Schweigend gingen die ſchönen jungen Menſchen neben einander; aber das Antlitz des Mädchens war

von Freude geröthet, und in ihren Augen war ein ſtiller Glanz; wie eine Braut nach dem erharrten Bräutigam blickte ſie mitunter über den Bug des Pferdes nach dem Reiter hin.

Als ſie dieſes in dem verfallenen Gebäude untergebracht hatten und wieder in das Freie traten, lag ein ſchweres Sinnen auf der Stirn des jungen Reiters. „Nein, Heilwig," ſprach er zu dem Mädchen, das ſorgend zu ihm aufblickte; „es iſt nicht um meines Erbes willen; ich trag ernſte Kunde für uns beide."

Und da ſie leicht zuſammenbebte, ſetzte er hinzu: „Wir wollen nach unſeren Kinderplätzen, Heilwig; erſchrick nur nicht; meine Hand ſoll dich um ſo feſter halten!"

Sie gingen um den Ringgraben, dem Heckthore des Waldes zu, und waren in deſſen Schatten bald verſchwunden.

— — Über eine Stunde iſt dann wohl vergangen, und der Eekenhof hat wie verzaubert einſam dagelegen. Leiſe breiteten ſich die Schatten aus und verbleichte das Licht des Himmels.

Und als im letzten Abendſchein die beiden jugendlichen Geſtalten aus dem Dunkel des Waldes wieder aufgetaucht, da iſt das Mädchen mit den ſchwarzen Flechten blaß wie eine Lilie geweſen, und die blauen Augen haben weit offen und von Thränen voll geſtanden. Mit geſenktem Haupte ging ſie neben ihrem ernſt blickenden Genoſſen. „Und iſt es denn ganz, ganz gewißlich wahr?" frug ſie leiſe.

Der junge Reiter hatte ihre Hand gefaßt, als ob er ſie daran halten müſſe. „Dem reichen Kaufherrn," ſprach er, „der unerkannt ſeines Vaters und Geſchlechts Geſchicken nachforſchte, iſt nichts verſchwiegen worden."

Stumm ſchritten ſie über die Zugbrücke dem Hauſe zu; da ſprach er wieder: „Es iſt ſpät, und wir müſſen den kargen Schlaf des Alters ſchonen; morgen, deß bin ich ſicher, wird da drinnen die alte Frau es uns beſtätigen."

Sie neigte ihr Haupt noch tiefer, und wie in Demuth zog sie seine Hand an ihren Mund. „Mein Bruder!“ sprach sie; es kam nur wie ein Hauch von ihren Lippen.

* *
*

In der Kammer oben neben dem Rittersaal, an deren Wänden einst sein erster Schrei und seiner Mutter letzter Hauch erloschen war, hatte man zur Nacht dem Gast die Lagerstatt bereitet. Aber sie blieb unberührt; im offenen Fenster lehnte er und blickte über die Waldblöße hinaus, die sich unten jenseits des Ringgrabens ausdehnte. Es war eine jener lichtgrauen, schwülen Sommernächte; nichts rührte sich draußen, weder das Schleichen eines Nachtthieres, noch das Flattern eines Vogels; dann aber rauschte es plötzlich wie aufathmend durch die Wipfel, und hinter ihm im Hause war es, als ob unsichtbare Hände an allen Klinken rührten. Die Nachtkerze, welche man ihm mitgegeben hatte, flackerte und erlosch; zugleich sprang die Thür auf, welche durch eine Reihe anderer Kammern nach dem oberen Flur hinausführte. Er trat zurück und spähte in die leeren Räume nebenan; dann zog er die offene Thür ins Schloß und drehte wie unwillkürlich von innen den rostigen Schlüssel um.

Wieder sank die schwüle Stille auf Haus und Wald, und wieder lehnte er halb wach, halb träumend in dem offenen Fenster. Schon seit lange hatte es von der Glocke aus dem Giebel zwölf geschlagen: nun war nichts hörbar als oben von dem Uhrboden her das einförmige Klirren der Eisenräder und das Rucken der Ketten, an denen die Gewichte hingen. Da endlich scholl wieder ein dröhnender Glockenschlag in das Haus hinunter; der Junker wandte sich vom Fenster ab und lauschte. Es folgte kein weiterer Schlag, es hatte eins geschlagen. Aber nebenan im Ritter-

ſaale rauſchte es wie von Frauenkleidern, und jetzt deutlich hörte er: „Detlev, Detlev!“ wie mit angſterſtickter Stimme ſeinen Namen rufen.

Als er die Thür zum Saale aufriß, erblickte er bei dem Nachtſchimmer, der durch die Fenſter drang, eine weiße Frauengeſtalt, welche beide Arme ihm entgegenſtreckte.

Einen Augenblick nur ſtutzte er; dann trat er raſch auf die Erſcheinung zu. „Du, Heilwig!“ rief er, als eine warme Hand die ſeine faßte. „Was iſt dir? Was hat dich Nachts hier nach dem öden Saal hinaufgetrieben?“

Sie blickte ängſtlich um ſich her. „Die Uhr ſchlug ſo fürchterlich; ich wollte zu dir; mir war, als droh dir Unheil hier im Hauſe!“

Er ſtützte ſie ſanft in ſeinen Armen. „Du träumſt, Heilwig!“ ſagte er; „was ſollte mir in meiner Mutter Haus geſchehen?“

— „Ich weiß nicht, Detlev; aber laß mich bei dir bleiben; die Sommernacht geht ja bald herum.“

„Nicht nur die Sommernacht; bleib immer bei mir, Heilwig!“

— „Ja, immer, wenn du es willſt.“

Sie führte ihn zu einem der alten Seſſel, der noch wie einſtens, da ſie als Kinder ihn gemeinſchaftlich dorthin getragen hatten, vor dem Bildniß ſeiner Mutter ſtand; er ſollte nach ſeiner Reiſe jetzt der Ruhe pflegen. Als er ihr den Willen gethan hatte, zog ſie eine Fußbank darunter vor und ſetzte ſich zu ſeinen Knieen, den Kopf in ſeine beiden Hände legend. Und als er dann im Schlummer ſanft zu athmen ſchien, ſprach ſie wie aus Träumen vor ſich hin: „Mein Bruder! Mein lieber Bruder!“

Aber er hatte nicht geſchlafen; er neigte ſich zu ihr herab und flüſterte: „Mein traut Geſchwiſter!“

Dann wieder hob ſie den Kopf ein wenig aus des Bruders Hand. „Wie ſeltſam, Detlev,“ ſprach ſie leiſe; „es iſt

doch dunkel; aber ich ſehe deutlich deiner Mutter Bildniß: ſie blickt uns freundlich an!“

„Ja, Heilwig; ſehr freundlich.“

Und dann ſchwiegen ſie. Sie wären faſt entſchlummert; da horchte Heilwig auf: „Was war das, Detlev?“

— „Ich hörte nichts.“

„Doch! Da iſt es wieder; hörſt du nicht? Da drinnen riß es an der Kammerthür!“

Der Junker hatte ſich aufgerichtet. „Die Thür iſt verſchloſſen,“ ſagte er.

Es war wieder Alles ſtill geworden; ſie hörten nichts mehr; es mochte nur der Wind geweſen ſein. Heilwig legte wieder das Haupt in ihres Bruders Hände; dann ſchwiegen Beide, ein plötzlicher Schlummer hatte ſie befangen.

Aber die Nacht war noch nicht herum, und es ſchlief nicht Alles in dieſem Hauſe. Wäre ſonſt ein Ohr noch wach geweſen, es hätte draußen im Flur das leiſe Öffnen der Thür zur Winterſtube vernehmen müſſen; dann ebenſo leiſe unſichere Schritte durch dieſelbe bis zur Thür des Saales ſelbſt.

Unhörbar that ſich dieſe auf, und wie vorſichtig gegen die Kammerthür hinſchreitend, näherte es ſich den Schlafenden. Doch erreichte es dieſelben nicht; ein dumpfer Schrei, wie aus der Bruſt eines entſetzten Thieres, durchbrach die Stille der Nacht.

Heilwig war jäh emporgefahren, als müſſe ſie mit ihrem Leibe den des Bruders decken; aber es war nicht mehr vonnöthen; ſie ſah nur noch eine taumelnde Geſtalt mit beiden Armen um ſich greifen und dann in ſchwerem Fall zu Boden ſtürzen. Zugleich erſcholl ein Klirren, als würde eine Waffe über den Fußboden bis zu ihren Füßen fortgeſchleudert.

Heilwig hielt mit beiden Armen des Junkers Hals umklammert. „Detlev! Detlev!“ raunte ſie ihm zu. Er aber

antwortete nicht; er hatte ſich gebückt, und ſeine Hand griff ſuchend auf dem Fußboden umher. Als er die Waffe erfaßt hatte, die unter ihrem Seſſel lag, und ſeine Finger an dem Schloſſe rührten, zuckte er zuſammen, und es ſchüttelte ihn wie Fieberfroſt. Zugleich aber ſprang er auf, und den Arm feſt um ſie legend, riß er Heilwig mit ſich in die Kammer und weiter, nachdem er haſtig aufgeſchloſſen, durch die Reihe der übrigen Kammern auf den Flur hinaus und hinab die Wendelſtiege.

„Wer war das?“ rief ſie, als beide athemlos im Unterhauſe angekommen waren. „Der wollte dich tödten, Detlev!“

„Ich weiß nicht; frag mich nicht, Heilwig; ich will jetzt nur Eines wiſſen! — Aber meiner Mutter Erbe werde ich nimmermehr verlangen.“

Er zog das Mädchen wieder mit ſich fort, bis in die Schlafkammer der Großmutter, bis an das Bett der ſchlummernden Greiſin.

Sie hörten es nicht, wie draußen über der Zugbrücke eilige Schritte laut wurden, und ſahen nicht die fliehende Geſtalt, die jenſeits derſelben unter dem Schatten der Eichen in die Nacht verſchwand.

* *
*

Herr Hennicke hatte Recht behalten; der blonde Reiter iſt nicht wieder auf den Hof gekommen, ſo emſig auch Frau Benedicte nach ihm ausgeſehen. Mit Erſterem ſelber aber mußte Seltſames geſchehen ſein; denn als, wie hergebracht, die Hausmagd mit der Morgenſuppe an ſein Bett kam, lag dort ein eisgrauer Mann mit eingeſunkenem Antlitz; als ſie aber mit Geſchrei von dannen ſtürzen wollte, war es die Stimme ihres Herrn, welche die Närrin erſt zurückrief und ſie dann ſammt ihrer Suppe zu allen Teufeln ſchickte.

Er hat aber wochenlang in der dumpfen Kammer fortgeseſſen, bis eines Morgens drüben aus dem Dorf zu Eekenhof das Thurmgeläute hell herüberwehte, das man des dazwiſchen liegenden Waldes wegen nur ſelten hat vernehmen können. Da hat er aufgehorcht und den eben eintretenden Vogt gefragt, wer denn begraben würde. Als dieſer ihm berichtet, es ſei die alte Förſtersfrau vom Eekenhof, hat er ſich arg erboſt, daß man ihm nichts davon vermeldet, dann aber plötzlich nur den Namen „Heilwig“ ausgeſtoßen und befohlen, ihm ſein Pferd zu ſatteln. Er iſt jedoch nicht fortgeritten; der Hofjunge hat ſtundenlang das aufgezäumte Thier im Hofe umhergeführt, bis es endlich wieder abgeſattelt werden mußte. Und ebenſo erging es am anderen und am dritten Morgen.

Danach aber eines Tages ſah der Käthner Forthmann, welcher eine blanke Kuh am Seile führte, eine greiſe Reitergeſtalt über die Zugbrücke nach dem Eekenhof hinaufjagen und dort am Hauſe von dem Pferde ſteigen.

Der Käthner ſchüttelte den Kopf; er konnte ſich nicht denken, was der Mann dort ſuche, denn es wohnte Niemand mehr darin; ſeine Grethe war zu dreien Malen mit der Morgenmilch ans Haus gekommen; aber immer hatte ſie vergebens an die ringsum verſchloſſenen Thüren gepocht.

Auch jetzt iſt nichts Lebendiges zu ſpüren geweſen; ſelbſt die ſchwarzen Krähen mußten auf Atzung fortgeflogen ſein.

Der Reiter aber hatte mit einem ſchweren Doppelſchlüſſel die Hauptthür aufgeſchloſſen. Vom Flur aus hatte er die Räume des Unterbaus durchwandert; aber es iſt nichts darin geweſen als nur das ſtumme Geräth, das einſt den beiden Frauen zu ihrem einſamen Leben diente. Als er auf den Flur zurückgekehrt war, iſt er vor der Treppe ſtillgeſtanden, als müſſe er auch hier die Stiegen noch hinauf; er hat aber nur den Fuß auf die unterſte Stufe geſetzt und mit heiſerer Stimme einen Namen in das Oberhaus hinein-

gerufen. Als ihm von dorther nur ein dumpfer Hall zurückgekommen, hat er, wie von jäher Furcht befallen, das Haus verlassen und ist vom Hofe fortgeritten; aber immer langsamer ist das Pferd gegangen, und immer zusammengesunkener ist die darauf sitzende Gestalt erschienen.

Das alte Haus innerhalb des Ringgrabens lag wieder in seiner stillen Abgeschiedenheit; nur die Krähen, als es Abend wurde, kehrten zurück und lärmten eine Zeit lang, bevor sie sich zum Schlafe in die Eichenwipfel setzten.

* *

Herrn Hennickes Wünsche hatten sich erfüllt: der Junker Detlev war durch landgerichtlichen Spruch für todt erklärt worden; Frau Benedicte lag unter ihrem schweren Leichenstein. Aber Herr Hennicke ist ein gebrochener Mann gewesen. Die beiden Füchse, welche sich allmählich zu ein paar breitschulterigen geizigen Hagestolzen ausgewachsen, wirthschafteten emsig auf dem einen wie auf dem anderen Hofe; sie ackerten und ernteten und säckelten die Korngelder ein, ohne daß Herr Hennicke darein geredet hätte. Niemals hat er mehr ein Pferd bestiegen; aber in bestimmten Zwischenräumen ist er am Stabe nach Eekenhof gewandert. Das Haus hat er nie betreten; aber auf der kleinen Bank unter den Eichen hat er oft gesessen, wie erwartungsvoll das Antlitz dem Hause zugewandt, als ob dort in jedem Augenblick die Thür sich öffnen müsse. Nur wenn vom Giebel plötzlich der Schlag der Uhrglocke herabgeschollen, hat er wie erschreckt emporgeblickt; denn die Uhr schlug nach wie vor; er selber hat dem Küster aus dem Dorfe einen hohen Lohn gezahlt, daß er auf dem verfallenen Boden das Werk in stetem Gange halte. Wenn die Dorfkinder, vom Felde herkommend, hier vorübergingen, haben sie sich scheu von ferne die regungslose Greisengestalt gezeigt und heimlich unter ein-

ander flüſternd ihren Weg verfolgt; denn ein unſicheres, aber furchtbares Gerücht iſt in den Bauernſtuben umgelaufen: es ſeien die Schattenhände der todten Frau geweſen, die Herrn Hennickes Kraft gebrochen hätten.

Und ſo in ſeiner Einſamkeit iſt er bis an die äußerſte Grenze des Menſchenlebens gelangt. Von Heilwig aber und dem blonden Reiter hat ſich jede Spur verloren.

Im Brauerhause.

Es war in einem angeſehenen Bürgerhauſe, wo wir am Abendtheetiſch in vertrautem Kreiſe beiſammen ſaßen. Unſere Wirthin, eine Fünfzigerin von friſchem Weſen, mit einem Anflug heiterer Derbheit, ſtammte nicht aus einer hieſigen Familie; ſie war in ihrer Jugend als wirthſchaftliche Stütze in das elterliche Haus ihres jetzigen Mannes, unſeres trefflichen Wirthes, gekommen und hatte in ſolchem Verhältniſſe dort gelebt, bis der einzige Sohn ſo glücklich geweſen war, ſie als ſeine Ehefrau bleibend feſtzuhalten. Das Vertrauen, womit des Bräutigams Mutter gleich nach der Hochzeit der Jüngeren ihren eigenen Platz im Hauſe einräumte, hatte dieſe nun ſchon manches Jahr über das Leben ihrer beiden Schwiegereltern hinaus gerechtfertigt. Bei ihrem jetzt den Siebzigern nahen Ehemann begann ſchon das Greiſenalter ſeine leiſe Spur zu ziehen; aber wo ihm ſeine Kraft verſagte, da ſuchte ſie unbemerkt die ihre einzuſetzen; wo ihrerſeits eine Entſagung nöthig oder auch nur erwünſcht ſchien, da blickte ſie nur mit um ſo freundlicheren Augen auf ihren Mann und blieb bei ihm allein, wenn Andere dem Vergnügen nachgingen. Der alte Herr ſelber war nicht von vielen Worten; aber die ruhige Sicherheit einer gegenſeitig bewährten Liebe war in dieſem Hauſe Allen fühlbar, und Alle fühlten ſich dort wohl.

Am heutigen Abend jedoch wollte das gewohnte Gespräch, worin man sich sonst über Stadt- und Landesangelegenheiten mit Behaglichkeit erging, noch immer nicht in rechten Fluß gerathen; denn in einer unserer Nachbarstädte war früh am Morgen etwas Ausnahmsweises und Entsetzliches, es war die Hinrichtung eines Raubmörders dort vollzogen worden, und die Luft schien mit diesem Unterhaltungsstoffe so erfüllt, daß kaum etwas Anderes daneben zur Geltung kommen konnte. Hier war nun überdies noch ein abergläubischer Unfug im Gefolge der Execution gewesen; ein Epileptischer hatte von dem noch rauchenden Blute des Justificirten trinken und dann zwischen zwei kräftigen Männern laufen müssen, bis er plötzlich, von seinen Krämpfen befallen, zu Boden gestürzt war. Dennoch galt dies Verfahren als ein untrügliches Heilmittel seiner Krankheit. Und noch zu anderen Curen und sympathetischen Wundern sollten Haare, Blut und Fetzen von der Kleidung des Hingerichteten unter die Leute gekommen sein.

An unserem Theetisch erhob sich darüber ein lebhaftes Durcheinanderreden; all diese Dinge wurden gleichzeitig als unzulässig und strafbar, als verabscheuungswürdig und als lächerlich bezeichnet. Nur unsere verehrte, sonst so theilnehmende Wirthin saß plötzlich so still und in sich versunken, daß endlich Alle es bemerken mußten.

Als wir sie eben darauf ansahen, rief ihre älteste Tochter zu ihr hinüber: „Mutter, du denkst gewiß an Peter Liekdoorns Finger!“

„Ja, ja, Peter Liekdoorn!“ sagte nun auch der alte Herr; „das ist eine Geschichte! Erzähl sie nur, Mutter; deine Gedanken kommen sonst ja doch nicht davon los, und zu verschweigen ist ja nichts dabei!“

„Nein, mein Vater,“ sagte die alte Dame; „es ist ja einstens auch genug davon geredet worden.“

Dann sah sie uns Alle der Reihe nach mit ihren freund-

lichen Augen an, und als auch wir dann baten, begann ſie in ihrer mittheilſamen Weiſe: „Mein ſeliger Vater hatte, wie das Ihnen Allen wohl bekannt iſt, eine Brauerei; keine bayeriſche, wie ſie heutzutage ſind; es wurde nur Gutbier und Dünnbier gebraut; aber Beides war gut für den Durſt und nicht ſo gallenbitter wie das jetzige, das nicht einmal zu einer Bierſuppe zu gebrauchen iſt.“

Wir lachten, und ſie lachte herzlich mit uns.

„Das Geſchäft,“ fuhr ſie dann fort, „war noch von Großvaters Zeiten her und lange das einzige am Ort geweſen; im Jahre meiner Confirmation aber wurde von einem reichen Bäcker noch ein zweites etablirt. Wenn man hinten aus unſerem Brauhauſe auf den Weg hinaustrat, konnte man am Nordende der Stadt das neue rothe Dach über den Gartenbäumen ſcheinen ſehen; und ich glaube freilich nicht, daß mein Vater, und noch viel weniger, daß unſer alter Brauknecht Lorenz es eben mit Vergnügen ſah; aber unſer Bier hatte doch ſeinen alten Ruf, und die Kundſchaft blieb groß genug, daß wir Alle ſatt hatten und mein Vater Jedem zahlen konnte, was er ſchuldig war.

„Da, nicht lange nachher, geſchah es, daß auch bei uns ein ganz abſcheulicher Kerl hingerichtet wurde. Wie er eigentlich hieß, weiß ich nicht einmal; aber die Leute nannten ihn ‚Peter Liekdoorn‘; denn er hatte nichts gelernt und ſuchte ſich deshalb als Hühneraugen-Operateur durchzuhelfen. Nun, ich hätte den Kerl nicht an meinen Hühneraugen haben mögen! — Da er viel Branntwein trank und wenig in der Taſche hatte, ſo brachte er ſeine eigene faſt neunzigjährige Tante ums Leben, von der er wußte, daß ſie einen Strumpfſocken mit Bankthalern in ihrem Bettſtroh aufbewahrte; aber bevor er noch einen davon ins Wirthshaus tragen konnte, ſo hatten ſie ihn ſchon feſt und auf der Fronerei; und endlich war denn auch ſein Proceß zu Ende; er ſollte draußen auf dem Galgenberg enthauptet und dann ſein Körper

auf das Rad geflochten werden. Und das war wohlverdient; denn die alte Tante hatte den Bengel, der eine Waise war, vor Jahren mit Noth und Hunger aufgezogen, und die Bankthaler hatte sie sich zum ehrlichen Begräbniß aufgespart.

„Wie ich schon sagte, hatten wir derzeit noch unseren alten Brauknecht Lorenz, der wie das Geschäft selbst auch noch von meinem Großvater stammte; eine treue, fromme Seele! Über sein Wandbett hatte er sich mit Kreide den halb plattdeutschen Spruch geschrieben:

Lorenz Hansen ist mein Nam;
Gott hilf, daß ich in'n Himmel kam!

Und so oft auch die Magd ihn am Sonnabend mit der Seifenbürste wegwusch, er malte ihn am Sonntag immer geduldig wieder hin. Uns Kindern, wenn wir Abends in der Brauerei am großen Steinbottich bei ihm saßen, wußte er Geschichten zu erzählen, daß wir zuletzt vor Gruseln ihm Alle auf den Schoß gekrochen waren, und wie das heutzutage kein Mensch mehr so versteht. Das war nun gut; aber warum er solche Geschichten so erzählen konnte, das war nun nicht so gut! Er glaubte nämlich selber an all das dumme Zeug, womit er uns tractirte. Am Paaschabend, wenn er sein Dutzend Ostereier ausgelöffelt hatte, schlug er sorgsam alle Schalen entzwei; sonst, sagte er, könnten die Hexen darin nisten; beim Bierbrauen legte er allemal ein Kreuz von Holz über den Gärkübel, so konnte Keiner den Geist (Hefe) rauben, und das Bier konnte nicht verrufen werden. Meiner Mutter, die uns auch oft beim Geschichtenerzählen aus einander jagte, war all so etwas in den Tod zuwider; sie schalt ihn oft darüber und auch auf meinen Vater, daß er solche Narrenspossen unter seinem Dache leide. Aber unser Vater war eben, wie wir auf plattdeutsch sagen, ein ‚liedsamer', ein gelassener Mann; er strich schmunzelnd seiner kleinen lebhaften Frau mit der Hand übers Gesicht und sagte: ‚Mutter, laß mir den alten Lorenz; so einen

Braufnecht giebt es keinen zweiten; er meint's gut, und es ſchadet Keinem.'

„Damit war meine kleine Mutter allemal fertig, zumal wenn ſie noch einen Kuß dazu bekam; aber Recht hatte er darum doch nicht; denn dumm iſt dumm, und es ſollte Niemand ſagen, daß die Dummheit keinen Schaden thue.

„Als es nun ſo weit war, daß Tags darauf der Mörder Peter Liekdoorn ſich durch Hingabe ſeines irdiſchen Leibes mit ſeinem Gott verſöhnen ſollte, hatte unſer Lorenz es ſich von dem Bürgermeiſter und ſeinem Brotherrn ausgebeten, daß er dem armen Sünder in ſeiner letzten Nacht Geſellſchaft leiſten durfte; denn ſie waren Nachbarskinder geweſen, und in der Schule hatte Lorenz ihm oft die eine Hälfte von ſeinem Butterbrot gegeben, und Peter Liekdoorn hatte ſich dann die andere noch dazu geſtohlen. Aber als nun der gute Lorenz mit ihm beten und ſeiner armen Seele beiſtehen wollte, trieb der ſchändliche Böſewicht nur Poſſen und Eulenſpiegeleien.

„Herr Amtsrichter," fuhr die Erzählerin fort, ſich voll nachträglicher Entrüſtung zu mir wendend — „man mag es ja kaum erzählen! ‚Juckſt du noch,' hatte er zu ſeinem Kopf geſagt, indem er ſich in ſeinen dünnen Haaren kratzte; ‚und morgen ſollſt du ſchon herunter?' Der alte Lorenz hat das nie vergeſſen können.

„Der Richtplatz auf dem Galgenberg war ſo nahe bei der Stadt, daß man von unſerem oberſten Brauhausboden Alles deutlich hätte mit anſehen können; aber während die halbe Stadt hinausgezogen war, ſteckte ich in dem dunkelſten Verſchlage unter der Bodentreppe; denn ich hatte trotz meiner ſechzehn Jahre die dumme Idee, daß ich es ſonſt überall im Hauſe hören müßte, wie dem Böſewicht der Kopf herabgeſchlagen würde. Erſt als meine Mutter anklopfte und rief: ‚Es iſt vorbei; ſie kommen Alle ſchon zurück!' kroch ich wieder an das Tageslicht. Ich hör es noch vor meinen

Ohren, wie es in dicken Haufen draußen auf der Gaſſe vorbeizog, und ein Gemurmel und ein Summen als wie in einem Immenſchwarm.

„Und das Gerede kam auch noch in Wochen nicht zur Ruh; denn draußen auf dem Richtplatz hart an der Landſtraße lag ja Peter Liekdoorns Körper auf das Rad geflochten. Wenn meine beiden jüngeren Geſchwiſter aus der Schule kamen, warfen ſie die Bücher hin und liefen auf den Brauhausboden; dann kamen ſie mit großen Augen wieder in die Stube; bald hatte meine Schweſter zwei Raben auf dem Rade ſitzen ſehen, bald hatte mein Bruder ganz deutlich wahrgenommen, wie der auf dem Pfahle ſteckende Kopf mit den dünnen Haaren vom Wind herumgekreiſelt war, bis zuletzt mein guter Vater ein Schloß vor die Bodenluke legte und einen Trumpf darauf ſetzte, es ſolle von dieſen abſcheulichen Dingen fürderhin kein Wort im Hauſe mehr geſprochen werden.“

Die Erzählerin nahm ein Schlückchen aus ihrer Taſſe und fuhr dann fort:

„Nicht lange nachher ſaßen wir — ich weiß noch, es war an einem Sonntag — bei unſerer Abendmahlzeit. Da es Reisbrei mit Caneel und Zucker gab, ſo hatte ich auch noch unſeren Nachbar Ivers dazu holen müſſen, deſſen Leibgericht das war. Wir hatten uns ſchon Alle zu Tiſch geſetzt; auch Lorenz und die Magd; allein mein Bruder fehlte noch. Mein Vater ſah ſich eben recht verdrießlich nach ihm um, als erſt die Hausthür und dann die Thür zur Stube aufgeriſſen wurde und der Junge mit einer Fahrt hereingeſtürzt kam.

„‚Mein Gott, Chriſtian,‘ rief meine Mutter, ‚weshalb kommſt du nicht zu rechter Zeit? Du weißt doch, daß dein Vater das nicht leiden kann!‘

„‚Ja,‘ ſagte er, ‚aber die Jungens ſind alle auf dem Markt zuſammengelaufen!‘

— „‚Die Jungens? Was haben die des Abends auf dem Markt zu thun?‘

„‚Nichts,‘ ſagte Chriſtian; ‚ſie ſprechen nur mit einander.‘

„‚Nun, ſo ſprich du auch jetzt!‘ ſagte mein Vater. ‚Laß ihn reden, Mutter!‘

„Aber der Junge ſchwieg und ſah ſeinem Vater ſtarr ins Angeſicht.

„‚Chriſtian, ſo ſprich doch, Chriſtian!‘ rief meine Mutter.

„‚Ich darf ja nicht,‘ entgegnete er; ‚Vater hat ja geſagt, er wolle von dem dummen Zeug nun nichts mehr hören.‘

„‚Nachbar,‘ ſagte der alte Ivers, der ein Junggeſelle und ſehr neugierig war, ‚ſo laſſen Sie den Jungen doch ſeine Geſchichte von ſich thun!‘

„Mein Vater klopfte dem Alten mit ſeinem ſchelmiſchen Lachen auf die Schulter. ‚Nun, Chriſtian, ſo ſchieß denn los; du ſollſt doch Nachbar Ivers nicht die Nachtruh vorenthalten!‘

„‚Ja,‘ ſagte der Junge; aber er ſah ſich erſt mal um, ob doch auch alle Anderen hörten; ‚es iſt ganz gewiß, ſie haben Peter Liekdoorn ſeinen einen Finger weggeſtohlen!‘

— „‚Wer hat euch das geſagt?‘

„‚Das hat Rathsdieners Ferdinand uns ſelbſt erzählt.‘

„‚Ei was! Der Fuchs wird ihn geholt haben,‘ ſagte mein Vater; ‚wer ſollte denn dergleichen ſtehlen!‘

— „‚Nein, nein, Vater; das Rad iſt viel zu hoch, da können die Füchſe nicht daran!‘

„Der alte Ivers hatte ſchweigend zugehört. ‚Sag mir einmal, mein Jüngelchen,‘ begann er jetzt, ‚was iſt's denn eigentlich für ein Finger?‘

— „‚Wie meinſt du das, Nachbar Ivers?‘

„‚Nun, ich meine, iſt's der kleine Finger oder der Goldfinger oder —‘

„‚Nein, nein; es iſt der Daumen!‘ unterbrach ihn Chriſtian; ‚ich weiß aber nicht, von welcher Hand.‘

„‚So,‘ ſagte Ivers, ‚der Daumen! Das hatte ich mir gedacht. Er braucht eigentlich nur von einem Dieb zu ſein; aber beſſer iſt gewißlich immer beſſer; nein, den Daumen hat ſich nicht der Fuchs geholt, den können ganz andere Leute noch gebrauchen! Da fragt nur Euren Lorenz, wenn Ihr's nicht ſelber wißt!‘

„Aber Lorenz ſah auf ſeinen Teller und aß ſchweigſam ſeinen Reisbrei.

„‚So erzählt es doch nur, Nachbar!‘ ſagte meine Mutter; denn ſie wollte nicht, daß er den alten Lorenz necken ſollte.

„‚Kann leicht geſchehen, Frau Nachbarn,‘ erwiderte er; ‚aber wißt Ihr das denn nicht? Wer ſolch einen Finger unter ſeinem Drümpel eingegraben hat, dem ſtrömt die Kundſchaft in das Haus hinein! — Nun,‘ ſetzte er gutmüthig hinzu, ‚hier, Gott ſei Dank, ſind ſolche Künſte nicht vonnöthen!‘

„‚Das walte Gott!‘ ſprach meine Mutter leiſe und klopfte unter den Tiſch, um die üble Berufung abzuwenden. Denn ſolche Dinge zählte ſie nicht zum Aberglauben, und ſie konnte ganz böſe werden, wenn man ihr dawider ſtritt; dagegen wußte ſie wohl, daß das großväterliche Vermögen in viele Theile gegangen und die Brauerei derzeit mit ſchweren Schulden von ihrem Manne übernommen war.

„Mein Vater war ganz ernſt geworden. ‚Setz dich, Chriſtian,‘ ſagte er zu dem Jungen, der noch immer auf der Diele herumſtand, ‚und mach, daß du mit deinem Reisbrei fertig wirſt!‘

„Ich weiß noch wohl, unſere Mahlzeit ging ganz ſtill zu Ende.“

* * *

Nachdem auf Befragen einer mitteldeutſchen Anverwandten noch erklärt war, daß unter dem plattdeutſchen Worte „Drümpel“ eine Thürſchwelle zu verſtehen ſei, begann die Erzählerin

wieder: „Man hätte glauben ſollen, daß wir nun endlich mit Peter Liekdoorn fertig geweſen wären; aber, leider Gottes, das Alles war nur erſt der Anfang.

„Es war im Juli und ungewöhnlich heiß; die Ernte hatte ſchon begonnen. Von den umliegenden Dörfern kam ein Wagen nach dem anderen hinten vor unſerem Brauhaus angefahren, um Gut- und Dünnbier für Herrſchaft und Leute abzuholen, und nicht nur viertel und halbe, ſondern faſt immer ganze Tonnen wurden aufgeladen. Mein Vater und unſer alter Lorenz arbeiteten im hellen Schweiße, aber mit vergnügten Angeſichtern. In unſerer hohen kühlen Außendiele, unter dem Fenſter, lagen zwei Fäſſer für den Hausverkauf; ich habe manches Maß voll da herausgezapft, denn ſeit meiner Confirmation hatte ich das zu beſorgen. Aber jetzt ließ es mich in Wahrheit kaum zu Athem kommen; ich merkte wohl, auch die Leute in der Stadt hatten bei der grauſamen Hitze einen ſchönen Durſt; Kopf an Kopf ſtand es oft um mich herum, und mit all den Krügen und Kannen, die ſie gegen mich ſtreckten, trieben ſie mich eines Tages ſo in die Enge, daß ich erſt auf einen Tritt und dann oben auf die Fenſterbank mich retiriren und von dort aus eine ordentliche Rede halten mußte, bevor ich nur wieder zu meinem Faß hinunter konnte.“

Die Erzählerin ſah uns an und nickte. „Ja,“ ſagte ſie, „es mag wunderlich ausgeſehen haben; aber ich war damals auch noch eine flinke, leichte Dirne! Und was war das für eine Freude, wenn ich ſo Mittags und Abends zwei ſchwere blanke Hände voll vor meinem Vater auf den Tiſch ſchütten konnte! Ich weiß noch, Morgens, bevor die Zeit herangekommen war, wie ich in der Stube am Fenſter ſtand und es nicht erwarten konnte, bis ich den Erſten mit Krug oder Blechgemäß unſerem Hauſe zuſteuern ſah.

„So ſtand ich auch eines Vormittags und konnte nicht begreifen, daß das luſtige Geldeinnehmen noch immer nicht

in Gang kommen wollte; denn es war ſchon über zehn, und im Flur draußen von unſerer Hausflur ſchlug es erſt ein Viertel, dann halb; aber es kam noch immer Niemand. Endlich ging ich hinaus und vor die Hausthür; da kamen zwei arme Kinder mit ihren kleinen Töpfen, dann hinter einander noch ein paar andere Leute von dem äußerſten Ende der Stadt, und als ich die abgefertigt hatte, ſchlug die Uhr zu meinem großen Schrecken elf; denn ich wußte nun, daß die Verkaufszeit für dieſen Vormittag ſo gut als wie vorüber ſei.

„Ich hatte endlich nur ein paar armſelige Schillinge, die ich Mittags vor meinem Vater hinlegen konnte.

„‚Was iſt das, Nane?‘ ſagte er. ‚Weshalb giebſt du mir nicht Alles?‘

„‚Das iſt Alles, Vater.‘

—‘„‚Alles? Das iſt ja ſonderbar.‘ Weiter ſagte er nichts.

„Aber auch am Nachmittage und den zweiten und die folgenden Tage blieb es ebenſo; ja ſelbſt die Wagen von den Dörfern kamen immer weniger, und aus einem großen Dorfe, wo wir ſonſt die beſte Kundſchaft hatten, blieben ſie völlig weg. ‚Lorenz,‘ hörte ich einmal, da ich über den Hof ging, unſeren Vater fragen, ‚wann hat Marx Sievers zum letzten Mal geholt?‘

„‚Ich denke, Herr, die andere Woche geht eben heut zu Ende.‘

„‚Bei der grauſamen Hitze? — Lorenz,‘ und an meines Vaters Stimme hörte ich, wie er voll Angſt und Sorge war; ‚was iſt paſſirt, Lorenz? Wir haben nimmer beſſer Bier gehabt!‘

„‚Weiß nicht, Herr!‘ erwiderte der Alte düſter.

„Ich mochte nicht ſtehen bleiben und hören, was ſie weiter ſprachen; aber ich wußte wohl, Marx Sievers war der größte Bauer in jenem Dorfe, und wie jetzt, in der

Ernte, pflegte ſein Fuhrwerk ſonſt faſt jeden dritten Tag zu kommen.

„In der nächſten Zeit wurden die Darre und die Braupfannen auf das ſorgfältigſte nachgeſehen und gereinigt; mein Vater unterſuchte jeden Sack mit Hopfen, ob auch irgendwo eine Verſtockung ſich eingeniſtet habe; aber er kam ſtets kopfſchüttelnd von ſolchem Thun zurück; es war nichts zu finden, was nicht in der Ordnung war. Wir gingen Alle wie verſtört umher; denn Jeder wußte, die Erntezeit ſollte den Hauptverdienſt des ganzen Jahres bringen; und die paar guten Tage, die ſo ſchnell vorübergegangen waren, konnten dabei nichts verſchlagen. Bei den Mahlzeiten wurde jetzt kein Wort geſprochen; die Augen unſerer Mutter gingen angſtvoll nach ihres Mannes Angeſicht, während ſie uns ſchweigend zutheilte. Der alte Lorenz aber war plötzlich ein ganz wunderlicher träger Menſch geworden; nicht, weil er keine Geſchichten mehr erzählte, denn wer hätte Luſt gehabt, die jetzt zu hören! Sogar die Kinder nicht! Aber, was nimmer noch paſſirt war, zu zweien Malen, als ich ihn zum Mittageſſen rufen wollte, fand ich ihn bei helllichtem Tage hinter einem Braufaß eingeſchlafen. Und da ich ihn weckte, ſagte er nur: ‚Danke, Nane, danke!‘ Als ob das ganz ſo in der Ordnung wäre. Mir aber war das ganz unheimlich, denn der alte Lorenz war ja faſt die halbe Brauerei.

„Da, eines Sonntagmorgens, kam mein Bruder Chriſtian wieder einmal mit ſolcher Fahrt hereingeſtürzt, wie er es allemal that, wenn er was Beſonderes zu verkünden hatte. Aber, Gott bewahre, wie ſah der Junge in ſeinen Sonntagskleidern aus! Das ganze Geſicht voll Blut; das eine Auge dick verſchwollen!

„‚Wo kommſt du her?‘ rief mein Vater. ‚Biſt du in den Krieg geweſen?‘

„‚Nein,‘ ſagte der Junge; ‚wir haben uns nur geprügelt.‘

— „‚Schon wieder einmal? Und das am heiligen Sonntag? Was iſt denn heute wieder los geweſen?‘

„‚Ja, Vater,‘ ſagte Chriſtian und wiſchte ſich erſt mit dem Ärmel das Blut von ſeiner Backe; ‚ſie haben ſchon mehrmals ſo gelogen, ich hab es euch nur nicht erzählen mögen; die Jungens ſagen, Peter Liekdoorns Finger iſt in unſerem Bier geweſen!‘

„Meine Mutter ſchrie laut auf; mein Vater war nur todtenbleich geworden. ‚Darum alſo!‘ ſagte er leiſe.

„In dieſem Augenblicke wurde angeklopft, und Nachbar Ivers trat herein, der lang nicht dageweſen war.

„‚Nun, Ivers!‘ ſagte mein Vater, ‚kommt Ihr auch einmal? Ihr wagt's ja auch nicht mehr, von unſerem Bier zu trinken!‘

„‚Hm!‘ machte der Alte und ſah meinen Vater mit ſeinen klugen Augen an. ‚Aber um Chriſti willen, was iſt mit dem Jungen da paſſirt!‘

— „‚Ja, was iſt mit ihm paſſirt! Erzähl's nur ſelber, Chriſtian, warum du dich geſchlagen haſt.‘

„‚Ja, Nachbar Ivers,‘ ſagte Chriſtian, ‚die Jungens ſagen alle, Peter Liekdoorns Finger iſt in unſerem Bier geweſen!‘

— „‚Hm — ſo, mein Jüngelchen! Und da haſt du mit allen dich deshalb geſchlagen?‘

„‚Nein, nicht mit allen; nur mit ein Stücker viere, aber tüchtig!‘

„Der Alte ſah ihm in ſein verſchwollenes Angeſicht und nickte. ‚Aber es nützt nur nicht viel, Chriſtian, und wenn du es auch mit allen fertig gebracht hätteſt. — Nachbar Ohrtmann,‘ wandte er ſich dann zu meinem Vater, ‚ich komme juſt um deſſen willen zu Euch; ich möcht Euch rathen, nehmt Euren alten Lorenz einmal tüchtig ins Gebet! Ihr wiſſet wohl nicht, weshalb er mit ſeinem alten Kameraden durchaus die Henkersnacht hat theilen wollen?‘

„‚Ei, freilich!‘ rief meine Mutter; ‚er hat ihm für die geſtohlenen Butterbröte die himmliſche Wegzehrung wollen bereiten helfen!‘

„‚Das nebenbei, Frau Nachbarn,‘ ſagte Ivers, ‚vor Allem aber hat er ihm noch bei lebendigem Leibe ſeinen Daumen abgekauft; die alten Weiber in der Stadt erzählen ſich das ganz genau.‘

„‚Habt Ihr nichts Anderes zu berichten, Ivers, als dies dumme Zeug?‘ frug mein Vater.

„‚Nein, Nachbar Ohrtmann; aber vergeſſet nicht, den Alten quält die neue Brauerei, wenn ſich das Bier mit Eurem gleich nicht meſſen kann; und dann — der Finger war ja hinterher auch ohne Kauf zu haben! Nach der Hexenweisheit war es zwar genug, ihn unterm Drümpel einzugraben, aber beſſer iſt gewißlich immer beſſer; und ſo wird er denn gleich in den Braukeſſel ſelbſt hineingekommen ſein.‘

„Mein Vater ſchüttelte den Kopf. ‚Ihr wollt mich doch nicht glauben machen, daß unſer alter Lorenz ſich den Finger von dem Hochgericht geholt habe?‘

„‚Das will ich allerdings, Nachbar! Wißt Ihr, beim Reisbrei damals, als er nicht Antwort geben wollte, da ich von der Sache anfing?‘

„‚Ei, Ivers; Lorenz iſt nicht gewöhnt, an ſeiner Herrſchaft Tiſche mitzureden; und überdies, er fühlte wohl, daß Ihr ihn necken wolltet.‘

„‚Mag ſein,‘ verſetzte Ivers; ‚aber was hat er bei nachtſchlafender Zeit da draußen an dem Galgenberg herumzukriechen?‘

„‚Was ſagt Ihr, Nachbar?‘ rief meine Mutter.

„‚Ich ſag nur,‘ erwiderte er, ‚was die Hebamme Claſen mir ſelbſt erzählt hat; vorgeſtern nach Mitternacht, als ſie dort vorbeigefahren, hat ſie etwas von oben den Galgenberg hinunterlaufen ſehen, und da ſie ihre Laterne, die ſie bei

ſich hatte, darauf hingewandt hat, iſt die Geſtalt in einen Buſch geſprungen; aber an den großen blanken Knöpfen auf der Jacke, die ſonſt kein Menſch hier trägt, hat ſie genug erkennen können, wer der Mann geweſen iſt. Und auch noch Andere wollen ihn dort des Nachts geſehen haben.‘

„Ich war ſehr erſchrocken, als der Nachbar das erzählte; denn ich ſah, was ich Keinem verrathen hatte, den alten Lorenz wieder bei hellem Tage zwiſchen ſeinen Fäſſern ſchlafen.

„‚Aber, Ivers,‘ ſagte mein Vater; ‚das Unheil, wenn denn Lorenz es ſollte angeſtiftet haben, war ja ſchon geſchehen; was konnte er jetzt noch auf der Richtſtatt ſuchen wollen!‘

„‚Nun, Nachbar‘ — und der alte Junggeſell ſteckte ſein Schalksgeſicht auf, was er mitunter bei den traurigſten Geſchichten nicht unterlaſſen konnte — ‚Peter Liekdoorn hat doch jedenfalls noch einen Daumen mehr gehabt; vielleicht ſollte der nun unter den Drümpel, da der andere ſo ſichtlich den verkehrten Weg gegangen war! Aber er iſt nur nicht ſo leicht zu haben; denn auf dem Rade ſoll bei Nachtzeit etwas ſitzen, das einen Chriſtenmenſchen nicht heranläßt!‘

„Mein Bruder Chriſtian blinkte mich aus ſeinen dicken Augen an. ‚Wärſt du bang, Nane?‘ blies er mir durch die hohle Hand ins Ohr. ‚Ich nicht!‘

„Unſer Vater hatte am Tiſch geſeſſen, den Kopf ſchwer auf ſeinen Arm geſtützt. Nun ſtand er auf und ſagte: ‚Der Spaß will diesmal nichts verſchlagen, Nachbar Ivers. Aber, wenn Ihr's nicht ungut nehmen wollt, ſo laſſet uns jetzt allein; denn ich möchte gleich jetzt mit meinem Lorenz reden!‘

„An dem ſauerſüßen Geſicht, das der alte Junggeſelle machte, ſah man wohl, wie bitterlich gern er dageblieben wäre; aber er verabſchiedete ſich denn doch mit guter Ma-

nier, und gleich darauf wurde ich ins Brauhaus geſchickt, um unſeren alten Knecht hereinzurufen.

„‚Lorenz,‘ ſagte mein Vater, als wir zuſammen in die Stube getreten waren, ‚du ſiehſt uns hier Alle rathlos bei einander ſitzen; der Finger des Mörders ſoll in unſerem Bier gefunden ſein!‘

„Der Alte fuhr ſichtlich zuſammen. ‚Herr,‘ ſagte er traurig, ‚ſo wiſſen Sie das auch ſchon!‘

„‚Ich habe es eben erſt erfahren; aber du, wenn du es wußteſt, weshalb haſt du es mir verſchwiegen?‘

„‚Ja, Herr, ich ſeh nun wohl, daß ich zu dumm geweſen bin; ich dachte mir, ich wollte es allein herausbekommen.‘

„‚Aber man meint, du ſelber wärſt es, der ſich den Finger geholt hat; du hätteſt, um die Kundſchaft unſerem Hauſe zu bewahren, eine Sympathie damit gemacht!‘

„Als mein Vater das geſprochen hatte, ſtand der alte Lorenz auf einmal wie ein Soldat, beide Arme glatt am Leibe herunter. ‚Herr!‘ rief er, ‚Alles für meine Herrſchaft; aber wir ſollen Gott fürchten und lieben, auf daß wir bei ſeinem Namen nicht zaubern, lügen oder trügen! So etwas iſt keine Sympathie; das thun nur Menſchen ohne Chriſtenthum und mit Hülfe deſſen, den ich hier nicht nennen will!‘

„‚Nun, Lorenz, dann iſt es ja gewißlich nicht deine Sache; aber man will dich mehrmals in der Nacht am Galgenberg geſehen haben!‘

„‚Ja, Herr, das iſt es eben, und es war dunkel genug; aber die alte Hebamme kutſchirte da vorbei, mit ihrer großen Leuchte in der Hand!‘

„‚Um Chriſti willen!‘ rief meine Mutter; ‚ſo iſt Er wirklich dageweſen?‘

„‚Die Frau ſoll nicht erſchrecken,‘ erwiderte Lorenz; ‚ich dachte nur, wer ſich den einen Daumen holte, der kann ſich

auch den anderen holen; und von gar ſo weit mag er auch wohl nicht gekommen ſein! Denn — ſo klug bin ich doch — es iſt diesmal kein Zauberwerk, ſondern ein Schabernack gegen uns geweſen; aber die da' — und er erhob die Fauſt und zeigte drohend nach der Gegend, wo die neue Brauerei gelegen war — ‚ſie ſollen keinen Segen davon haben!'

„‚Lorenz, Lorenz!' rief mein Vater, ‚ſprich nicht ſo in deinem blinden Haſſe, den du nicht einmal für dich, ſondern nur um unſeretwillen hegeſt! Wir ſorgen Jeder für unſer Brot; und am Ende iſt gar Alles nur ein leer Gerede!'

„Aber Lorenz ſchüttelte den Kopf. ‚Sie wiſſen, Herr, ich geh nicht gern hinten aus unſerer Brauhausthür, ſeit Einem da das rothe Dach ſo in die Augen ſcheint; aber geſtern hatte unſer Pikas ſich von der Kette losgeriſſen. Als ich eben auf den Weg hinaustrete, ſeh ich Marx Sievers ſeinen Älteſten mit zwei Tonnen auf dem Wagen von dort oben herunter kommen. ‚Na, Hans,' ſag ich, als er näher kommt, ‚du holſt dir auch wohl dein Bier jetzt von dem neuen Brauer?' — ‚Ja,' ſagt er, ‚Lorenz, das thu ich.' — ‚Und warum,' frag ich, ‚thuſt du das? Seit deines Großvaters Zeiten habt ihr euer Bier doch immer nur bei uns geholt.' — ‚Ja,' antwortet er und ſchlägt ſchon wieder auf ſeine Pferde; ‚dazumal lebte auch Peter Liekdoorn noch, und wir hatten noch keinen Finger in unſerem Bier gefunden!' Und damit war er ſchon in vollem Trab davongefahren.

„Unſer Vater ſah voll Bekümmerniß auf ſeinen alten Knecht. Als dieſer ſchwieg, ſagte er leiſe: ‚Dann ſtehe Gott uns bei; denn Marx Sievers und ſeine Söhne ſind wahrhaftige Leute!'

„Meine Mutter hatte ſeine Hand ergriffen; aber er entzog ſie ihr und ging unruhig in der Stube auf und ab. Als jedoch Lorenz Miene machte, ſacht hinauszugehen, zog er ſeine Uhr und ſagte: ‚Das hat uns auch um Gottes

Wort gebracht; es iſt zu ſpät, um nun noch in die Kirche zu gehen. Spann den Braunen vor die Carriole, Lorenz! Ich will gleich ſelber mit Marx Sievers ſprechen.‘

— — „So fuhren ſie denn hinaus; und mein Vater hat es uns damals und auch ſpäter oft genug erzählt! ‚Unterwegs,‘ ſagte er, ‚nahm ich Lorenz Zügel und Peitſche aus der Hand, weil er immer noch zu langſam fuhr; aber mit unſerer Ungeduld iſt nichts gethan!‘

„Als ſie endlich vor Marx Sievers’ großem Hausthor hielten und dann mein Vater in die weite Lohdiele trat, war dort Alles todt und ſtill und keine Menſchenſeele ſichtbar. Nach einer Weile kam eine Magd. ‚Sie ſind noch Alle in der Kirche,‘ ſagte ſie, ‚des Paſtors Sohn, der Student, predigt; aber es muß bald aus ſein.‘ — ‚So will ich warten,‘ ſagte mein Vater und ließ ſich die Thür zur Wohnſtube öffnen. Aber der junge Gottesmann mußte einen weiten Weg genommen haben bis zum heiligen Vaterunſer. Draußen ſaß Lorenz auf der Carriole und klatſchte dann und wann mit ſeiner Peitſche; drinnen ſtand mein Vater und ſtudirte die Glasmalerei auf den alten Fenſterſcheiben, welche die Belagerung Tönnings durch den General Steenbock darſtellte. ‚Wohl hundertmal,‘ ſagte er, ‚hatte ich ſchon die ſchwediſchen Soldaten gezählt, ohne was dabei zu denken, oder doch nur, um wie viel leichter es ſein müßte, in dieſem gelben Kriegshaufen mit zu fechten, als eine Reiſe zu thun, wie ich ſie heute thun mußte.‘

„Endlich aber war es draußen auf der Lohdiele lebendig geworden; nach ein paar mit der Magd gewechſelten Worten trat der Bauer mit ſeinem älteſten Sohn ins Zimmer. Den Gruß meines Vaters erwiderte er kurz und trocken und ging erſt an den Thürhaken, um ſeinen Hut daran zu hängen; dann ſtemmte er beide Fäuſte mit den Knöcheln auf den Tiſch und ſagte: ‚Ihr Fuhrwerk, Herr Ohrtmann, wär ich am mindſten vor meiner Thür vermuthen geweſen; aber Sie

kommen wohl, um ſich das Geld für Ihre letzte Tonne Bier zu holen?‘

„Und bevor mein Vater ihm darauf antworten konnte, fuhr er fort: ‚Bin ich Ihnen auch nur einmal einen Sechsling in der Schuld geblieben? Ich denk doch nicht! Aber dieſe letzte Tonne‘ — und dabei ſchlug er heftig auf den Tiſch — ‚die bleib ich ſchuldig bis in alle Ewigkeit! Und wollen Sie mir was, ſo citiren Sie mich vor meinen Landvogt; hier bin ich nicht für Sie zu ſprechen!‘

„‚So hört doch,‘ rief mein Vater; ‚ich will kein Geld von Euch; um deſſen willen bin ich nicht gekommen!‘

„‚So,‘ ſagte der Bauer; ‚was wollen Sie denn?‘

— „‚Ihr hättet's Euch wohl denken können, Sievers; die Leute reden ja, Ihr hättet was in meinem Bier gefunden, was nicht in der Ordnung iſt!‘

„Der Bauer lachte. ‚Nicht in der Ordnung? Nein, bei dem Teufel! So was iſt nicht in der Ordnung!‘

„‚Es ſoll der Daumen von dem Hingerichteten geweſen ſein,‘ fuhr mein Vater fort; ‚und ich wollte Euch nur bitten, mich das ſehen zu laſſen, was Ihr gefunden habt.‘

„‚Die Leute reden nicht umſonſt,‘ ſagte der Bauer; ‚das Ding iſt drin im Hahn geſeſſen; meine Nachbarn haben beide das geſehen.‘

„‚Nun, ſo zeigt es jetzt auch mir!‘

„‚Da hätten Sie früher kommen ſollen; ich weiß nicht, wo das Ding geblieben iſt!‘

„‚Sievers!‘ rief mein Vater, ‚ſo ſucht oder laſſet ſuchen; das iſt Eure Schuldigkeit! Denn dieſer Finger ſteht als ein Kläger wider mich auf und drohet, mich zum armen Mann zu machen; er muß mir Rede ſtehen, wie er in mein Gebräu gekommen iſt!‘

„Aber der Bauer ſagte: ‚Das iſt Ihre Sache, Herr Ohrtmann; ich laß mein Bier bei einem Anderen holen, und damit hopp und holla!‘

„Mein Vater beſann ſich ein paar Augenblicke, während Marx Sievers ſeine Pfeife vom Haken nahm und aus dem zinnernen Tabackskaſten ſtopfte. Als er ſchon angezündet hatte und die Rauchwolken trotzig vor ſich hinblies, begann mein Vater wieder: ‚Ich hab doch recht vernommen, Sievers? Ihr wollt mir dieſe letzte Tonne nicht bezahlen?‘

— „‚Ganz recht, Herr Ohrtmann; ich denk, ich hab das deutlich genug geſagt!‘

„‚Nun, ich verlange das auch nicht; aber wenn Ihr mein Bier nicht bezahlt, ſo gehört mir auch der Finger, der darin geweſen iſt!‘

„Der Bauer ſtutzte; aber nicht lange, ſo zog er ſeinen vollen Lederbeutel aus der Taſche und zählte das Geld für die Tonne Bier in blanken Bankthalern vor meinem Vater auf den Tiſch. ‚Nun iſt der Finger mein,‘ ſagte er, ‚und ich thu damit nach meinem Dünken.‘

„Es wäre wohl umſonſt geweſen, daß mein Vater das Geld zurückſchob, wenn nicht der Sohn ſich jetzt hineingemiſcht hätte. ‚Vater,‘ ſagte er, ‚ſoll ich den Finger holen? Ich mein, er liegt in unſerem Nagelkaſten.‘

„Der Alte brummte etwas in den Bart; aber der Sohn ging hinaus und kam bald darauf mit einem Kaſten voll alten Eiſenzeuges wieder in die Stube. Als er darin umherkramte, gewahrte mein Vater ein gelblich graues Ding, das er nicht anders als für den Daumen eines Menſchen anerkennen konnte; zwar ſchien er dick mit Geſt oder, wie es auf Hochdeutſch heißt, mit Hefe überzogen; aber auch die Form des Nagels war noch deutlich ſichtbar.

„‚Und das hier,‘ frug er den Bauern, ‚habt Ihr in meinem Bier gefunden?‘

„‚Ich ſagt es ſchon,‘ verſetzte dieſer; ‚als wir das Letzte aus der Tonne zapfen wollten, da hat's den Hahn verſtopft.‘

„‚Nun, Marx Sievers, Ihr könnt wohl denken, daß ich

mir dies Unheil nicht ſelber angerichtet habe! Ihr ſeid ſonſt als ein gerechter Mann bekannt, ſo bitt ich Euch, fahrt jetzt gleich mit mir zum Bürgermeiſter und gebt da Zeugniß, wo und wann Ihr dieſes Ding gefunden habt; denn jeder neue Tag iſt mir zu Spott und Schaden!'

„Der Bauer hatte ſich breit in ſeinen Lehnſtuhl niedergelaſſen. ‚Ins Gericht, Herr Ohrtmann? Zum Bürgermeiſter? — Ja, wenn meine eigene Obrigkeit mir das befiehlt; ſonſt nicht. Ich habe Spott und Schaden auch in meinem Haus; meine Frau iſt heut noch krank vor lauter Abſcheu!'

„Mein Vater mußte ſich das Alles bieten laſſen; denn der Finger lag leibhaftig vor ihm, und die Sievers waren als wahrhaftige Leute überall bekannt; er ſtand, wie er ſelber ſagte, da als ein geſchlagener Mann.

„Endlich wurde dennoch ein Abkommen getroffen; der Sohn durfte das unheimliche Ding in eine Schachtel packen und damit und mit meinem Vater in die Stadt zum Bürgermeiſter fahren.

— — „Daß dies geſchehen war, aber von Weiterem auch nichts, erfuhren wir zu Hauſe ſchon durch Lorenz, der zu Fuße wieder ankam, während wir noch immer mit dem Mittag warteten und vor Angſt und Spannung nicht wußten, wie wir unſere Zeit verbringen ſollten.

„Endlich kam unſer Vater, und ich ſah, wie ſeine Hand zitterte, als er die unſerer Mutter drückte und lange in der ſeinen hielt. ‚Übermorgen,' ſagte er, ‚ſoll ich wieder zum Bürgermeiſter kommen. Wenn es doch erſt übermorgen wäre!'

„Als er ſich dann nicht an den gedeckten Tiſch, ſondern an dem kalten Ofen in den Lehnſtuhl geſetzt hatte, ſtanden wir Alle um ihn her, bis er endlich zu erzählen anhub. — In dem Studirzimmer des Bürgermeiſters, als er mit dem jungen Sievers dorthin kam, war eben der alte luſtige Apo-

theker Hennings zugegen geweſen. Der hatte gerathen, den Finger erſt ein paar Tage in Spiritus zu ſetzen, damit ſich der Überzug von Hefe löſe und dann gründlich unterſucht werden könne, ob er zu der Hand des Hingerichteten gehöre oder nicht. Nach der Zuſtimmung des Bürgermeiſters war er ſelbſt nebenan in ſeine Apotheke gelaufen und bald mit einem vollen Glashafen zurückgekommen. Sehr genau hatte er hierauf den Finger beſehen, dann gerieben und geſchabt und ihn um- und umgewandt. ‚Aber ein wunderlicher Kauz,‘ ſagte mein Vater, ‚iſt der alte Hennings doch; denn er ſchmunzelte dabei, als ob er einen Allerweltsſpaß in den Händen drehe!‘ — ‚Man ſollte kaum meinen,‘ hatte er zuletzt geſagt und dabei meinen Vater ganz liſtig durch ſeine runden Brillengläſer angeſehen, ‚daß Peter Liekdoorn bei ſeinen Lebzeiten mit dieſem Daumen allzu viele Hühneraugen hätte operiren können!‘

„Weiteres war aus ihm nicht herauszubringen geweſen; aber übermorgen ſollte mein Vater wieder zum Bürgermeiſter kommen. Der Finger war in den mit Spiritus gefüllten Glashafen gethan, und dieſer, nachdem man ihn mit dem Gerichtspetſchaft verſiegelt hatte, in dem großen Actenſchrank verſchloſſen worden. — —

„Nun, es wurde denn auch übermorgen; — langſam genug. — Um elf Uhr Vormittags ging mein Vater aus dem Hauſe. Während meine Mutter und ich uns durch Putzen und Scheuern die Angſt von der Seele wegzuarbeiten ſuchten, kam unſere alte Krautfrau zu uns in die Küche und erzählte, Peter Liekdoorn habe heute Nacht in der Bürgermeiſterei ans Fenſter geklopft; denn er habe ſeinen Daumen wieder haben wollen, der jetzt dort in dem großen Schrank verſchloſſen liege. ‚Letzten Sonntag,‘ ſagte ſie, ‚haben die Diebe ihn über die Thürſchwelle dem Bürgermeiſter in das Haus geſchoben, weil ſie vor dem Geſpenſte keine Nacht mehr Ruhe hatten; aber heut Vormittag iſt groß Verhör.

und dann kommt Alles an den Tag; und hernach mögen Alle Reu und Leid geben, die ſo ihre böſen Mäuler über unſeren Herrn Ohrtmann haben laufen laſſen! Gott ſoll mich bewahren, daß ich an ſo was nur gedacht hätte!‘

„Ich ſeh das alte dumme Weib noch vor mir,“ ſagte unſere treffliche Wirthin, „wie ſie das Alles wie Kraut und Rüben durch einander wälſchte; Gott weiß, wo ſie es ſich aufgeſammelt hatte! Wir freuten uns nur, da ſie endlich fort war, und wir wieder, wie am Sonntag, hangend und bangend allein bei einander in der Stube ſaßen.

„Da endlich hörten wir die Hausthür gewaltſam aufreißen. ‚Das iſt Chriſtian!‘ ſagte meine Mutter. ‚Was wird der wieder zu erzählen haben!‘ Aber es war unſer Vater, dem freilich Chriſtian mit ſeiner Rechentafel auf dem Fuße folgte.

„‚Nun,‘ rief meine Mutter, ‚haben ſie geſtanden? Sind die Diebe feſtgenommen?‘

„Aber er ſchüttelte den Kopf und ſchwenkte, ganz außer Athem, ein beſchriebenes Papier in ſeiner Hand. ‚Mutter! Kinder!‘ rief er endlich, ‚es iſt lauter Dunſt geweſen; nun wird Alles wieder gut! Aber dem alten Hennings, dem Mann hätt ich die Füße küſſen mögen! Und das, das hier — das kommt ins Wochenblatt!‘ Seine Augen glänzten, ſeine Stimme bebte; uns war, als ob er Alles durch einander ſpräche. Aber dann gab er mir das Blatt und ſagte: ‚Lies, Nane; aber laut und deutlich! Siehſt du, des Bürgermeiſters Name ſteht darunter, und das Siegel iſt auch dabei gedrückt!‘

„Und dann las ich, und noch heute weiß ich jedes Wort; denn uns Allen war, als ob eine Himmelsbotſchaft in unſer dunkles Haus gekommen wäre. ‚Wenn‘ — ſo ſtand da — ‚einer unſerer geachtetſten Mitbürger, der Brauer Joſias Chriſtian Ohrtmann, durch unbedachte Zungen in Verdacht gerathen, als ob der von dem Körper des hieſelbſt hin-

gerichteten armen Sünders abhanden gekommene Finger ſich in ſeinem Biere vorgefunden, ſo wird zur Steuer der Wahrheit, und um unverdienten Schaden von einem ehrenwerthen Manne abzuwenden, hiedurch bekannt gegeben, daß nach ſorgſamer, durch den hieſigen Herrn Apotheker Hennings unter Zuziehung der Behörde vorgenommener Unterſuchung der Verdacht erregende Gegenſtand ſich lediglich als eine verhärtete Geſt- oder Hefemaſſe herausgeſtellet, welche durch beſondere Zufälligkeiten die Form eines menſchlichen Daumens angenommen hatte.'

„So lautete der Inhalt Wort für Wort," ſagte die Erzählerin; „wer ſollte ſo was auch vergeſſen können! Mein Vater aber hatte plötzlich ſeine Hände vor der Bruſt gefaltet. ‚Mutter! Kinder!' ſagte er ruhig, ‚Gott iſt barmherzig und ein Gott der Liebe! Er prüfet wohl; doch er verläſſet Keinen, der in ſeiner Schwachheit gerecht vor ihm zu wandeln trachtet!' Und dann betete er laut; ich habe niemals ein ſo heißes Dankgebet aus eines Menſchen Munde gehört. Meine vierzehnjährige Schweſter war auf die Kniee geſunken und ſprach ebenſo laut die Worte nach, die über ſeine Lippen ſtrömten.

„Auf unſeren Chriſtian aber hatte die Freudenbotſchaft auch noch eine andere Wirkung. Als wir noch Alle ſchweigend um unſeren Vater ſtanden, bemerkte ich auf einmal, daß er wiederholt mit der doppelten Fauſt als wie zur Übung in die leere Luft hineinſchlug.

„‚Chriſtian! Chriſtian!' rief unſere Mutter, ‚was treibſt du da für Faxen?'

„Chriſtian that erſt noch einen Lufthieb und ſchaute dabei ſehr fröhlich aus ſeinem heut ganz braun und blauen Angeſicht. ‚Verdamm mich, Mutter!' ſagte er, denn er fluchte wirklich mitunter ganz gottesläſterlich; ‚verdamm mich, Mutter! Nun ſollen die Jungens aber Prügel haben!'

„‚Pfui, ſchäm dich!‘ rief ſie. ‚In ſolchem Augenblick an ſo was nur zu denken!‘

„Er ließ zwar etwas beſchämt den Kopf hängen, dann aber murmelte er: ‚Ja, Mutter, verdamm mich! Sie ſollen es aber doch!‘ Und geſchwinde that er noch einmal einen Fauſthieb durch die Luft.

„Mein Vater, der dergleichen ſonſt nicht leiden konnte, ſtrich heute ſeinem hitzköpfigen Knaben nur lächelnd übers Geſicht; er war zu glücklich, um jetzt ein tadelndes Wort zu ſprechen. ‚Hole mir lieber unſeren Lorenz, Chriſtian,‘ ſagte er, ‚damit wir auch ihm den Stein von ſeinem Herzen nehmen!‘

„Und dann wurde Lorenz geholt; und ich las noch einmal. Als ich fertig war, ſtanden dem alten Menſchen die Augen dick voll Thränen.

„‚Sehen Sie wohl, Herr!‘ ſagte er und ſchlug ſich leiſe mit der Hand gegen ſeine Bruſt,

‚Lorenz Hanſen is mein Nam;
Gott hilf, daß ich in'n Himmel kam!‘

„‚Amen!‘ ſagte mein Vater. Dann wurde Chriſtian mit dem Schriftſtück in die Druckerei geſchickt.

— „Als wir ſpäter bei unſerem Nachmittagskaffee ſaßen, bemerkte ich, daß unſer Vater einige Male ganz ſchelmiſch nach ſeinem Pfeifenbrett hinüberblinzelte. ‚Was meinſt du, Nane,‘ ſagte er heiter, ‚wenn du mir heut einmal den großen Meerſchaum ſtopfteſt?‘ — Ich war faſt verwundert; denn da er das Rauchen eigentlich nur für reiche Leute ſchicklich hielt, ſo erlaubte er ſich ſonſt nie vor Feierabend ſeine Pfeife Portorico; die ſilberbeſchlagenen Meerſchaumköpfe aber, die beide ſorgſam mit einem Seidentuch umwunden waren, die kamen ſtets nur Sonntags von der Wand. Als ich deſſen ungeachtet jetzt die ſchöne Pfeife ſtopfte, nickte er mir freundlich zu: ‚Und nun geh auch in die Küche,‘ fuhr er fort, ‚und brenne ſie mir ſelber an; und wenn du das gethan

haſt, dann hole den Kalender und ziehe unter dieſen Tag mit deinem Rothſtift einen breiten Strich! Unſer Wandsbecker Bote hat ſo viel Haus- und Jahresfeſte; nun haben auch wir eines! Und wenn der Tag ſich jährt, dann vergiß niemals, mir ſchon beim Kaffee meinen großen Meerſchaumkopf zu ſtopfen!‘

— „Unſer Vater war wohl kein ſchöner Mann, er hatte nur ſeine treuen blauen Augen; aber an dieſem Tage, und wie er ſo ſeelenfroh aus ſeinem Meerſchaum rauchte, fanden meine Schweſter und ich ihn beide ſo hübſch, daß wir gegenſeitig ihn uns immer wieder zeigen mußten.“

* *
*

Die alte Dame ſchwieg, als ob ihre Erzählung hier zu Ende ſei; mir aber war, als ſei das eigentliche Ziel derſelben noch von ihr zurückgehalten.

„Und weiter?“ frug ich nach einer Weile, da auch Niemand anders ſprach.

„Weiter?“ rief eine muntere Frau an meiner Seite. „Was wollen Sie noch weiter? Ende gut, Alles gut! Es war ja Alles nur um nichts geweſen!“

Ich ſah auf unſere Wirthin, deren ſonſt ſo heitere Augen jetzt mit einem durchdringenden Blicke auf die Sprecherin gerichtet waren. „Da haben Sie Recht,“ ſagte ſie; „es war Alles nur um nichts.“

„Aber die Kundſchaft,“ frug ich, „ſie kam jetzt doch wieder? Und in der nächſten Erntezeit mußte die flinke Nane vor all den durſtigen Krügen und Gemäßen doch wieder auf den Tritt und von dem Tritt aufs Fenſter flüchten?“

Die alte Dame that einen tiefen Athemzug. „Nein,“ ſagte ſie, „ſo etwas iſt niemals wieder vorgekommen; in der Erntezeit des folgenden Jahres paſſirte etwas Anderes, das ich gleichfalls nie vergeſſen werde. Nein, die Kundſchaft,

wie wir sie früher hatten, kam nicht wieder, obgleich es an redlichem Willen im Hause und an Bemühungen gutherziger Freunde nicht gefehlt hat. Der alte Hennings, wenn die Bauern in seine Apotheke kamen, ließ nicht ab, ihnen die Geschichte von dem Gestfinger und die Güte des Ohrtmann=schen Bieres zu verdeutschen; und zuweilen kam er selber mit einer so eroberten Bestellung angelaufen; aber Marx Sievers nebst seinem ganzen Dorfe hat niemals wieder unseren Hof betreten; vielleicht — ich hab das später mehr erfahren — weil er dem sich zu begegnen scheute, gegen den er sich im Unrecht wußte. — Die Geschichte wurde weit und breit be=kannt; aber nur der arge Theil davon fand Glauben! Wenn auswärts Freunde unser Bier empfahlen, so hieß es jetzt wohl: ‚Ohrtmann, Ohrtmann? Ist das nicht der Mann, der den Finger in seinem Biere hatte?‘ Und wurde dann auch der ganze Dunst ersichtlich aufgeklärt, es hieß am Ende doch: ‚Man braucht ja eben nicht vor diese Thür zu gehen; es giebt ja Andere noch, bei denen gutes Bier zu haben ist!‘

„Dergleichen kam uns oft genug zu Ohren. Ja, ein ver=kommener Winkelschreiber, ein Altersgenosse meines Vaters, wagte es sogar, ihm seine Hülfe anzubieten und zutraulich dabei zu äußern, die zwölf Wochenblattszeilchen hätten ihm wohl einen schönen Haufen Geld gekostet; aber das brauche man ja Keinem auf die Nas' zu binden.

„Es mochte nicht viel helfen, daß mein Vater den mise=rablen Kerl zur Thür hinauswarf; es wurde vielleicht nur um desto mehr geglaubt.

„‚Der sprach für Viele!‘ sagte mein Vater, als er uns voll Entrüstung das erzählte. Sonst habe ich ihn niemals klagen hören; er war nur stiller, als er sonst gewesen, und es kam mir oft, als ob sein heißes Dankgebet ihm auf die Seele drücke. Dagegen bemerkte ich, daß er, zumal an Markttagen, jetzt öfter aus dem Brauhaus auf den Weg hinaustrat; nicht als ob dort die Wagen nach dem rothen

Dach jetzt weniger als ſonſt vorbeigefahren wären; aber es war, als triebe ihn etwas hinaus, daß er ſie alle zählen müſſe.

„Meine Mutter vermochte das Unglück und die Entbehrungen, die es mit ſich brachte, nicht immer ſo geduldig zu ertragen; das fühlten nicht blos wir Kinder; ſie konnte mitunter ſogar dahin gerathen, ihrem guten Manne die Schuld des ganzen Unheils beizumeſſen, und immer kam ſie dann auf die ſchon früher getadelte Nachſicht, womit er das abergläubiſche Gethue ſeines Knechts geduldet habe. ‚Ich laß es mir nicht nehmen,‘ ſagte ſie eines Abends, ‚hätteſt du ihm nur das Salzen und Bekreuzen ausgetrieben, die Leute wären nimmer auf das Stück gekommen, den dummen Finger in unſerem Bier zu ſuchen! Aber konnte er den einen Hokuspokus machen, warum denn nicht den anderen? Und warum nicht heute oder morgen wieder einen anderen?‘

„Für gewöhnlich ging Derartiges, da mein Vater ſeine kleine heftige Frau immer bald wieder ins Gleiche brachte, ohne weitere Spur vorüber. Das aber ſollte diesmal nicht ſo ſein. Es war eben vor dem Abendeſſen, und beide ſtanden ſchon an ihren Stühlen, wobei ſie die Stubenthür im Rücken hatten; nur ich hatte geſehen, wie dieſe ſich aufthat und Lorenz, im Begriff hereinzutreten, plötzlich ſtehen blieb, eben als meine Mutter jenen wohl nicht ganz unbegründeten Vorwurf ausſprach. Bevor ich mich in meinem Schrecken noch beſann, hatte ſchon die Thür ſich wieder leis geſchloſſen; dann kamen die Kinder und die Magd herein; aber Lorenz mußte erſt durch Chriſtian gerufen werden.

„Noch heute danke ich meinem Schöpfer, daß ich damals meinen Eltern nichts verrathen habe; denn von nun an war Lorenz wie verwandelt: vor den Gebinden, die im Hausflur lagen, oder hinten vor ſeiner Braupfanne, oder auch nur vor einem Tiſch oder Stuhl im Hauſe konnte er

lange mit ſtarren Augen ſtehen bleiben; ging er aber fort, ſo ſah ich mehrmals, wie er mit der Fauſt ſich über beide Augen fuhr.

„‚Was mag denn Lorenz fehlen?‘ hörte ich eines Abends meine Mutter fragen, die ſonſt dem alten Manne herzlich gut war. ‚Er geht ja umher, als ob er über ſchwere Dinge brüte.‘

„Mein Vater ſchüttelte den Kopf. ‚Ich denke, nichts weiter als uns Anderen auch; du weißt, er trägt an unſeren Sorgen allzeit ſchwerer als an ſeinen eigenen.‘

„Aber am anderen Morgen trat Lorenz vor ihn hin und bat um ſeinen Abſchied; er wiſſe einen jungen Menſchen, der ſogleich an ſeine Stelle treten könne. Mein Vater äußerte nachher, ihm ſei geweſen, als ob ſein altes Erbhaus über ihn zuſammenbräche. Doch Lorenz wollte ſich nicht halten laſſen.

„‚Ich habe mich mit meinem Gott berathen.‘ Auf alle Fragen hatte er nur dieſe eine Antwort; er mochte fürchten, ſonſt nicht ſtark genug zu ſein.

„Und ſo ging er denn, nachdem er über ein Menſchenalter da geweſen war; wie er ſagte, um einer verwittweten Schweſter, die in einem entfernten Dorfe wohnte, in ihrer kleinen Bauernwirthſchaft beizuſtehen. — Aber er hatte die Trennung doch nicht überwinden können; durch Aufkäufer, die im Lande herumreiſten, kamen bald wunderliche Nachrichten von dorther; und kurz vor Weihnachten mußten wir erfahren, daß unſer alter Lorenz als Geiſteskranker in die Landesanſtalt aufgenommen ſei.

„Das waren trübe Feſttage; einen Weihnachtsbaum ohne Lorenz hatten wir Kinder uns ohnehin nicht denken können. Ich allein wußte, weshalb er das Haus verlaſſen hatte, in dem allein noch ſeine Heimath war, und ich trug ſchwer daran; denn ſein Opfer war umſonſt geweſen. Mein Vater plagte ſich mit dem jungen Knecht, aber die Kund-

ſchaft beſſerte ſich nicht; es hatte nicht mehr geholfen als die tapferen Kämpfe, die unſer Chriſtian unermüdlich für die gute Sache ausfocht.

„So ging der Winter zu Ende, und ſo kam der neue Sommer und endlich auch die Erntezeit. Nur für uns war ſie es nicht.

„Wir hatten ſchon die letzten Tage im Auguſt. Unſere zwei Stock hohe Außendiele kam mir ſo groß und einſam vor, ſeitdem nicht jeden Augenblick die Hausthürglocke läutete; dennoch konnte ich es nicht laſſen, wenn die altgewohnte Verkaufszeit heranrückte, mich dort aufzuhalten, um meiſtens müßig durchs Fenſter auf die Straße hinauszuſtarren. — So ſtand ich auch eines Vormittags; es waren kalte trübe Tage eingefallen, und von dem Lindenbaum, der hier vor dem Fenſter ſtand, wehten ſchon einzelne gelbe Blätter. Ich merkte wohl, daß mein Vater neben mich getreten war, aber ich rührte mich nicht; wir ſahen beide, wie die Blätter niederwehten, und mochten beide wohl dieſelben Gedanken haben.

„Da ging draußen ein halb bäuerlich gekleideter Mann mit einem ſogenannten Quäkerhut vorüber; er ſchien ein Fremder, aber dennoch war mir, als müßte ich ihn ſchon geſehen haben. Bevor ich mich jedoch darüber noch beſinnen konnte, bemerkte ich eine haſtige Bewegung an meinem Vater, und als ich aufblickte, ſah ich, daß er den Mund feſt geſchloſſen hatte; aber ich ſah auch, wie ſeine Lippen zitterten. ‚Vater,‘ ſagte ich, ‚fehlt dir etwas? Wer war doch der Mann?‘

„Aber er drückte nur heftig meine Hand und ging dann, ohne ein Wort zu ſagen, nach dem Hof hinaus. Es war, als wenn uns Alles jetzt zum Schrecken werden ſollte.

„Endlich ſchlug es wieder einmal elf auf unſerer Dielenuhr, und ich ging in die Stube und ſetzte mich an meine Näharbeit. Eben, als meine Mutter aus der Küche herein-

trat, läutete es von der Hausthür, und als ich durchs Guckfenſter auf den Flur hinausſah, da war es der Fremde von vorhin. Ich erkannte ihn jetzt wohl; es war ein Hopfenhändler aus Franken, der um dieſe Zeit zu kommen pflegte, um neue Beſtellungen entgegenzunehmen und ſein Geld für die alte Waare einzucaſſiren; er hatte vor zwei Jahren ſogar einen Abend bei uns zugebracht. ‚Geh,‘ ſagte meine Mutter, ‚hole deinen Vater und ſag ihm, daß Herr Abel da ſei.‘“

Die alte Dame machte eine Pauſe. „Ich glaube,“ ſagte ſie dann, „dem Angedenken meines ſeligen Vaters nicht zu nahe zu treten, wenn ich auch dies Wenige noch erzähle; denn wo wäre der Menſch, der der Noth des Lebens in jedem Augenblicke Stand gehalten hätte! —

„Herr Abel hatte ſich geſetzt; ich ging ins Brauhaus, weil ich dachte, daß mein Vater dort beſchäftigt ſei; aber er war nicht dort. Auf dem Rückwege begegnete mir der neue Knecht: auch er wußte nichts; er war im Keller bei der Gerſte geweſen; vielleicht, meinte er, ſei der Herr hinten auf den Weg hinausgetreten. Ich kehrte deshalb noch einmal wieder um; aber da ich auch dort ihn nicht gewahren konnte, lief ich ins Haus zurück. Ich ſuchte im Peſel und in allen Stuben, ſtieg halb die Bodentreppe hinauf und rief ſo laut ich konnte: ‚Vater! Vater!‘ Aber es war Alles umſonſt.

„‚Vater muß ausgegangen ſein,‘ ſagte ich, als ich wieder in die Stube trat.

„‚Ei was!‘ rief meine Mutter. ‚Dort hängt ja ſein Hut am Thürhaken; ihr Kinder verſteht nur nicht zu ſuchen!‘

„Damit ging ſie zur Thür hinaus; und ich hörte ſie im Hauſe und vom Hof her rufen. Aber auch ſie kam kopfſchüttelnd zurück. ‚Ich kann das nicht begreifen,‘ ſagte ſie.

„Herr Abel ſtand auf. Es habe keine Eile, er ſolle jetzt noch weiter nach dem Norden; aber um drei Wochen werde er auf hier zurückkommen; er könne ja auch dann ſeine Geſchäfte mit Herrn Ohrtmann reguliren.

„Ich weiß nicht weshalb; aber als der Mann das ſagte, war mir, als wiſſe ich jetzt Alles, was noch kommen müſſe.

— — „Ein paar Minuten, nachdem er fortgegangen war, trat mein Vater in das Zimmer.

„‚Wo bleibſt du denn, Joſias!‘ rief meine Mutter. ‚Herr Abel iſt eben dageweſen; wir haben dich durchs ganze Haus gerufen!‘

„‚Ich weiß das,‘ erwiderte er — und es war gar nicht, als ob das ſeine Stimme wäre — ‚ich habe es gehört; ich hatte den Mann auch kommen ſehen.‘

„Meine Mutter ſtarrte ihn an. ‚Was ſagſt du, Joſias? — Mein Gott, und wie du ausſiehſt!‘

„Ich bemerkte das nun auch; ſein Haar und ſeine Kleider waren ganz bedeckt mit Staub und Spinngeweben.

„‚So ſprich doch!‘ rief meine Mutter wieder. ‚Um Gottes willen, Joſias, was iſt geſchehen? Wo biſt du geweſen?‘

„Da riß mein Vater uns mit beiden Armen an ſich und drückte uns heftig gegen ſeine Bruſt. ‚Mutter! — Nane!‘ — er ſprach leiſe aber haſtig, als ob er es von ſich ſtoßen müſſe — ‚ich hatte mich verſteckt! — Es war das erſte Mal, daß ich nicht zahlen konnte!‘ — — Er wollte weiter ſprechen; aber der ſtarke Mann brach in lautes Schluchzen aus.

„Meine Mutter hatte ihre Arme ſanft um ſeinen Hals gelegt; mein junger Kopf aber war vor Schrecken über das Gehörte ganz von Sinnen; ich klammerte mich mit beiden Händen an meines Vaters Arm, denn mir war, als müßten wir jetzt Alle fort ins Elend wandern. Da hörte ich ſeine Stimme und fühlte ſeine Hand auf meinem Kopfe: ‚Laß, Nane!‘ ſagte er ruhig; ‚hole mir den anderen Rock, mein Kind! Herr Abel wird noch in der Stadt ſein, ich will jetzt zu ihm gehen.‘

„Wie betäubt that ich, was er mir befohlen hatte; dann lief ich in die Küche und ſetzte mich in einen dunklen Winkel.

Erſt als ich meines Vaters Schritte über den Hausflur und dann gleich danach die Thürſchelle läuten hörte, überfiel mich das Leid um ihn, und ich weinte mich von Herzen ſatt.

— — „Wie die Verhandlung mit Herrn Abel ausgefallen, habe ich nicht erfahren; ich weiß nur, daß wenige Tage darauf die beiden Meerſchaumköpfe von der Wand verſchwunden waren und daß ich unſeren Vater niemals wieder weder ſeine Abend- noch ſeine Sonntagspfeife habe rauchen ſehen. Den Kalender mit dem roth angeſtrichenen Feſttage bewahrte ich noch lange unter meinen alten Sachen; gefeiert iſt der Tag nicht worden, aber wir konnten ihn deſſen ungeachtet nicht vergeſſen.“

Die Erzählerin verſchloß nach dieſen Worten ihre Lippen, und ihre Augen blickten ſeitwärts, als ſei das nicht für fremde Ohren, was jetzt noch aus der Vergangenheit an ihr vorüberziehen mochte.

Ein junger, eifriger Prediger, ihr Neffe, welcher mit in der Geſellſchaft war, hatte ſchon zuvor durch ein vergebliches „Aber liebe Tante!“ zu erkennen gegeben, wie nothwendig er ſeinen Beiſpruch zu dieſer Geſchichte halte; jetzt begann er mit merklicher Unruhe auf ſeinem Stuhl zu rucken. Aber unſere Wirthin war ſelber eine zu unerſchütterliche Chriſtin und fühlte zu genau, wo er hinaus wollte, als daß ſie ſeinem drohenden Einwande nicht ſogleich die Spitze abgebrochen hätte. „Lieber Hieronymus,“ ſagte ſie, „es iſt wohl Niemand hier, der an Gottes Barmherzigkeit einen Zweifel hegen möchte, obwohl — die Wahrheit zu ſagen — deine Großeltern in ihrem langen Leben wenig genug davon erfahren haben; aber wir wiſſen ja auch, daß ſie oftmals im Verborgenen ihre Ader fließen läßt, um dann am rechten Orte deſto ſegensreicher aufzuſprudeln. Freilich der Segen kam zumeiſt auf ihre Kinder; und auch ich mußte ſpäter, als meine kleine Schweſter groß und kräftig geworden war, bei fremden Leuten dienen; aber dadurch“ — und ſie warf

einen unaussprechlich herzlichen Blick auf ihren alten neben ihr sitzenden Mann — „kam ich zu dir, mein Vater, und die fremden Leute wurden meine eigenen! Und wie es dann gekommen, daß mein Bruder, der wilde Christian, ein stattlicher Bürger und gar der zweitgrößte Brauer in unserem Lande wurde, — um das zu erzählen, bin ich eine viel zu gehorsame Ehefrau.“

Der Neffe wollte wieder etwas sagen, aber seine Tante ließ ihn wieder nicht zu Worte kommen. „Gewiß, lieber Hieronymus,“ sagte sie, „deine seligen Großeltern waren Leute, welche die Wohlfahrt ihrer Kinder für ein größeres Glück erachteten als ihre eigene; und dahin — das wolltest du wohl sagen — hat jener Finger doch den Weg gewiesen! Auch hast du selber ja noch Beide mit ihren stillen und zufriedenen Angesichtern hier in diesen Lehnstühlen, worin nun ich und dein alter Onkel sitzen, von ihrer harten Lebensarbeit ruhen sehen! An seinem ersten Geburtstage, den dein Großvater hier in unserem Hause lebte, hatte dein Onkel ihm sogar eine neue Meerschaumpfeife bei seinem Morgenkaffee hingelegt, wie er so schön sie früher nie besessen hatte. Der alte Mann wurde heftig dadurch bewegt; er nahm das schwarze Sammetkäppchen von seinem ehrwürdigen Haupte, und seine Lippen bebten, als wiederhole er jetzt das heiße Dankgebet, das er vor dreißig Jahren wohl zuletzt gesprochen hatte. Er ließ sich auch von mir ein Seidentüchlein geben, um sorgsam den schönen Kopf darein zu hüllen; geraucht aber hat er nicht daraus; das, meinte er, habe er in der langen Zeit verlernt.“

Der junge Gottesmann hatte sich mit etwas strengem Ausdruck, aber dennoch, wie es schien, nicht völlig unbefriedigt in seinen Stuhl zurückgelehnt. Dagegen versuchte ich es noch mit einer Frage. „Und Lorenz?“ sagte ich. „Blieb er in der Anstalt? Ist er dort gestorben?“

„Nein,“ erwiderte unsere gute Wirthin, und ihr Antlitz

gewann auf einmal wieder seinen alten Ausdruck heiterer Behaglichkeit. „Er ist glücklich wieder herausgekommen und hat noch jahrelang in meines Bruders Haus gelebt. Nur ein wenig wunderlich war er geblieben; er hatte, wie Christian sagte, sich eine ganz glückselige Dummheit zugelegt; denn wie er einst geglaubt hatte, daß unsere altmodische Brauerei durch ihn zu Grunde gehen werde, so glaubte er jetzt, daß diese neumodische, von der er nichts verstand, nicht ohne ihn bestehen könne.

„Als derzeit bei einem Besuche mein Bruder mir alle seine großen Anstalten und Gelegenheiten zeigte, klopfte er in einem Durchgange, der von dem Wohngebäude in die Brauerei führte, an eine der seitwärts befindlichen Thüren. ‚Und hier wohnt unser Lorenz!‘ sagte er.

„Er hätte es mir nicht zu sagen brauchen; denn über der Thür, in Ermangelung eines Wandbetts, das er hier in der Kammer nicht besaß, stand mit Kreide der alte Spruch geschrieben; nur hatte er jetzt seinen Namen mit dem seines alten Herrn verwechselt, und so lautete es hier:

Josias Ohrtmann is mein Nam;
Gott hilf, daß ich in'n Himmel kam!

„Jetzt sind sie beide schon seit lange dort; und so endet diese Geschichte wie hoffentlich auch alle anderen Geschichten auf dieser Erde. Aber das habe ich meinem Bruder doch gesagt, daß er es mit seinem Gest in Obacht nehmen solle.“

Sie schwieg und reichte ihrem alten Eheherrn die Hand, der sie wie das Kleinod seines Lebens in die seine nahm. — Und dafür, indem wir jetzt die Feder fortlegen, halten auch wir die Hand einer jeden wahrhaft guten Frau.

Inhaltsverzeichniß
zu
Theodor Storm's Sämmtlichen Werken.

Neue Ausgabe in acht Bänden.

Band I.

Immensee.
Späte Rosen.
Auf dem Staatshof.
Ein grünes Blatt.
Im Schloß.
Unter dem Tannenbaum.
Abseits.
Von jenseit des Meeres.
Angelika.
Im Sonnenschein.

Band II.

In St. Jürgen.
Eine Malerarbeit.
Auf der Universität.
Posthuma.
Wenn die Äpfel reif sind.
Drüben am Markt.
Der kleine Häwelmann.
Geschichten aus der Tonne: Die Regentrude. Der Spiegel des Cyprianus. Bulemanns Haus.
Im Saal.
Veronika.

Band III.

Marthe und ihre Uhr.
Hinzelmeier.
Viola tricolor.
Draußen im Haidedorfe.
Zerstreute Capitel: Der Amtschirurgus; Heimkehr. Lena Wies. Von heut und ehedem. Zwei Kuchenesser der alten Zeit. Von Kindern und Katzen und wie sie die Nine begruben.
Aquis submersus.
Beim Vetter Christian.

Band IV.

Eine Halligfahrt.
Pole Poppenspäler.
Waldwinkel.
Ein stiller Musikant.
Psyche.
Eekenhof.
Im Brauerhause. (Erschien zuerst unter dem Titel: Der Finger.)

Band V.

Renate.
Carsten Curator.
Ein Doppelgänger.
„Es waren zwei Königskinder".
Zur Wald- und Wasserfreude.

Band VI.

Hans und Heinz Kirch.
Zur Chronik von Grieshuus.
Der Herr Etatsrath.
Ein Fest auf Hadersleyhuus. (Erschien zuerst unter dem Titel: Noch ein Lembeck.)

Band VII.

Bötjer Basch.
Schweigen.
Der Schimmelreiter.
Die Söhne des Senators.

Band VIII.

Im Nachbarhause links.
John Riew'.
Ein Bekenntniß.
Erinnerungen an Eduard Mörike.
Gedichte.

(Umfang eines jeden Bandes 20 bis 21 Bogen.)